This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

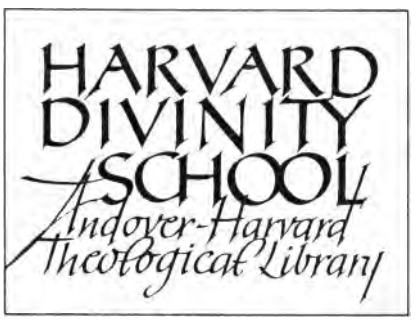
Über Google Buchsuche

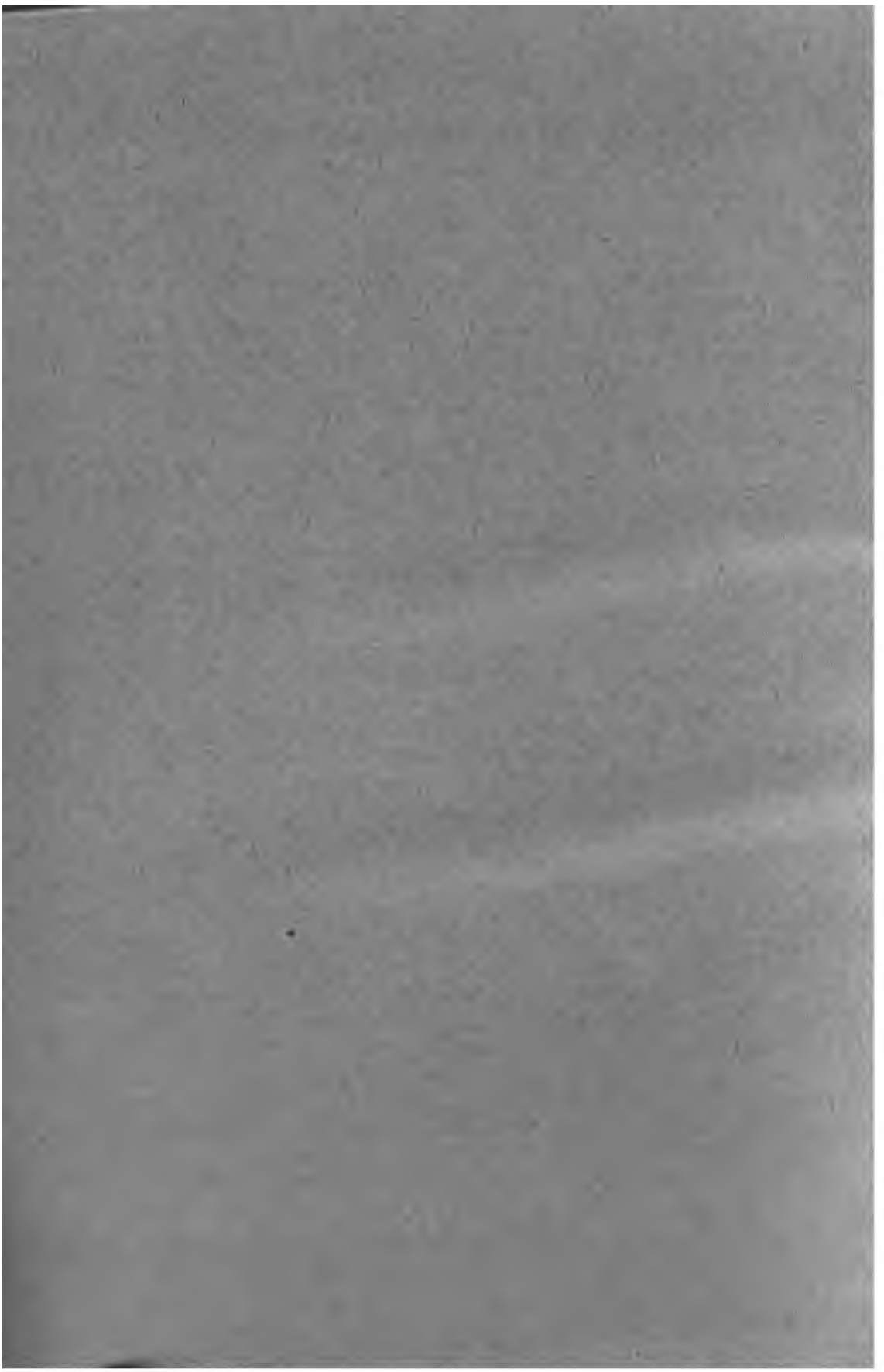
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Reformationsgeschichte Württembergs

von C. R. Schmid

Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn


HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library



Ottmar Schönhuth
1934

Reformationsgeschichte Württembergs

umfassend
die im heutigen Königreich Württemberg vereinigten Gebiete

von

Reinhold Schmid.

Mit 40 Abbildungen nach Gemälden, Kupferstichen und Holzschnitten
und 7 Zeichnungen von Georg Barlösius.

Heilbronn.
Verlag von Eugen Salzer.
1904.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, in Heilbronn.

7
.W8
29

Inhalts-Verzeichnis.

I. Kapitel: Württemberg am Vorabend der Reformation S. 1.

Städtekultur, Verkehr und Wohlstand S. 2. — Kunst S. 3. — Gesellschaftsleben S. 4. — Bildung S. 5. — Kirchliche Frömmigkeit S. 7. — Neue Ansätze der Frömmigkeit S. 10. — Machtstellung der Kirche S. 12. — Zerrüttung von Staat und Gesellschaft S. 14. — Zerfall der Kirche S. 17. — Die Klöster S. 19. — Die Weltgeistlichkeit S. 21. — Gründe des Verderbens S. 22. — Reformationsversuche S. 24.

II. Kapitel: Die Anfänge S. 28.

Luthers Auftreten S. 28. — Wirren in Wirtemberg S. 29. — Die ersten Eindrücke von Luthers Auftreten S. 31. — Langsames Eindringen ins Volk S. 32. — Die ersten Prediger S. 33. — Durchschlagendes Auftreten Eberlins in Ulm S. 33. — Der Wormser Reichstag S. 35.

III. Kapitel: Die Sturmjahre S. 37.

Wirkung des Wormser Reichstags S. 37. — Die Volksstimmung S. 38. — Die evangelische Predigt in den Reichsstädten S. 39. — Zurückhaltung in Ulm S. 40. — Fortschritt in Reutlingen, Hall S. 42. — Eßlingen S. 42. — Unterdrückung in Wirtemberg S. 43. — In Hohenberg S. 45. — Weitere Gebiete S. 46. — Flugschriften und Volksliteratur S. 46. — Zweiter Nürnberger Reichstag und seine Folgen S. 50. — Sieg in Reutlingen S. 51. — In Ulm S. 52. — In Hall S. 53. — In Gmünd S. 53. — Einschreiten König Ferdinands S. 53. — Alber vor dem Reichsgericht S. 55. — Reformation und Bauernbewegung S. 56. — Ausbruch des Bauernkriegs S. 61. — Die Niederlage S. 65. — Rettung der Reformation S. 66.

IV. Kapitel: Die neue Kirche in den Reichsstädten S. 68.

Crailsheim, Reutlingen S. 68. — Hall S. 69. — Heilbronn S. 71. — Ulm S. 71. — Rottweil S. 71. — Uebrige Gebiete S. 72. — Ohnmacht der alten Kirche S. 72. — Neue Feinde, die Täufergemeinde S. 73. — Blutige Verfolgung der Täufer, Sattler S. 78. — Bader S. 79. — Stellung der Evangelischen hiezu S. 80. — Abendmahlsstreit S. 80. — Speyerer Reichstag von 1529, Protestation S. 84. — Bündnisbestrebungen S. 86. — Marburger Gespräch S. 87. — Scheitern der Einigung S. 88. — Augsburger Reichstag S. 90. — Ablehnung des Abschieds S. 94. — Schmalkaldischer Bund S. 95. — Memminger Beschlüsse, Blarer S. 96. — Ausbau der neuen Kirche in Ulm und Biberach S. 97. — In Eßlingen S. 102. — In Isny S. 103. — Reutlingen S. 104. — Heilbronn S. 104. — Hall S. 104.

V. Kapitel: Herzog Ulrichs Rückkehr und die Reformation in Wirtemberg S. 108.

Ulrichs persönliche Entwicklung S. 108. — Die Rückkehr S. 109. — Vermittelnde Richtung der Reformation, Blarer und Schnepf S. 111. — Die Reformationsarbeit S. 112. — Aufnahme in den Gemeinden S. 114. — Abschaffung der Messe S. 114. —

Reformation der Klöster S. 115. — Universität und Schulen S. 117. — Die neuen Ordnungen von 1536 S. 120. — Das Kirchengut S. 122.

VI. Kapitel: Die Weiterentwicklung der evangelischen Kirche S. 124.

Visitation in Wirtemberg, kirchliche und sittliche Zustände S. 124. — Katholische Neigungen, Bilderfrage S. 126. — Blarers und Schnepfs Rücktritt, Brenz S. 127. — Wachsen der evangelischen Strömung in Hohenberg u. s. w. S. 127. — Reformation in Giengen a. B. S. 128. — In Hohenlohe S. 129. — In Ravensburg, Bopfingen, Leutkirch S. 130. — Kampf gegen die Wiedertäufer S. 131. — Schwenkfeld S. 132. — Seb. Frank S. 134. — Wittenberger Konkordia, Sieg des Luthertums S. 136.

VII. Kapitel: Die Feuerprobe S. 131.

Unionsversuche und Religionsgespräche S. 131. — Schmalkaldischer Krieg S. 143. — Die Niederlage S. 144. — Das Interim S. 146. — Aufnahme desselben S. 146. — Gewaltmaßregeln des Kaisers, Brenz S. 147. — Der Kaiser in Ulm S. 148. — Entlassung der Prediger S. 149. — Das Interim unmöglich S. 151. — Heimliche Wiederherstellung der evangelischen Kirche S. 153. — Reichstag in Augsburg, Herzog Ulrichs Tod S. 154. — Das Interim gescheitert S. 155.

VIII. Kapitel: Herzog Christoph und Brenz S. 157.

Herzog Christophs Persönlichkeit S. 157. — Anfänglich kaisertreues Verhalten S. 159. — Konzil in Trient S. 160. — Fortdauer der Reste der Interimskirche S. 161. — Letzter Versuch des Kaisers für das Interim, Hasenrat S. 162. — Der Fürstenkrieg S. 162. Aufräumung mit dem Interim S. 163. — Ausdehnung der evangelischen Kirche, Hohenlohe S. 164. — Kleinere Herrschaften und Ritterorte, Aalen S. 165. — Zustände in der katholischen Kirche, Gmünd S. 166. — Franken S. 166. — Die wirtembergische Landeskirche, große Kirchenordnung von 1559 S. 167. — Geistlichkeit, Lehre, Leben S. 170. — Predigt S. 172. — Kirchlichkeit des Volkes S. 172. — Sittlichkeit des Volkes S. 174. — Soziale Zustände, staatliche Gesetzgebung und Verwaltung S. 176. — Kunst, Wissenschaft, Bildung, Schule S. 178. — Die Bedeutung der wirtembergischen Kirche nach außen S. 181. — Evangelisations- und Liebestätigkeit S. 182. — Herzog Christophs und Brenz' Tod S. 183. — Abschluß S. 184.

Vorwort.

In der Absicht, eine dauernde Erinnerung an das 1899 gefeierte Brenzjubiläum zu stiften, erließ der Vorstand des württembergischen Hauptvereins des evangelischen Bundes im Jahr 1900 ein Preisausschreiben für eine in „edler volkstümlicher Sprache" gehaltene Schrift, welche auf Grund des neuesten Standes der Wissenschaft die Reformationsgeschichte der im heutigen Königreich Württemberg vereinigten Gebiete darstellen sollte. Das Preisgericht bildeten die Herren Dr. Bossert in Nabern, Dr. Hieber und Dr. Ernst in Stuttgart. Von drei eingereichten Arbeiten erhielt die hier vorliegende den 1. Preis. Nachdem das Büchlein also das Feuer des Preisgerichts glücklich überstanden, übergebe ich es mit einigem Bangen dem noch viel gefährlicheren Reinigungsfeuer der Oeffentlichkeit. Dem einen werde ich zu viel, dem andern zu wenig geben, dem einen zu gelehrt, dem andern zu populär erscheinen. Immerhin, obgleich zu Nutz und Frommen des Lesers der gelehrte Aufputz der Anmerkungen und Zitate weggeblieben ist, wird dem Kundigen nicht entgehen, daß ich mich bemüht habe, die Ergebnisse der so überaus reichen Forschung der letzten Jahrzehnte zu verwerten und auch hie und da selbst aus den Quellen zu schöpfen. Aber wenn es eine lesbare und für jedermann interessante Darstellung werden sollte, schien es mir unmöglich, sämtliche, auch die kleinen und kleinsten Gebiete — über 100 Ritterdörfer! — bis ins Einzelne zu verfolgen. Dann wäre ein Nachschlagebuch, ein Sammelsurium daraus geworden. Wer sich über sein besonderes Dorf unterrichten will, greife zu seiner Oberamtsbeschreibung. Wer aber als Liebhaber der heimischen Geschichte gerne sehen möchte, wie der große Sturm des 16. Jahrhunderts durch unsere Gaue brauste, wer die Männer kennen lernen möchte, die damals gearbeitet und gelitten haben, und die Gebilde, die durch ihre Arbeit entstanden sind, der wird, hoffe ich, das Büchlein nicht ohne Freude lesen und nicht ohne einigen Nutzen aus der Hand legen. Für Ausstattung und Bilderschmuck hat der Herr Verleger Mühe und Kosten nicht gescheut, und der Künstler, der ihm mit seinen Zeichnungen im Stil und Geist des Reformations-Jahrhunderts zu Hilfe gekommen ist, wird sich auch seine Freunde erwerben. Noch habe ich die angenehme Aufgabe, den Herren Bossert und Ernst für manche wertvolle Ausstellungen und Verbesserungsvorschläge, die ich, soweit möglich, berücksichtigt habe, bestens zu danken.

Oberholzheim, November 1903.

R. Schmid.

Erstes Kapitel.

Württemberg am Vorabend der Reformation.

„Es erben sich Gesetz und Rechte
wie eine ewige Krankheit fort."

Als der Morgen des 16. Jahrhunderts über unserem Vaterlande heraufstieg, ist niemand auf den Gedanken verfallen, seinen Einzug mit Glocken einzuläuten. Und doch war den Gemütern der Menschen damaliger Zeit die Ahnung gar nicht fremd, daß man entscheidungsvollen Tagen entgegengehe, ja daß das kommende Jahrhundert die große Veränderung aller Dinge bringen müsse, nach der schon längst die Besten im Volk sich sehnten. Im Jahr 1496 war Eberhard im Bart, Wirtembergs vielgeliebter Herr und erster Herzog, gestorben mit dem unerfüllt gebliebenen Wunsch, die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu erleben. In diesem Wunsche war er einig mit der großen Mehrzahl der Gebildeten geistlichen und weltlichen Standes. Alle aber, die sich irgend zu den Gebildeten zählten, lauschten mit hellem Entzücken den Offenbarungen aus der neu entdeckten alten Kulturwelt der Griechen und Römer und hofften auf den Anbruch eines goldenen Zeitalters der Kunst und Wissenschaft, das die Barbarei des Mittelalters endlich vertreiben sollte. Hand in Hand damit gingen unzählige Pläne von Reformen in Reich, Staat und Gesellschaft. Während die Fürsten auf unendlichen Reichstagen über der Not der Zeit

Herzog Eberhard im Bart.
Nach dem Stich von A. M. Wolffgang.

tagten und tafelten, gärte und brauste es in der dumpfen Tiefe des schwer gedrückten Bauernstandes. Die soziale Revolution pochte vernehmlich an die Mauern der Städte und an die Burgen des Adels.

Eine widerspruchsvolle Zeit! Wenn man in sie hineinschaut mit dem mehr oder weniger bewußten Vorsatz, alles verkehrt zu finden, was die Reformation geschaffen, und also alles gut, was vorher gewesen ist, so kann man leicht Farben genug zu einem wundervollen Glanzbild finden. Auch dem Zeitgenossen selbst, der aus dem 15., dem „dunklen Jahrhundert", wie man schon damals sagte, herüberkam, drängte sich der Eindruck auf, daß man gewaltige Fortschritte gemacht habe. Wie war nur, einer steigenden Flut gleich, der Weltverkehr ins Ungeheure gewachsen. Schwaben nahm darin eine so hervorragende Stelle ein, wie später niemals mehr. Freilich weniger das heutige Württemberg, als die Hauptstädte von Schwaben im alten Sinn, Augsburg, Straßburg, Basel. Doch tat auch Ulm es ihnen an Reichtum und Ansehen fast gleich. Man spürte den Wellenschlag des Weltverkehrs bis in die letzte der kleinen Reichsstädte und Städtchen, an denen das Schwabenland so reich war. Die Jahre, welche Columbus über den unbekannten Ozean zu neuen Welten führten, sahen auch die Schranken niedergerissen, welche die geschlossenen Kreise des Binnenlandes von einander trennten. Durch Württemberg führte wie heute noch die uralte Weltstraße, von Ulm über Geislingen und Cannstatt nach Pforzheim und an den Rhein. Aber man traf die Kaufleute der schwäbischen Städte auch auf allen Märkten Europas, in Italien, in den Niederlanden in Spanien. Die Früchte des lebhaften Güteraustausches begannen sich zu zeigen in dem wachsenden Reichtum. Kapitalien sammelten sich in einzelnen Händen an, deren Größe das Staunen der Welt erregte. Denn noch immer war man gewöhnt, den Besitz von Grund und Boden als die einzige Form des Reichtums anzusehen. Die alten Herren vom Adel sahens mit unverhohlenem Neid, wie ihnen die neuen Herren vom Handel und Gewerbe den Rang abliefen. Sie schalten weidlich auf die „vermauerten Bauern", so wenig sie das Geld der Städter und gelegentlich den Schutz ihrer Mauern entbehren konnten, oder die Freuden des Stadtlebens entbehren wollten. Aber nicht nur das Geld floß in den Städten zusammen: der Kaufmann, der in Venedig und in Antwerpen, in Barcelona und Lissabon wohlbekannt war, brachte aus der Fremde auch einen weiteren Gesichtskreis und größere Weltkenntnis mit. Und gleich ihm zog die bildungsdurstige Jugend in die Ferne. Auch die Söhne Schwabens studierten in Bologna und Padua, in Paris und in Löven. Die Pilger nach Rom oder dem heiligen Land reisten nicht mehr bloß um der Frömmigkeit willen. Sie waren gewöhnt, die Augen aufzutun, Land und Leute zu betrachten und daheim zu berichten. Der moderne Mensch von dazumal mußte in Europa und ums Mittelmeer herum Bescheid wissen. Da konnte man an der Tafel des Herrn v. Zimmern in Oberndorf wohl sein Gespött haben mit dem dummen Pfaffen, der nicht wußte, daß Antwerpen in weiter Ebene liegt.

Die solide Grundlage des weit ausgebreiteten Handels der schwäbischen Städte bildete ihr blühendes Handwerk, jetzt unter dem Einfluß des Großkapitals schon modernem

Fabrikbetrieb sich nährend. Aber auch die Landesprodukte wurden eifrig gewonnen und ausgeführt. Das Salz von Hall bildete die Hauptnahrungsquelle der Stadt. Die Silberbergwerke von Bulach und viele kleine Eisengruben standen in hoher Blüte. Neckar und Donau abwärts schwamm nicht nur das Holz der Bergwälder, sondern auch der überreiche Weinertrag so vieler Täler und Halden, deren einstiger Weinbau jetzt nur gerechtes Staunen erweckt. Der Kornüberfluß ging in die Schweiz. Ein Zug betriebsamer Geschäftigkeit, der an moderne Eile und Rastlosigkeit erinnert, geht durch die Städte und wirkt aufs ganze Land. Man beginnt zu empfinden, was erstmals Sebastian Frank in Worte gefaßt hat, daß die Zeit ein teures Gut sei, damit wir so karg sein sollen, daß wir niemals etwas Unnützes tun.

Doch ging die Unruhe des Erwerbslebens noch nicht so weit, den Menschen Zeit und Lust zum behaglichen, breiten Genuß des Lebens zu nehmen. Waren doch die Mittel, das Leben schöner und reicher an Abwechslung zu gestalten, jetzt in größerer Fülle vorhanden, als je zuvor. Der Handel brachte ausländische Tücher, Seide, Gewürze und Weine. Da half kein Verbot und keine Besteuerung, wie sie vorsorgliche Stadtväter und geldbedürftige Landesherren einführten. Der Zug zum Besserlebenwollen ließ sich nicht aufhalten. Man schuf auch jetzt den schönen Rahmen für das bunte Getriebe. Die Straßen der Städte wurden breiter und reinlicher. Die breiten, gepflasterten Straßen Ulms fielen dem Fremden auf. Der Bau der Privathäuser wurde reicher und solider.

Killianskirche in Heilbronn
nach ihrer Erneuerung (1886—1895).

Die Behaglichkeit des Wohnens, die Freude am Schmuck des eigenen Heims mehrte sich. So kam die neumodische Kunstweise, die man aus Italien übernahm, vor allem dem Bürgerhaus und seiner inneren Einrichtung zu gut. Eben um die Wende des Jahrhunderts wurde dieses Einströmen der italienischen Renaissancekunst

stärker. Die deutschen Künstler bemächtigten sich der neuen Art mit Freuden und verschmolzen sie mit den Ueberlieferungen der heimischen gotischen Weise. Die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts sahen eine Blüte der bildenden Kunst, wie sie jetzt wieder den sehnlichen Traum der Künstler und Kunstfreunde bildet, einer Kunst, die aufs tiefste mit dem ganzen Leben des Volkes verwachsen war und selbst die Gegenstände des gewöhnlichen Gebrauchs verschönerte. Auch Schwaben hat daran seinen rühmlichen Anteil. Da blühte die Ulmer Malerschule, deren berühmtester Meister, Zeitblom, bis 1514 lebte, da entstanden die herrlichen Schnitzereien der beiden Syrlin im Münster in Ulm und in Blaubeuren, die Werke der Uracher Meister Christoph und Joseph Schmid, die Oelberge in Ulm, an der Leonhardskirche in Stuttgart und als erstes Beispiel eines Monumentalbaus im neuen Stil der Kiliansturm in Heilbronn. Und wie die großen Meister in öffentlichen Werken ihre Kunst bewiesen, so malten, hämmerten und schnitzten die Handwerker nach ihren Anregungen. Künstler und Handwerker standen als Zunftgenossen menschlich und geschäftlich einander nahe. Ein künstlerischer Schimmer breitete sich über das ganze Leben der farben- und gestaltenfrohen Zeit. Nicht nur das Innere der Kirchen und Häuser füllte die Kunst mit ihren Werken, selbst ganze Straßenfronten überzog man mit bunten Gemälden, wie man es in Italien gesehen; der rechte Hintergrund zu dem Gewimmel farbiger üppiger Trachten und dem saftigen Genußleben, das sich in den Häusern und Straßen regte.

Froh zu sein und Feste zu feiern, verstand man damals, wenn je. Hochzeiten und Kindstaufen, Schützenfeste und Heiligentage, Kirchweihen und Märkte schlangen einen lieblichen Kranz durch das Jahr des arbeitsamen Bürgers und selbst des armen und verachteten Bauern. Pferderennen, Ritterspiele, Fürsteneinzüge sorgten neben den kirchlichen Prozessionen für die nötige Augenweide. Wenn die Großen Feste feierten, wie die berühmte Hochzeit Herzog Ulrichs mit der bayrischen Sabine, so sorgte man auch für den gemeinen Mann. Da mußte dem Fürsten voran der Herold Silbermünzen auswerfen. Etliche am Spieß gebratene Ochsen und fließende Weinbrunnen ließen das Volk Anteil nehmen an den Genüssen der Hoftafel. Das Volk aber war noch naiv genug, sich der Schaustellung der Pracht und des Reichtums zu freuen, ja sie zu fordern. Niemand rechnete ängstlich mit den Schulden, die nachher etwa zu bezahlen waren. Gewiß, der allgemeine Umgangston war dabei roh, die Sprache oft gesucht grob, die Unterhaltung derb, ja über alle unsere Begriffe gemein und unsittlich. Der Hof Herzog Ulrichs galt bei all seinem Glanz mit Recht für einen der anständigsten in Deutschland. Aber auch Ulrich konnte sich mit seinen Edelleuten kindische Scherze gestatten, die sich heutzutage kaum mehr abdrucken lassen. Unter der guten Gesellschaft in Rottweil galt es als ein Hauptvergnügen, sich zum Schluß eines fröhlichen Abends mit Spülwasser, Asche, Lumpen und allem, was grad zur Hand war, zu bewerfen, bis Kleider, Zimmereinrichtung und alles hin war. Man nannte diesen geistreichen Zeitvertreib „Maiseln“ und die hochwürdigen Herren Aebte von Alpirsbach und St. Georgen waren selbst mit großem Eifer dabei. War es oben so, so ists kein Wunder, daß eine rechte „Bauernkirbe“ von dazumal noch etwas derber zu sein und namentlich handgreiflicher

auszugehen pflegte, als heute. Viel schlimmer war die Auflösung aller Begriffe von geschlechtlicher Sittlichkeit. Da sucht man jedenfalls am Ausgang des Mittelalters vergeblich die gute alte Zeit. „Frauenhäuser" bestanden in jedem Städtchen, wie Kirchheim oder Isny, nicht zu reden von Ulm, das als Großstadt mit seinen vielleicht 20 000 Einwohnern deren mehrere besaß, unter wohlwollender Aufsicht eines ehrsamen Rats. Ja sogar die Kirche verschmähte es nicht, von dem Sündengeld der Frauenhäuser regelmäßige Einkünfte zu beziehen, so z. B. in Rottenburg. Schwaben hatte den zweifelhaften Ruhm, weithin diese Häuser mit Bewohnerinnen zu versorgen. So war denn auch die Heiligkeit der Ehe nicht sehr fest in den Gemütern gewurzelt. Der Schatz geläufiger Erzählungen und Witze, wie ihn die Zimmern'sche Chronik überliefert, die gute Aufnahme, welche die pikante und schamlose italienische Literatur, darin die Vorläuferin der französischen, in Deutschland fand, redet deutlich genug. Da gilt auch: es ist nichts Neues unter der Sonne. Nur ein Unterschied ist gegenüber späteren und etwa heutigen Zuständen: das ist die wahrhaft verblüffende Ehrlichkeit und Unbefangenheit, mit der jene Zeit auch in ihren Lastern sich bewegte. Es sei nur als ein Zeugnis erwähnt, daß ein schwäbischer Schriftsteller jener Tage der Aebtissin von Lichtenstern ein Buch über die Heilung der Franzosenkrankheit widmen konnte.

Man ging doch nicht ganz unter im Mammonsdienst und im grob sinnlichen Genießen. Schon die Blüte der Kunst zeigt das höhere Streben der Geister. Diese Blüte wäre nicht denkbar ohne den mächtigen Fortschritt der allgemeinen geistigen Bildung, der sich jetzt sichtbar zeigte, nachdem zwei Generationen vorher in eifriger Schularbeit dran gebaut. Jetzt lebten Männer, wie Michael Hummelberg in Ravensburg. Er stammte aus einem alten Kaufmannshaus, lebte aber nach Studien in Heidelberg, Paris und Rom zu Hause der behaglichen, wissenschaftlichen Muße, beschäftigt mit der Welt des Altertums und in eifrigem, brieflichem und persönlichem Verkehr mit allen Größen der Wissenschaft. In Ulm, das eine Gelehrtenschule besaß, waren unter den oberen Klassen der Bürgerschaft zahlreiche Freunde der neuen Studien, ebenso in Eßlingen, wo schon der Vater der neuen Richtung in Schwaben, Nikolaus von Wyl, gelebt und gewirkt hatte. Die Zahl der Studierenden auf inländischen und fremden Hochschulen schwillt ins Unglaubliche. Der Ulmer Dominikaner Fabri (gestorben 1502) rühmt, daß bald kaum ein Städtchen mehr sei, wo nicht ein studierter Magister oder Bakkalaureus sich finde, während man solche in seiner Jugendzeit wie Wundertiere angestaunt habe. Vor allem aber kam Wirtemberg in den Ruf, eine Heimstätte der höchsten Bildung zu sein durch Johann Reuchlin, den soliden, ehrlichen, persönlich konservativ gesinnten Gelehrten, der zu den klassischen Sprachen, Latein und Griechisch, den Deutschen die Kenntnis des Hebräischen vermittelte und so nicht nur zum Verständnis des Alten Testaments, sondern auch zu der fremdartigen geistigen Welt des Orients die Brücke schlug. In Pforzheim geboren, ist Reuchlin in Wirtemberg heimisch geworden als hochgeschätzter Rat und Freund Eberhards im Bart, und geblieben, bis der Sturz des Herrscherhauses auch ihn vertrieb.

Die neugegründete Universität in Tübingen, die Eberhard gestiftet „damit zu

graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt geschöpft werden möge tröstliche und heilsame Weisheit zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit" erwies sich wirklich als eine Quelle frischen geistigen Lebens von Anfang an. Sie stand unter dem Zeichen des Humanismus, zumal seit Heinrich Bebel, ein Bauernsohn von Justingen, 1497 Professor geworden war. Bebel war ein echter humanistischer „Poet", nicht geplagt von sittlichen Anwandlungen und Gewissensbissen, gewandter lateinischer Schriftsteller und Besitzer einer scharfen Feder. Neben ihm wirkten Brassikan, Hildebrand, jüngere Gelehrte wie Franz Kircher von Stadion und seit 1512 Philipp Melanchthon, mit seinen 15 Jahren ein Wunderkind, gelehrter als viele Professoren. Doch auch die Theologen älterer Richtung hielten in Tübingen gute Freundschaft mit den Männern der modernen Bildung. Dem theologischen Kollegen Summenhart († 1502) hat Bebel, der sonst der Geistlichkeit wenig hold war, einen schönen poetischen Nachruf gewidmet. Summenhart trug dem Zug der Zeit Rechnung, indem er das Studium der Bibel empfahl und beförderte und zwar schon unter Zuhilfenahme des hebräischen und griechischen Textes. In stärkerem Gegensatz zur alten Theologie vertrat gleichzeitig Paul Skriptoris aus Weilderstadt diese biblische Richtung. Er war Guardian des Franziskanerklosters in Tübingen, ein vielseitiges Genie, Mathematiker, Sprachenkenner und Volksprediger. Der Same, den diese Männer ausstreuten, ist nicht spurlos verschwunden. Unter ihren Hörern waren auch Johann Staupitz, wohlbekannt aus Luthers Vorgeschichte und Johann Mantel, ebenfalls später in Wittenberg und erster evangelischer Prediger in Stuttgart. Ein starkes, vielversprechendes Drängen und Treiben war überall zu spüren. Die neue Wissenschaft wagte die Reiche des Gedankens und der Geschichte mit neuen Mitteln zu durchforschen. Unendlich reich gegenüber der Vergangenheit wußte sich der Sohn des Jahrhunderts und begann sich in seiner Freiheit und geistigen Kraft zu fühlen gegenüber allem, was alt und hergebracht war.

Wie viel weiter reichte jetzt auch der Einfluß neuer Ideen seit der Feder des Gelehrten die Buchdruckerpresse zur Verfügung stand! Die neue Kunst hatte sich auch in Schwaben rasch eingebürgert, blühte in Ulm, in Reutlingen, auch in Stuttgart, Eßlingen und anderwärts und that das Ihrige, neue Kenntnisse der Geschichte und der Gegenwart unters Volk zu bringen. Man hatte auch schon gelernt, sich der Presse zur Beeinflußung der öffentlichen Meinung in brennenden Tagesfragen zu bedienen. Eine Menge von Schriften und Gegenschriften hat z. B. der lange Streit Herzog Ulrichs mit seinen Gegnern hervorgerufen. Beide Parteien riefen das Urteil des Volkes an. Da mußte besonders das volkstümliche Lied herhalten, und manche schöne Probe davon zeigt, daß dieser Zweig der deutschen Dichtkunst damals noch kräftiges Leben hatte. Diese Art der Einwirkung auf das Volk ist doch nur denkbar, wenn die Kenntnis des Lesens schon weit verbreitet war. Die Buchdruckerkunst brachte von selbst mit der Gelegenheit auch den Trieb zum Lesen. Demgemäß findet sich denn auch schon im Anfang des 16. Jahrhunderts eine ziemliche Anzahl von Schulen, Klosterschulen älterer und neuerer Orden, z. B. die der „Kappenherren" in Urach, der Johanniter

in Mergentheim, der Benediktiner in Zwiefalten. Längst aber hatten die Gemeinden das Schulwesen selbst in die Hand genommen. Stadtschulen, von der Gemeinde eingerichtet und unterhalten, bestanden jedenfalls in allen Reichsstädten, aber auch in vielen Landstädten und auch der Dorfschulmeister war keine unbekannte Größe mehr. Meist war in diesen Schulen das Hauptaugenmerk auf die Erlernung des Lateinischen gerichtet. Die Kirche, deren Gottesdienst Lehrer und Schüler immer zu dienen hatten, bedurfte des Lateins ebenso sehr, wie die neue Richtung der Humanisten es als den unentbehrlichen Weg zur Bildung ansah und förderte. In der Schulordnung der Stadt Stuttgart von 1501 wurde vom Schulmeister verlangt, „daß er mit allerhöchstem Fleiß darob sei, daß die Schüler alle Latein lernen und in der Schule und an andern Enden, wo sie beieinander seien, nichts denn nur lateinischer Sprach miteinander reden." Eine besondere deutsche Schule gab es damals in Stuttgart nicht. So war es überhaupt an vielen Orten, daß die deutschen Schüler nur als ungern gesehene, minderwertige Gäste galten, deren man sich so bald wie möglich entledigte. Andere Städte, wie Hall, hatten einen besonderen deutschen Schulmeister, und die Dorfschulen waren gewiß nie etwas Anderes als deutsche Schreib- und Leseschulen. Die Hauptmasse derer, die die schwarze Kunst des Lesens und Schreibens lernen wollten, hielt sich an die Privatlehrer, die in Dorf und Stadt ihr Gewerbe trieben und ihre Lehrgabe um billiges Entgelt an Alt und Jung ausübten. Auch die öffentlich angestellten Lehrer waren oft auf den Ertrag des Schulgelds angewiesen und hatten deshalb eine Nebenbeschäftigung, genossen als Mesner oder Kantoren eine kirchliche Pfründe, oder waren sie etwa Schreiber, wenn nicht Handwerker oder Kuhhirten. Recht bunt und ungeordnet war dieses wildwachsende Schulwesen. Angesichts der zielbewußten Pädagogen der Zeit mit ihrer edlen Absicht aus schwäbischen Buben allen Ernstes junge Römerlein zu machen, war das noch ein Glück. Das von ihnen tief verachtete, ja kaum erkannte nächste Ziel der Volksbildung, die Lesekunst allgemein zu machen, war noch keineswegs erreicht. Anno 1492 konnten die Richter in der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart noch nicht alle lesen, und noch zur Zeit der Einführung der Reformation fanden sich ganze Dörfer, wo niemand des Lesens und Schreibens kundig war. Aber so weit ging die Bildung doch, daß die Möglichkeit für eine allgemeine, schnell und tief das ganze Volk erfassende geistige Bewegung gegeben war.

Inmitten dieser reichbewegten Welt stand die Kirche in ihrer alten, alles beherrschenden Stellung, die sie vom Mittelalter übernommen. Wer an einem Sonntag morgen sich das Stadtbild betrachtete, konnte sich wohl erfreuen an den äußerst zahlreichen Kirchgängern, die die weiten Kirchenhallen füllten. In der Festzeit bei der österlichen Beicht und Kommunion sind es nach Fabri in Ulm in der Regel 15 000 Kommunikanten gewesen, d. h. die gesamte erwachsene Einwohnerschaft. Die Bürgerschaft, die einst den herrlichen Bau des Münsters mit großem Mut geplant und begonnen, hatte wenn sie auch den Wunderbau der Vorfahren nicht fortführen mochte, doch nicht die Lust verloren zu ihrem Gotteshaus. Auch sonst im Land schuf zwar der Kirchenbau mit Ausnahme des Kiliansturmes in Heilbronn keine großen Werke mehr, weil das

Bedürfnis durch die überaus reiche Bautätigkeit des vorigen Jahrhunderts mehr als reichlich gedeckt war. Aber die Ausschmückung der Kirchen mit Werken der Kunst und mit Kleinodien, mit Kanzeln, Altären, Taufsteinen, Sakramentshäuschen, Chorstühlen, Prunkgefässen und dergleichen, stand nicht still. Das Münster in Ulm besaß 52 Altäre und neben vielem anderen Silber- und Goldschmuck 7 silberne Kreuze mit Edelsteinen geschmückt, 14 silberne Statuen Christi und verschiedener Heiligen. In der Eßlinger Frauenkirche und Pfarrkirche fanden sich zusammen über 30 Altäre. In der Stiftskirche zu Stuttgart 54 silberne und vergoldete Kelche und über 100 Meßgewänder von Gold, Sammt und Seide. Neben den Kirchen dienten der Andacht zahllose Kapellen. In Hall waren es bei etwa 4400 Einwohnern 15 Andachtsstätten. Die Zahl der Kapellen vermehrte sich noch fortwährend. Wenn ein neuer Heiliger aufkam, wie jetzt neben der Mutter Gottes die Großmutter, die heilige Anna, die Reichtum und den unfruchtbaren Ehen Kindersegen brachte, oder St. Wolfgang und St. Wendelin, so erhoben sich ihnen zu Ehren alsbald neben den alten neue Bethäuser, Feld- und Berg- und Kreuzweg-Kapellen. Der Heiligendienst wurde mit größtem Eifer und besonderen Feinheiten in der Unterscheidung von jedes Heiligen Eigenschaften und Wirkungsgebiet betrieben. Hübsch ist die Sitte, die aus dem schwäbischen Oberland berichtet wird, daß man die Namen der 12 Apostel in einem Reifen am Altar aufhängte, „da ziehen die Kinder einen heraus als ihren Fürsprecher". Der das erzählt, bekam St. Thomas, „da wollt ich ihn nicht haben; sprach, ich möchte keins unglaubigen Heiligen". Alle alten und neuen Heiligen überragt doch weit Maria, die reine Maid. Sie war der beliebteste Gegenstand der Kunst in Bildern und Liedern, die Mutter der Gnade, sie rief man an um Schutz vor Feinden und Beistand im Tode, sie beschirmt die Felder vor Wetter und Hagelschlag. Bezeichnend ist der sinnige Brauch in Biberach am Mittwoch und Donnerstag der Charwoche in der Kirche von 13 Kerzen 12 auszulöschen und erst später wieder an der größeren brennend gebliebenen anzuzünden. Das sollte bedeuten, daß in der Leidensnacht Christi die 12 Boten alle erloschen und von unserem Herrgott geflohen sind, aber unsere liebe Frau ist allweg stät blieben und durch sie jedermann wieder erleuchtet.

Die Mannigfaltigkeit des Gottesdienstes wurde noch gesteigert durch die Einführung der Orgeln, in Reutlingen z. B. 1513, Göppingen 1514 und durch die geistlichen Spiele, die den tiefen Ernst der Leidensgeschichte oft mit recht derber Komik mischten. Sie wurden in der Kirche gehalten oder auch auf freiem Markt und brachten den Zuschauern neben der Augenweide gelegentlich noch reichen Ablaß ein, wie das große, 1502 in Calw in Anwesenheit des päpstlichen Legaten Raymund gehaltene. An Ostern durfte die dramatische Darstellung der Auferstehung so wenig fehlen, wie am Himmelfahrtsfest die Himmelfahrt Christi durch ein Loch in der Kirchendecke, oder an Pfingsten das Herabschweben der Taube. Die Prozessionen waren sehr beliebt, mit dem Palmesel am Palmsonntag, oder mit dem heiligen Leib am Fronleichnam, oder mit Reliquien wie dem heiligen Blut in Weingarten, wo der Blutritt, heute noch das große Volksfest Oberschwabens, eben um diese Zeit aufkam. Gerne rief man auch das Venerabile bei

besonderen Anläſſen zu Hilfe. So taten die Haller noch 1520, als der Kocher ihren Salzbrunnen mit Ueberſchwemmung bedrohte. Da trug man das Sakrament in feierlicher Prozeſſion auf dem Wöhrd herum und gelobte der „ſchönen Maria“ in Regensburg ein ſtattliches Opfer. Das half. Den Schatz der Reliquien ſuchte man eifrig zu

Wallfahrt und Heiltumsausſtellung im Anfang des 16. Jahrhunderts.
Holzſchnitt von Michael Oſtendorfer.

mehren. Kloſter Lorch trieb mit Heiligenbeinen einen ſo ſchwungvollen Handel, daß der Papſt ihn verbieten mußte. Fabri brachte von ſeiner Pilgerreiſe ins heilige Land eine ganze Laſt von Steinen aus der Gegend von Jeruſalem und viele Dornen vom Berge Zion mit. An Wallfahrtsorten im In- und Ausland war ſchon ſeither kein Mangel geweſen. Man wallte zum heiligen Rock nach Trier, nach Staffelſtein und Aachen, nach Einſiedel, „in Wäld und Hecken nach Krimmental und Kratzental.“ Aber auch jetzt noch ließ ſichs die fromme Einfalt nicht nehmen, immer neue heilige Orte zu finden. Im Jahr 1517 hatte ein ruchloſer Bauer aus Remmingsheim ein Marienbild in die Taſche geſteckt, das im Weggental bei Rottenburg in einem Bildſtock ſtand. Er wollte es ſeinen Kindern als Kromet mitbringen. Aber am anderen Tage ſuchte er das Bild vergeblich in ſeinem ganzen Hauſe. Da ging er endlich zu dem Bildſtock ins Weggental und ſiehe das Bild ſtand an ſeiner alten Stelle. Dies Spiel wiederholte ſich dreimal. Aber das Wunderbild zu haben, war jetzt dreifach verlockend. Der ſchlechte Menſch nahm es noch einmal mit und ſperrte es in einen Trog. Aber das Bild fand

doch den Weg nach Weggental zurück. Da begannen die Leute dorthin zu wallen und an der offenbar von der Himmelskönigin gewählten Stätte erhob sich bald eine Kapelle, in der das Bild noch ein größeres Wunder tat. Ein vorwitziger Hirtenknabe wollte der Maria die Nase schnäuzen; aber kaum hatte er das Bild berührt, da blieb seine frevelhafte Hand daran hängen. Ausharren mußte er in Angst und Not bis eine Prozession von der Stadt herbei kam und mit ihren Gebeten ihn befreite. Das war der Anfang der Wallfahrt zu St. Maria im Weggental, die trotz dem mangelnden Verständnis des Pfarrers von Rottenburg bestehen blieb und nach 3 Jahren auch die bischöfliche Bestätigung erhielt.

Da war der Glaube noch groß. Er war auch groß gegenüber den vielen Gelegenheiten, Ablaß zu erwerben. Die Ablaßbulle Leos X. trug man wohl in feierlicher Prozession herum und beugte die Kniee vor ihr, wie vor dem Sanktissimum. Um Geld flüssig zu machen zum Kirchenbau, war noch immer das wirksamste Mittel, denen, die zum frommen Werke mithelfen, Ablaß zu versprechen. Der Papst war nicht karg mit dahingehenden Privilegien. Dies Mittel ersetzte die Kirchenbaulotterien, die noch nicht erfunden waren. Daß da ein Ablaß den anderen eigentlich aufhob und überflüssig machte, störte niemand. Zu stark war das Streben, des himmlischen Lohnes sicher zu sein und zu mächtig auch das Vertrauen auf den Gnadenschatz der Kirche und ihre Gewalt über Fegfeuer, Himmel und Hölle. So reden noch aus der letzten Zeit vor dem großen Abfall die Steine von dem frommen Wahn der Stifter in der Inschrift von 1513 am Kiliansturm in Heilbronn, die vermeldet, daß ein löblicher Rat befehlen tät, diesen Turm aufzubauen, und schließt mit dem Ausdruck der Hoffnung „Gott geb uns unserer Sünden Ablaß." Daher kam der massenhafte Kirchenschmuck an Gemälden, Gold und Silber. Niemand wollte darin zurückbleiben und das arme Altmütterlein brachte wenigstens den Heiligen zur Ehre ein paar Wachslichter. Noch stärkere Versicherungen gaben die Bruderschaften, deren Mitglieder Teil hatten an dem Wert der sämtlichen Gebete und Verdienste der ganzen Bruderschaft, oder die Mönchsorden, an deren Gnadenschatz man Anteil bekommen konnte durch Tragen eines Skapuliers oder durch ein Begräbnis im Kirchhof des Klosters. Das waren richtige himmlische Lebensversicherungsbanken. Ueber das alles half noch das Messenlesen. Die Angst um das Seelenheil vermehrte noch fortwährend die Zahl der gestifteten Seelenmessen und Jahrtage. Das Zeichen der Zeit ist ein immer aufgeregteres Häufen der Mittel und Suchen immer neuer Versicherungen des Heils. Bei all den seltsamen Auswüchsen des Aberglaubens ist dieses Laufen und Suchen doch im Grunde nur ein Zeugnis von der tiefen Sehnsucht nach wirklichem Glauben und Frieden, von dem Dürsten der Seelen nach dem lebendigen Gott.

Nicht umsonst war seit bald 1000 Jahren das Evangelium gepredigt worden. Langsam, aber mit nachhaltiger Kraft war der Sauerteig des Wortes in die Herzen eingedrungen. Die fremde, zuerst halb aufgedrungene Religion des Christentums war das innerste Eigentum des Volkes geworden. Eine Erforschung dieses stillen Werdens und Wachsens würde zeigen, wie daran die immer neuen Vorstöße des Mönchtums,

die wie gewaltige Flutwellen religiösen Lebens sich folgenden großen Orden, zuletzt die Bettelorden ebenso ihren Anteil gehabt haben, wie die vielen Sekten, welche das Mittelalter erzeugt hat. War es von den außerhalb der Kirche stehenden Sekten um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts stiller geworden, war die geistige Kraft des Mönchtums schon sehr im Sinken, so begann als neuer mächtiger Antrieb seit der Erfindung der Buchdruckerkunst die Verbreitung der deutschen Bibel und anderer religiöser Schriften in deutscher Sprache zu wirken. Wie weit die deutsche Bibel vor der Reformation in Württemberg verbreitet war, läßt sich nicht feststellen. Aber schwerlich wird Württemberg davon ganz unberührt geblieben sein, wenn 1507 und nochmals 1518 die alte deutsche Bibelübersetzung im benachbarten Augsburg gedruckt wurde, zumal der Drucker aus Reutlingen stammte. Die Worte Sebastian Brands in seinem Narrenschiff:

Alle Land sind jetzt voll heilger G'schrift
Und was der Seelen Heil antrifft
Bibel, der heiligen Väter Lehr
Und ander dergleichen Bücher mehr . .

werden auch für unser Land keine bloße Uebertreibung gewesen sein. Das muß schon daraus geschlossen werden, daß mit dem Beginn der Reformationszeit überall Laien mit erstaunlicher Bibelkenntnis auftreten. Einer von ihnen, der Memminger Kürschner Lotzer, gebürtig aus Horb, hat wirklich die alte deutsche Bibelübersetzung benützt. Jedenfalls berufen sich die Reformatoren von Anfang an auf die Bibelkenntnis der Laien, auch ehe Luthers Bibelübersetzung erschienen war. Kettenbach, der bei seinen Lesern in Ulm auch Kenntnis des alten Testaments voraussetzt, schreibt 1523, also zu einer Zeit, wo von Luther erst das Neue Testament und die Psalmen erschienen war: „Man findet jetzund zu Nürnberg, Augsburg, Ulm Weiber, Jungfrauen, Knechte, Bachanten, Schneider, Schuster, Bäcker, Reiter, Ritter, die mehr wissen von der Bibel, denn alle hohe Schulen und sie könnens und bewährens täglich." Die hohe Geltung der „G'schrift" in der Meinung des Volkes ist auch nicht erst von Luther geschaffen, sondern ist die Voraussetzung seines Auftretens. Nur so erklärt sich die überwältigende Wucht, mit der die starke biblische Rüstung der reformatorischen Prediger auf die Gemüter wirkte, nur so auch ihr festes Zutrauen in all den vielen mündlichen und schriftlichen Disputationen, daß die Berufung auf die Schrift als den höchsten Richter alle Gegner sicherlich stumm machen und die Zuhörer gewinnen werde. Es wuchs so allmählich unter dem Einfluß der hie und da verbreiteten Bibel und anderer religiöser Lektüre eine innerlich selbständige, wenn auch vorerst der Kirche nicht feindliche Frömmigkeit heran, von der Kirche gerade nicht gefördert, aber auch nicht gehindert. Es war oben schon davon die Rede, wie diese biblische Richtung auch an der Universität Tübingen gepflegt wurde. Die Vertreter der höchsten Bildung der Zeit waren zugleich die geistigen Häupter und Anführer dieser reineren Theologie. Ein Erasmus, Reuchlin, Wimpfeling, rechneten es zu ihren höchsten Aufgaben, mitzuschaffen an einer neuen tieferen Auffassung des Christentums auf biblischer Grundlage. Sie wurden allmählich

zu einer Art von friedlicher Reformpartei in der Kirche; freilich je mehr sie das wurden, desto mehr wurden sie auch von kirchlicher Seite verdächtig angesehen und verketzert, wie Paul Skriptoris.

Zugleich hatte die deutsche Predigt einen großen Aufschwung genommen. Früher war sie eine seltene Zugabe zum lateinischen Meßgottesdienst. Jetzt verlangte das Volk immer mehr von der Kirche Predigt als etwas Selbstverständliches. In den Städten wurden außer den Predigern, welche die überall verbreiteten Bettelorden stellten, besondere städtische Prediger angestellt, so z. B. in Stuttgart, Waiblingen, Sulz, Neuffen, Blaubeuren, Oehringen und in den meisten Reichsstädten.

Desiderius Erasmus.
Oelbild von Hans Holbein dem Jüngeren in der städt. Kunstsammlung in Basel.

Das alles zeigt, daß das Geschlecht jener Tage bei aller frohen Weltlichkeit, Geld- und Genußsucht, dem Christentum sich keineswegs entwachsen noch entfremdet fühlte. Ja der Hunger nach dem Lebensbrot des göttlichen Wortes war stärker als je. Wem es jetzt von Gott gegeben war, die hungernden Seelen zu sättigen mit neuer und doch alter Wahrheit, wem es gelang, das Evangelium wieder zur herzenbezwingenden, seligen Botschaft des Heils und des Friedens zu machen, der war mehr als Kaiser und König, war der Herr seiner Zeit, der über Herzen und Geister mit unumschränkter Macht gebieten konnte.

An der Ausrüstung dazu hätte es der Kirche von damals nicht fehlen sollen, da sie doch im Besitz der Erfahrungen von 15 Jahrhunderten stand und über soviel Menschen und Mittel verfügte. Wornach die katholische Kirche heute so sehnlich verlangt, Klöster und Orden, das hatte sie damals im Ueberfluß. Im Herzogtum Wirtemberg allein gab es 31 größere und kleinere Abteien und Stifter ohne die Bettel-

ordenshäuser, darunter so bedeutende Abteien, wie Maulbronn und Bebenhausen, deren einstige Größe noch jetzt aus den Gebäuden redet, die sie hinterlassen haben. Im übrigen Gebiet des heutigen Württemberg waren noch so stattliche Abteien zu finden wie Zwiefalten und Ellwangen, Weingarten, Komburg, Schönthal und die Sitze des Deutschordens in Mergentheim und Altshausen. Dazu kamen die Sitze der Bettelorden, der Dominikaner, Franziskaner oder Barfüßer, und Augustiner, die sich entsprechend ihrer Bestimmung, durch Predigt und Seelsorge zu wirken, besonders in den Städten fanden. Frauenklöster waren es in Altwirtemberg 13 und alle Landschaften ringsum ebenso reich besetzt. Da haben wir ein mächtiges Heer der streitenden, betenden und Liebe übenden Kirche! Kein Städtlein war so klein, es hatte sein Kloster, und bis in die Einöde des hohen Kniebis und im wilden Rammertwalde bei Rottenburg fanden sich Klöster und Klausen. So gab es z. B. in Horb ein Chorherrnstift und zwei Frauenklöster, in dem kleinen Dornstetten ein Dominikaner- und ein Franziskanerkloster, in Tübingen neben dem Stift mit seinen 20 Geistlichen noch Franziskaner und Augustiner und ein Frauenkloster, in Ulm Franziskaner, Dominikaner, Augustiner „in den Wengen", Spitalorden zum heiligen Geist, Deutschorden, mehrere kleinere Klöster der 3. Regel des heiligen Franziskus, Sammlungen genannt und vor den Toren die großen Klöster Söflingen, Wiblingen, Elchingen. Die Schenkungsfreudigkeit früherer Zeiten hatte den älteren unter ihnen reichen Besitz hinterlassen. Die neueren, der Regel nach eigentlich zur Armut verpflichteten Bettelklöster fanden ihr gutes Auskommen durch die Mildtätigkeit der Gläubigen neben ihrem allmählich doch angewachsenen Besitz. Man rechnete, daß $^1/_3$ des Grundes und Bodens von Altwirtemberg den geistlichen Stiftungen gehörte. Noch in der letzten Zeit vermehrte sich ihre Zahl. Es entstanden insbesondere sogenannte Sammlungen von Beghinen und Begharden. An Einfluß auf alle Kreise des Volks fehlte es ihnen nicht. Die reichen Klöster der vornehmen Orden waren meist vom Adel gegründet und hatten unter ihren Mitgliedern viele mit hochadligen Namen, besonders die Frauenklöster. Die Bettelorden gewannen ihre Genossen mehr aus der breiten Masse des Volkes. Neben dieser auserwählten Streiterschar gab es noch eine überaus zahlreiche Weltgeistlichkeit, z. B. in Stuttgart, ohne das Chorherrnstift mit seinen 17 Geistlichen, deren 23, in der Stadt Hall 36, in Ulm allein am Münster 57, in Creglingen 8, selbst in Landorten häufig noch ein Kaplan oder ein Frühmesser neben dem Pfarrer. Im Haller Landgebiet kam ein Pfarrer auf etwa 4—500 Einwohner, in den Städten wohl manchmal einer auf 100—200 Gemeindeglieder, die Mönche ungerechnet. Das ganze Herzogtum Wirtemberg zählte 894 Pfarrer und Kapläne. Diese ganze Geistlichkeit stand unter dem rein geistlichen Regiment der Bischöfe oder der Ordensoberen. Dem weltlichen Einfluß des Staates waren sie von rechtswegen ganz entzogen, von allen bürgerlichen Lasten, Kriegsdienst, Frohnen, selbst Steuern frei. Die Bildungsanstalten waren alle in geistlichen Händen oder unter geistlichem Einfluß von der Volksschule bis zur Universität. Die Kirche beherrschte das Ehegericht und die Ehegesetzgebung und die Armenpflege. Sie hatte den Beichtzwang, dem sich nicht leicht jemand entzog, und zur Unterdrückung verderblicher Lehren und

Geistesströmungen stand ihr das Ketzergericht zu, unter bereitwilliger Beihilfe des Armes der weltlichen Gewalt. Teils freiwillig, teils gezwungen von ihrer Geistesmacht war ihr im Lauf der Jahrhunderte alles zugefallen, was sich an geistigen Gütern und idealen Aufgaben im Volksleben denken läßt und ein gut Teil weltlicher Aufgaben dazu. Noch stand sie in starker Machtfülle, Ehrfurcht gebietend; mit tausend Banden der Sitte und des Rechts waren die Gemüter an sie gebunden. Wahrlich, ihr war viel befohlen, drum konnte man auch alles von ihr erwarten und fordern.

Nimmt man das alles zusammen, so zeigen die ersten Jahre des 16. Jahrhunderts das Bild einer lebenskräftigen, schaffensfreudigen, vorwärtsdrängenden Zeit. Aber das ist doch nur die eine Seite. Es gab der schweren Hindernisse und gefährlichen Klippen nur allzuviele. Wer öffnete die rechte Bahn im rechten Augenblick für den Fortschritt der Zeit heraus aus alten verrotteten Zuständen zu neuen Lebensformen? Da war das heilige römische Reich deutscher Nation, das Kaisertum mit dem Anspruch auf Herrschaft über die Welt und in Wirklichkeit ohne die geringste Macht auch nur über Deutschland. Alle Versuche einer Verfassungsreform und einer gemeinsamen Ordnung des Gerichts-, Steuer- und Militärwesens scheiterten an dem Gewirre widerstrebender Interessen des Kaisers und der Reichsstände untereinander. Eifrig klapperte die Mühle der Gesetzgebung und produzierte Reichsregiment- und Kreis- und Steuerordnungen eine und um die andere. Aber Niemand wollte noch konnte sie ausführen. Kaum irgendwo im Reich wirkte das schlimmer als in Schwaben und Franken. Neben dem Herzogtum Wirtemberg, dessen Größe zu den Lasten und Ansprüchen selbst dieses bescheidenen Titels in keinem Verhältnis stand, gab es eine Menge von Grafen und Rittern, von reichsfreien Städten und Klöstern, ja sogar Reichsdörfern. Mit Mühe nur ließ sich die einfachste Forderung der Zeit mit ihrem großem Handel und Verkehr, ein notdürftiger Landfriede aufrecht erhalten. Darüber hinaus löste sich alles auf in einem wilden Urwald von geschriebenen und ungeschriebenen, kaiserlichen Landes-, Stadt- und Dorfrechten. Diese kreuzten sich noch dazu mit den Befugnissen der 5 Bischöfe von Konstanz, Augsburg, Würzburg, Worms und Speier, deren Gerichtsbarkeit ja auch tief ins bürgerliche Leben eingriff. Zur Mehrung des Wirrwars brachten jetzt die im Volk so verhaßten „Doktores" das römische Recht herein. Unter diesen Umständen war gar nicht zu denken an eine vernünftige weitausschauende Tätigkeit zum Gemeinwohl. Selbst wenn die Einsicht in die Schäden der Gesellschaft vorhanden gewesen wäre, so hätten auch die redlichsten Versuche zur Besserung an dem Mangel jeder einheitlichen Leitung und an der Unmöglichkeit, auch die kleinen Tyrannen alle zu beaufsichtigen, Schiffbruch leiden müssen. So blieb denn gegenüber dem glänzenden Fortschritt der Städte das Land stehen in alten Rechten und Wirtschaftsgewohnheiten. Es ging zurück und verarmte, während das Geld in den Städten sich häufte, und die großen Kaufleute durch die ausgebildetsten Formen des Geldverkehrs, durch Handelsmonopole und Ringe das Land ausbeuteten. Die ewigen Klagen über die „Fuggereien", wie sie z. B. auf dem Tübinger Landtag von 1514 ertönten, führten zu nichts. Dabei hatte der Luxus der reichen Städter doch alle Kreise angesteckt. Der Adel wollte

es ihnen gleichtun. Um seine Einkünfte entsprechend zu steigern, was blieb ihm neben dem standesgemäßen Straßenraub übrig, als den Bauern immer mehr zu schinden, immer höher die Gülten und Frohnen zu steigern, immer mehr seine persönliche Freiheit herabzudrücken, ihn vom Untertanen zum Leibeigenen, vom Leibeigenen vollends zum reinen Sklaven zu machen. Die Fürsten und die Städte, die ebenso ihre Untertanen und Leibeigenen hatten und die Klöster blieben darin nicht zurück. Ein vielfach beliebtes Mittel war, daß der Grundherr das alte Gemeindegut, Wald, Allmand und Weide im Namen der Grundherrschaft für sich in Anspruch nahm. Besonders erfinderische Herren erfanden etwa auch noch zum Mühlezwang und Schmiedezwang den Backofenzwang. Im Namen der Kirche wurde der Zehnte erhoben, der freilich oft durch Kauf in andere Hände übergegangen war, zunächst der große vom Ertrag der Felder und Wiesen, dann aber auch vom Vieh bis zum Geflügel und den Eiern herab. Der Leibeigene hatte seinem Herrn noch besondere jährliche Abgaben zu geben und nach dem Tode hatte der Herr das Recht, einen Teil seines erworbenen Vermögens einzuziehen, etwa das beste Stück Vieh, „Besthaupt". Beim Uebergang eines Gutes aus einer Hand in die andere, auch vom Vater auf den Sohn, waren besonders drückende und willkürliche Abgaben neben den bleibenden Gülten zu entrichten. Mit alle dem war der Bauer erst noch nicht sicher vor Steuern und Umlagen. Nimmt man dazu die Rechtlosigkeit des Bauern im Streit mit seinem Herrn und seine Schutzlosigkeit in den ewigen Fehden, die doch meist darin bestanden, daß dem Bauern das Feld abgeleert und das Haus niedergebrannt wurde, Jagdfrohnen und Wildschaden, so läßt es sich wohl begreifen, daß mehr und mehr Wut und dumpfe Verzweiflung die Stimmung des Bauern wurde. Einen Teil Schuld am Unglück trug auch die natürliche Sucht, im steigenden Luxus es den Großen und den Städtern nachzutun. Ausgeschlossen, wie er war, von aller Bildung, von aller Beteiligung an Recht und Verwaltung, verachtet und verspottet von den Städtern „der Bauer ist an Ochsen Statt, nur daß er keine Hörner hat", im besten Fall mitleidig als der „arme Untertan" von den Herren angesehen, konnte er seine Luft, auch etwas sein und gelten zu wollen nur in größerer Roheit äußern; sein Freiheitsdurst machte sich Luft in lächerlicher Großmannssucht, in Lumpenstaat, in Festen mit Fressen und Saufen. Man darf sich nicht täuschen lassen durch so viele Zeugnisse über das Wohlleben der Bauern über ihren Uebermut, ihren Trotz, ihre Verschwendung. Diese Urteile stammen doch meist von solchen, die dem Bauernstand zum mindesten fremd, meist aber mit dem Hochmut des Städters und dem doppelten Hochmut des Studierten gegenüber standen. An einzelnen Orten und in guten Jahren mag wohl Ueberfluß und Uebermut gewesen sein. Aber die Hauptsache war doch, daß sich der Bauer nicht auf der schiefen Bahn immer weiter in Knechtschaft hinabstoßen lassen, sondern seinen Anteil an Recht, Luft, Licht und Freiheit sich erobern wollte. Das beste Zeugnis von der Lage des Bauernstandes geben die ununterbrochenen Empörungen, von denen Deutschland im ganzen 15. Jahrhundert erzitterte. Zumal im Süden wirkte das Beispiel der Schweizer, die doch auch einst nichts gewesen waren als Bauern. Erst vor 100 Jahren hatten sich die Appenzeller Bauern erhoben,

Freiheit von allen Grundlasten und politische Freiheit zugleich erworben. Was da gelungen war, sollte es diesseits des Bodensees nicht möglich sein? Das mochte mancher oberschwäbische Bauer denken, wenn er hinübersah über den See auf die Berge, wo die Freiheit galt. Im Anfang des 16. Jahrhunderts ging im Schwarzwald und im Rheintal der „Bundschuh" um; es kam zu mehreren blutigen Ausbrüchen. Joß Fritz von Untergrombach bei Bruchsal, der Hauptführer, durchzog von 1513 an flüchtig Süddeutschland, wirkend für den Bundschuh. 1502 hatten die Untertanen des Klosters Ochsenhausen durch verschiedene Empörungen eine Erleichterung ihrer Lasten erreicht, ebenso die Alpirsbacher und Zwiefalter. 1514 brach der „arme Konrad" im Remstal aus. Zwar verlief der Aufstand, der sich fast über ganz Wirtemberg ausbreitete, unblutig. Es blieb echt schwäbisch beim Schimpfen und Drohen und auch die auf den Herzog angelegte Büchse wurde nicht abgedrückt. Erst nachdem sich die Bauern ergeben, gab es ein Blutgericht. Der Anlaß war eigentlich nur Empörung gegen das augenblickliche Regiment und gegen neue Steuern. Aber das Ganze kündete doch wie ferner Donner das kommende Gewitter an. Denn auch hier mischten sich alsbald die weitergreifenden Gedanken und Träume von allgemeinem Umsturz und Neubau der ganzen Gesellschaftsordnung ein, die überall in der Luft lagen. Das Verhör wenigstens mit den Gefangenen ergab, „daß ihr Gemüt bundschuhisch gestanden, die Geistlichen und den Adel und alle Ehrbarkeit niederzudrucken, alle Ding gemein machen, mit allen denen, so mehr haben, dann sie, wöllen mitessen und trinken, sunst teilen, oder, so sie es nicht dulden, zu Tod schlagen. Das heißen sie der Gerechtigkeit einen Beistand getan und das göttlich Recht sein." Das war ja das packende Schlagwort, das geeignet war, die Massen zu bewegen und das Bewußtsein vom guten Recht der eigenen Sache zu erhalten. „Herr stand diner gottlichen Gerechtigkeit bei" so lautete die Inschrift des Fähnleins der oberrheinischen Bauern im Jahr 1502. So predigte im armen Konrad der Pfarrer Geißlin von Markgröningen, es sei wider weltlich und göttlich Recht, solche Schatzung auf die Leute zu legen und einer der Geflohenen Dr. Alexander Seitz aus Marbach schrieb in seinem Asyl in der Schweiz 1515 einen Fürstenspiegel, „daß ein Fürst ein Landesvater sei und nit möge seine Untertanen gleich schier wie das unvernünftig Vieh in den Pflug jochen seines Gefallens. Wahrlich der Altvater lebt noch auf der blauen Bühne: Gott der Allmächtig hat solches nit befohlen. Er hat uns all gleich Adels geboren, um ein gleichen Pfennig, ja mit seinem bitteren Leiden und Sterben uns Christen all erkauft, kein höher denn den andern". Das waren uralte Gedankengänge, wie sich hier das Christentum mit politischer und sozialer Reform oder Umsturzgedanken verband. Das ganze Mittelalter in seinen Sekten und im Papsttum war voll davon. Jetzt aber bekam diese Losung von dem göttlichen Recht, nach dem die Welt müsse eingerichtet werden, neuen Klang und neue Kraft im Munde der Bauern und drohte zum wilden Sturm zu werden, der die alte Welt über den Haufen warf und jahrhundertelanges Unrecht, Tränen und Unterdrückung in gründlicher Abrechnung rächte.

Es paßt ganz in das Bild solcher Zeiten, daß Hand in Hand mit steigendem Reichtum und Luxus die Klage über Geldmangel und Armut geht. Wo kam das viele

Geld hin, das doch immer wieder da war und ausgegeben wurde? Man suchte bald da bald dort die Schuld. War der Papst der Sündenbock oder die Mönche, oder die Finanzer und Fugger in den großen Städten, oder die Ueberschwemmung mit ausländischen Waren, jedenfalls gab es immer weiteren Anlaß zur Unzufriedenheit. Desgleichen fanden sich trotz der rastlosen Betriebsamkeit in Gewerbe und Handel Arbeitslose genug, freiwillige und unfreiwillige. Man hörte Klagen, daß niemand mehr arbeiten wolle, von 15 kaum einer, so behauptet Joh. Eberlin in seinem Ingrimm über die böse Zeit. Scharen von Bettlern und Landstreichern waren eine unerträgliche Landplage. Ihre Menge war das sicherste Zeichen, daß das Kleid aller alten Rechte und Ordnungen in Staat und Gesellschaft zu enge geworden war.

Wie stand nun die Kirche Christi in diesem wogenden Meer? Sie hatte ja alle Macht und Freiheit, die man sich nur träumen kann und sie war gegründet auf den festen Felsen Petri, dem Stuhl des Papstes zum Rom untertan. Also war sie wohl das einzig feste Bollwerk der Ordnung, die Stütze des Thrones und zugleich der Hort der Bedrängten, das mahnende Gewissen für alle, ja die Quelle unfehlbarer Wahrheit auch in all den quälenden geistlichen und weltlichen Zeitfragen und Sorgen? Die Frage stellen heißt sie verneinen. Es ist nichts als blutiger Hohn, solche Ansprüche an die damalige Kirche zu erheben. Unter der Majestät ihrer altüberlieferten Formen verbarg sich auch dem blödesten Auge kaum mehr ein unglaublicher Grad innerer Verkommenheit und Fäulnis. Diese Kirche war selbst zur drückendsten Last und zum schwersten Hemmnis im Volksleben geworden. Einst hatte die Frömmigkeit der Vorfahren der Kirche gerne und reichlich gegeben. Man wollte sie frei machen von aller weltlichen Sorge und sicher stellen gegen alle Zufälle des Weltlaufs. Einst, um ein rohes heidnisches Volk zum Christentum zu erziehen, da war es auch nötig gewesen, die Kirche mit besonderen Vorrechten äußerlicher Art zu umgeben und dem Geistlichen den Rechtsschutz zu verleihen, den sonst nur der Starke mit dem Schwert in der Faust erringen und behaupten konnte. So wurde die Person des Geistlichen unverletzlich, das Eigentum der Kirche unantastbar. Einst war die Kirche im alleinigen Besitz aller Bildung; Geistliche waren die Räte der Fürsten, Klöster die hohen Schulen. Darüber waren die Bischöfe zu Reichsfürsten geworden, die Aebte der Klöster zu hohen Herren, die Geistlichkeit zum höchst privilegierten Stand. Dies alles blieb stehen und wurde mit begreiflicher Zähigkeit festgehalten. Aber die Zeiten änderten sich. Ein geordneter Rechtsstaat im kleinen bildete sich, langsam genug, aber er war doch schon da, in den Reichsstädten und in den Fürstentümern. Da standen die Vorrechte der Geistlichkeit überall im Wege. Ihr großer steuerfreier Besitz machte eine geordnete Landesverwaltung unmöglich, die bischöfliche Gerichtsbarkeit eine geordnete Rechtspflege. Daher ist ewiger Streit um diese Vorrechte. Die Städte insbesondere verbaten sich die Eingriffe der Bischöfe, das willkürliche Vorladen von Laien im Streit mit Geistlichen vor das bischöfliche Gericht. Herzog Eberhard im Bart hat die Klöster Wirtembergs schon recht fest dem Staate eingegliedert. Die Aebte saßen als Prälaten im Landtag, nicht so sehr weil man ihres Rates, als weil man ihres Geldes bedurfte. Aber nicht nur die Zeiten änderten sich: die Kirche selbst änderte sich auch. Sie verlor

mehr und mehr das Bewußtsein, daß ihr Reichtum und ihre Macht ihr auch die größte sittliche Pflicht auflege. Da wurde beides ihr zum Fluch. Das Uebel begann hoch oben. Die Bischöfe stammten meist aus hochadligen oder fürstlichen Häusern, hatten ein Land als Landesfürsten zu regieren, mußten auf Reichstage reisen und Kriege führen. Zu all dem brauchte man Geld und noch mehr Geld zur Bezahlung von Schulden, zu fürstlichem Hofhalt und fürstlicher Verschwendung. Da war das Bistum gerade recht, Geld herzuschaffen. Die geistliche Gewalt, die Schlüssel des Himmelreichs wurden — nach dem glorreichen Vorbild der Nachfolger Petri in Rom — zu Schlüsseln für allerhand sonst unzugängliche Geldtruhen. Der Bischof hatte Steuerrechte über die Geistlichen seiner Diözese. Eine derselben führte den schönen Titel „Liebesgabe". Die Folge war, daß z. B. der immer geldbedürftige Bischof Hugo von Konstanz (1496—1532) mit seiner Geistlichkeit in beständigem Streit lebte über die Höhe der Abgaben, die sie ihm zu entrichten hatten. Ganz bedenklich wirkte die alte kirchliche Uebung, daß im Interesse strengerer kirchlicher Zucht manche Sünden für die Absolution durch den Bischof vorbehalten waren. Das führte viele Sünder reuevoll nach Konstanz, aber auch viele Dispensations- und Strafgelder. Der Bischof erhob seinen „Sündenzoll", der brachte ihm ein schönes Geld, zumal von den Sünden der Geistlichkeit. Auch die Herren Aebte betrachteten sich als freie Besitzer des großen Gutes, dessen Verwaltung ihnen anvertraut war. So war manches Kloster eine Stätte des Wohllebens geworden, wo adlige Herren und Damen für Lebenszeit eine standesgemäße Versorgung bekamen, aber auch Leute von geringerem Stand, denen es gelang, hineinzukommen, ein Leben in allen Genüssen einer reichbesetzten Tafel und behaglichem Faullenzen sich zu verschaffen vermochten, wie sie es im weltlichen Stand nie hätten haben können. Das Klostergut war dabei in steter Gefahr von seinen derzeitigen Nutznießern verschleudert zu werden. Manches kam aus der Schuldenwirtschaft gar nicht mehr heraus, verkam und verarmte wie das Nonnenkloster Kirchberg bei Sulz. An die Aufgaben, welche die Klöster einst gehabt, dachte man wenig mehr. Wohl wurden noch die Bettler gespeist, oft recht zahlreiche Scharen. Aber wenn es auch nicht buchstäblich wahr ist, was Summenhart in seiner Strafpredigt den Hirsauer Mönchen vorhält, daß man dort den Bettlern die abgenagten Knochen und das Spülwasser aus der Klosterküche reichte, so mag es doch oft ein recht magerer Bissen gewesen sein, der für die Armen abfiel. Durch noch so viele Almosen wäre freilich auch der Not nicht zu helfen gewesen. Die Kirche und die Klöster mit ihrer Hochschätzung des Almosengebens waren gerade zum guten Teil mitschuldig an Bettel und Arbeitslosigkeit. Die ganze mittelalterliche Art der Armenpflege hatte gründlich Bankerott gemacht. Darum betrieben das auch die Klöster nicht mehr mit der kräftigen Ueberzeugung von dem Wert ihres Tuns, sondern um der alten Sitte zu genügen. Das Aergste leisteten in der Entfremdung von sozialen Aufgaben die Spitalorden, die schon mit ihrem Namen ihre Bestimmung für die Krankenpflege kundgeben. Jetzt war der Spitalverwalter von Ulm ein vornehmer Mann, der mit 4 Pferden fuhr und von Krankenpflege war keine Rede mehr. In der Verwaltung ihrer Güter aber, wo die Klöster die beste Gelegenheit gehabt hätten, Musterwirtschaften zu führen und

ein leuchtendes Beispiel guter Behandlung der Untertanen zu geben, war's um kein Haar besser als in anderen Gebieten. Die Klosteruntertanen waren im Bauernkrieg und schon von jeher die Vordersten, wenn's an eine Empörung ging. Die Kirche als die größte Grundbesitzerin war durch ihren Reichtum schon verdammt, auf Seite der Herren zu stehen, und hatte dafür auch den ersten und ärgsten Haß der Bauern zu tragen. Die Kirche wie sie war, verschärfte und verbitterte die sozialen Gegensätze um so mehr, je krasser der Widerspruch zwischen dem behaupteten Ideal klösterlicher Armut und der Wirklichkeit des Lebens geworden war.

Mit einer zweiten Hauptaufgabe der Klöster von altersher, der Sorge für die Bildung, sah es traurig aus. Einzelne, wie Zwiefalten unter dem tüchtigen Abt Georg Fischer, dem Humanisten und Freund Bebels, behaupteten noch den alten Ruhm; Zwiefalten hatte sogar das Recht, akademische Grade zu verleihen. Die Brüder des gemeinsamen Lebens, Kappenherren genannt, die Eberhard im Bart ins Land gerufen, nach Urach, Einsiedel, Tübingen, waren zwar sonst als Freunde der Wissenschaft bekannt und geschätzt; aber von ihren Leistungen im Lande ist weiter nichts bekannt. Im ganzen bedeuteten die Klosterschulen, wo solche damals noch bestanden, wenig neben den neu aufgekommenen städtischen, und der Bildungsstand der Mönche überhaupt war bedauerlich hinter der Zeit zurückgeblieben. Der dumme und beschränkte Mönch ist die stehende Figur nicht nur bei den Spöttern wie Bebel, sondern auch bei gut kirchlich gesinnten, ernsthaften Männern, wie Gabriel Biel und Summenhart. Es gehört unter den Humanisten förmlich zum guten Ton, ihnen eins zu versetzen, selbst wenn sie, wie der junge Urbanus Rhegius aus Langenargen, das katholische Priestertum verherrlichten. Das wurde vollends so seit dem berühmten Streit Reuchlins mit den Kölnern Dominikanern. Reuchlin war wegen seiner Beschäftigung mit den hebräischen Schriften der Juden der Ketzerei angeklagt worden. Da trat alles auf seine Seite, was sich für gebildet hielt. Die Mönche und die Theologen alten Stils, die Scholastiker, wurden durch die berühmten „Briefe der Dunkelmänner" dem unauslöschlichen Gelächter der ganzen Welt preisgegeben. Eberlin beschreibt den Zustand der Ulmer Klöster um 1520 folgendermaßen: „Da ich bei Euch war, waren eitel doppelte Esel im Barfüßerkloster und bei den Wengen fragten sie nicht nach Weisheit. Das deutsche Haus hat einen Mann, der wußt etwas. Das Predigerkloster kunnt zwei Pfund minder, dann gar nichts".

Johannes Reuchlin.
Nach einem alten Holzschnitt.

Die Bettelorden kannten ja außerdem noch die Pflicht der Predigt und Seelsorge und übten sie. Aber wie? — so daß manchmal der Rat, wie in Heilbronn, die Brüder recht energisch an ihre Predigtpflicht mahnen mußte. Eberlin sagt, man predigte Tandmähren und gesteht, daß auch er selbst seine Predigten aus den in reicher Fülle

gedruckten Predigtbüchern entlehnt habe. Wie mag es erst bei den minder begabten Brüdern ausgesehen haben! Daß man neben zwei oder drei Klosterpredigern noch besondere Stadtprediger anstellte, beweist nicht nur für das Verlangen nach Predigt, sondern auch für die mangelhafte Leistung der mönchischen Prediger. Das Dominikanerkloster in Rottweil übte auch eine schöne Seelsorge, aber nicht an den Armen der Stadt, sondern an den Prälaten und Rittern der Umgegend, die dort ihr Absteigequartier hatten. Denn der Prior „war ein Weltmann und konnte sich, darob jedermann zufrieden, gegen männiglichen erzeigen" mit samt seinen Brüdern, unter denen etliche recht kurzweilig waren. Ein ganz abenteuriger Bruder war darunter, der am Karfreitag morgen, nachdem man am Donnerstag abend im Predigerkloster gemaiselt und fröhlich gewesen, seine Predigt also anhub: „O wie waren wir Nächten so voll, wie waren wir aber so voll", daß seine guten Zechgesellen erschracken und wollten sich außer der Kirchen haben gestohlen.

Da blieb denn beim Verschwinden der idealen Aufgaben nichts weiter übrig, als der mechanische Betrieb der Andachtsübungen. Auch da fehlte im Grunde der innere Trieb und die Ueberzeugung von dem Wert und der Notwendigkeit dieses Tuns. So war auch dieses Stück der Klosterordnung längst brüchig geworden. Das Klostergebäude bevölkerte eine Anzahl unbeschäftigter Männer oder Frauen, oft noch in sehr jugendlichem Alter, oft wider ihren Willen ins Kloster gekommen, ohne Glauben, ohne Begeisterung für ihre Sache, nur zusammengeschlossen durch den Zwang einer für heilig gehaltenen Ueberlieferung. Kein Wunder, daß da keine Zucht mehr halten wollte, Mönche und Nonnen sich draußen herumtrieben, Gäste ins Kloster kamen, die am wenigsten hineingehörten und unter dem Schein äußeren Anstands, oft aber auch in schamlosester Offenheit darauf los gesündigt wurde. So war ein gutes Leben im Frauenkloster zu Oberndorf bei den 24 dortigen Klosterfrauen, „daß viel Adels ob dem Schwarzwald und dem Neckar in diesem Kloster den Ufritt gehabt und hat damals mit guten Ehren viel mehr des gemeinen Adels Hurhaus genannt werden mögen". In Kirchberg bei Sulz lebten die Nonnen jahrelang in schweren Händeln; selbst Messer sah man in den Händen der frommen Frauen bei ihren erregten Beratungen. Endlich mußte man es als etwas Großes ansehen, daß sie sich 1516 zu dem Versprechen bewegen ließen, künftig den Gottesdienst regelmäßig zu halten, die Fasten zu beobachten, in ehrbarer und züchtiger Kleidung zu gehen, abends 8 Uhr alle Gäste aus dem Kloster zu entfernen, ferner künftig nur mit Erlaubnis der Rottweiler Priors und ihrer Priorin und nur auf 6 Wochen zu verreisen. Doch genug der Beispiele, die sich beliebig vermehren ließen. Ursache haben wir jedenfalls, dem Urteil der Zimmern'schen Chronik beizustimmen, die über das Klosterwesen sagt: „Der Anfang ist gerecht, gut und gottselig und von keinem ehrenliebenden, verständigen Menschen zu schelten. Aber es ist dahin gekommen, daß eine lautere, augenscheinliche und unverschämte Heuchelei draus worden, ich geschweig anderes. Und da man die Welt am allermeisten fliehen und weichen sollt, erfindt sich in der höchsten Wahrheit, daß daselbst Welt über Welt und mehr dann Welt ist".

Bei der Weltgeistlichkeit sah es nicht besser aus. Immer wieder begegnet das Bild des Klerus, der in Wirtshäusern, bei Tänzen, in den Frauenhäusern, auf den

Gassen nächtlich sich herumtreibt, mit langen Messern in weltlichster Kleidung, an blutigen Schlägereien sich beteiligt und dann die andern Beteiligten in den Bann tut, von dem sie sich nur mit schweren Geldopfern wieder lösen können. Der Gottesdienst wird versäumt, die Messe mit größter Nachlässigkeit gehalten, oft in frivolster Weise mißhandelt. Wo die Predigt nicht wegen völliger Unbildung und Unfähigkeit des Pfarrers unmöglich ist — manche Pfarrer konnten nicht einmal eine gedruckte Predigt ordentlich vorlesen — da mischen sich nur gar zu oft unwürdige Späße hinein, oder der Zank der Mönchsorden, oder besteht gar der Hauptinhalt der Predigt in Empfehlung des Opfers, das dem Pfarrer zufiel, oder Einschärfung der Zehntpflicht; man predigt von Martinsgänsen und Fastnachtshennen „wie denn dazumal die Pfaffen ihren Schragen wohl zu Markt richten konnten". Mord und Totschlag ist in jener Zeit des immer noch mächtigen Faustrechts, der Zeit der Folter und der öffentlichen Exekutionen, eine alltägliche Sache. Aber daß auch Kleriker immer wieder in Raufhändel und Totschlag sich verwickelt finden und aus Württemberg allein in den Jahren 1501—22 fünf Totschläge durch Geistliche begangen, bekannt sind, das ist ein trauriger Beweis dafür, daß die sittliche Haltung des Klerus sich über die große Masse nicht erhob. Die Ehelosigkeit der Geistlichen war strenges Gesetz, aber doch kaum mehr als eine recht durchsichtige öffentliche Lüge. Die Schlechtesten waren nicht einmal die zahlreichen Priester, die mit Weib und Kindern lebten, nur daß ihnen der Rechtstitel der Ehe fehlte. Aber erbaulich und förderlich für die sittlichen Begriffe der Gemeinde war ihr Vorbild doch auch nicht, noch weniger freilich das Vorbild derer, die ihren Gelüsten bei Frauen und Töchtern der Gemeindeglieder nachgingen. Ehre den frommen und tüchtigen Mitgliedern des geistlichen Standes, die in Predigt und Seelsorge wirklich sich bewußt waren, Gott zu dienen an den Seelen der anvertrauten Gemeinde. Solche Männer haben auch damals nicht gefehlt. Das dankbare Gedächtnis der nächsten Generation hat sie oft nachher zu Vorläufern der Reformation gestempelt, wie die Ulmer Münsterpfarrer Ulrich und Konrad Krafft. Andere haben die Reformation noch erlebt und sind mit voller Begeisterung auf die neuen Wege eingegangen. Gewiß waren ihrer viele, deren Namen keine Geschichte meldet. Sie haben das heilige Feuer der Religion genährt und gehütet in böser Zeit. Aber im Gesamtbild des geistlichen Standes erscheinen sie leider als die Ausnahmen. Im ganzen fehlt bei höchstem Standesdünkel das Pflichtbewußtsein und die innere Stärkung, welche auch der schwächere Charakter schöpft aus der Ueberzeugung, daß er mit seiner Person eine große Sache zu vertreten habe. Dementsprechend war auch das Ansehen der Geistlichkeit im Volke auf dem Tiefstand angelangt, bei allem Hängen an der Kirche und an ihren Gnadenmitteln, bei allem furchtsamen Respekt vor dem mächtigen Zauber des Priesterworts. Landes- und Stadtobrigkeiten, Bischöfe, ernstgesinnte Mitglieder des geistlichen Standes, Professoren, Poeten, Chronisten, nicht zuletzt der Volkswitz in Sprichwort und Bild stimmen in grausamer Einmütigkeit das Klaglied über die Sünden der Geistlichkeit an. Es bleibt für alle Zeit festgenagelt das traurige Exempel, wohin im grenzenlosen Hochmut ihrer Unfehlbarkeit auch eine christliche Kirche gelangt, wenn sie das Wort Christi so ganz vergißt: Mein Reich

ist nicht von dieser Welt! Es ist schwer, fast unmöglich, ein wirklich getreues Sittenbild vergangener Zeiten zu entwerfen. Auch vom Anfang des 16. Jahrhunderts kann aus überreichen Quellen ein Bild furchtbarer Sittenverderbnis bei allen Schichten des Volkes gezeichnet werden. Und doch vielleicht nicht mit voller Wahrheit. Man vergißt dabei zu leicht den Unterschied der Zeiten und Sitten und übersieht, daß Satiriker und Buß-Prediger, auch Strafgesetze und Landesordnungen das wirkliche Leben der großen Menge, des schlichten Bürgers und Bauern uns eben nicht zeigen, sondern nur die Auswüchse. Auch wird, so lange die Welt steht, das Wort Christi in Kraft bleiben, im 16. wie im 20. Jahrhundert: „Aus dem Herzen kommen hervor arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsch Zeugnis, Lästerung". Aber das ist wirklich schlimm, wenn die christliche Kirche, die das lebendige Gewissen des Volkes sein soll, selbst mit untergegangen ist im Sumpf des Verderbens. Diese Kirche hatte kein sittliches Recht mehr, ihren Vertretern fehlte gegenüber den Sünden des Volkes die Kraft eines guten Gewissens.

Martin Luther als Augustinermönch.
Nach dem Kupferstich L. Cranachs aus dem Jahre 1520.

Wie konnte es so weit kommen? Ein Hauptgrund ist schon genannt: Freiheit und Reichtum waren zum Fluch geworden. Auf Rechnung seiner Unverletzlichkeit und Freiheit vom weltlichen Gericht trotzte und sündigte so mancher schnöde Mensch, der

den geistlichen Rock trug —, Gott weiß, wie er hineingekommen. Im Jahr 1503 erstach der Pfarrer Leonhard Heuser von Untersontheim bei Hall im Wirtshaus einen Schneider. „Den schmiedet man auf einen Karren und schickt ihn dem Bischof von Würzburg. Er kam aber wieder aus" — und blieb Pfarrer. 1515 ließ Schenk Gottfried von Limpurg denselben wegen eines Bauern gefangen nehmen und gen Limpurg führen. „Da hielt das Kapitel zu Hall Interdikt. So weit das Kapitel ging, hielt keiner Meß, bis der Schenk ihn aus dem Gefängnis nahm und dem Bischof überantwort". Er kam hernach wieder aus dem Gefängnis und begegnet noch 1524 als Inhaber einer geistlichen Pfründe in Hall. Ein zweiter Grund war die unglaubliche Sorglosigkeit in der Heranbildung und Anstellung der Geistlichen. Niemand kümmerte sich darum, wo der Anwärter auf eine geistliche Stelle seine Bildung geholt, wenn er nur so viel Latein konnte, um eine Messe zu lesen, und eine gute Stimme galt schon als hinreichende Empfehlung. Viele hatten kaum eine Schule besucht, sondern waren nur bei einem Priester in der Lehre gewesen, wie bis vor etlichen Jahrzehnten die Schulmeister. Nur für die Predigerstellen sah man auf akademische Bildung. Manche Stadt verlangte sogar den theologischen Doktorhut von ihrem Prediger und schickte etwa einen Bürgerssohn zu diesem Zweck auf die Hochschule, so Reutlingen seinen Matthäus Alber. Aber die große Menge der Pfarrer auf dem Land und die Schar der Kapläne in den Städten litt gewiß nicht an den Schäden der Ueberbildung. Die Anstellung lag durchweg in den Händen der Patrone. Der Bischof konnte wohl seine Bestätigung versagen, aber wie sollte er die Verhältnisse so genau übersehen in einer so ausgedehnten Diözese, wie in der Konstanzer, bei den beschränkten Verkehrsmitteln. Er konnte es nicht verhindern, wenn sich ein Patron etwa einen „guten Fatzmann" als Kaplan und Hofnarren beilegte. Manchmal vergaß auch einer, wie der edle Dietrich Spät, den Herzog Ulrich zum Probst in Stuttgart machte, die bischöfliche Bestätigung einzuholen. Oder verboten auch die weltlichen Patrone und Landesherren geradezu, diese Bestätigung einzuholen; so tief eingewurzelt war das Mißtrauen gegen die offizielle Kirche. Ein dritter Grund lag in der verkehrten Verteilung der Amtslasten. Während in den Städten sich eine übergroße Zahl von Meßpriestern und Kaplänen ohne genügende Beschäftigung in verderblichstem Müßiggang zusammendrängte, gab es noch Riesenpfarreien aus alter Zeit her, wo die geistlichen Kräfte höchst nötig gewesen wären. Z. B. waren nach Gräfenhausen noch bis 1567 Dobel und Dennach eingepfarrt, gute 3 Stunden weit. Zu Oehringen gehörten als Filialen noch bis 1499 Neuenstein, bis 1525 Untersteinbach und Pfedelbach. Man gründete Pfarreien nicht, wo ein Bedürfnis war, sondern wo ein Stifter sich fand, der im Interesse seines Seelenheils das Geld hergab. Noch verderblicher war die ungleiche Bezahlung. Während die Inhaber großer Pfründen, wie der Münsterpfarrer von Ulm, im Ueberfluß lebten, war die Mehrzahl der Kapläne, Frühmesser und Dorfpfarrer auf ein kümmerliches Einkommen gestellt, so daß sie oft Nebenverdienste suchten, als Handwerker, und, weniger passend, aber um so häufiger, als Wirte. Da gab es ein förmliches geistliches Proletariat, auch geistliche Vagabunden, die ganz auf eigene Rechnung und Gefahr gegen Bezahlung überall Hilfsdienste leisteten.

Viel Schuld an diesen unglücklichen Zuständen trug das leidige Recht der Patronatsherren, nicht nur die Stelle zu besetzen, sondern auch das Einkommen derselben zu beziehen und der allem kirchlichen Recht hohnsprechende Mißbrauch, daß irgend ein beliebiger Mensch, Geistlicher oder Laie, eine oder mehrere geistliche Stellen besitzen, d. h. deren Einkommen beziehen konnte, die Stelle selbst aber durch einen Stellvertreter versehen ließ. Alle kirchlichen Verbote gegen diese Mißbräuche blieben auf dem Papier, aus dem einfachen Grunde, weil die Herren Bischöfe, Aebte, Fürsten und Prinzen, geistliche und weltliche Räte selber gern diese bequeme Einnahmequelle benützten. Bei Kanonikaten, Stiftsstellen, Abteien und Bistümern mochte diese Arten der Verwendung noch hingehen. Für die Welt war es gleich, welcher Müßiggänger sie verzehrte. Aber das war ein greulicher Schade, daß auch die Seelsorgestellen diesem schnöden Handel preisgegeben waren. Wer eine Pfarrei erkauft oder geschenkt bekommen hatte, vielleicht schon als Kind, verzehrte das Gut, für das er nichts leistete und setzte einen Verweser in die Gemeinde, an der er kein Interesse hatte, noch haben konnte. Der Verweser war oft genug der Mindestbietende, ein „toller, voller Mietling". Da waren insbesondere die geistlichen Anstalten groß im Einsacken von Pfarreien. Geldbedürftigen Domkapiteln und Klöstern wurde gerne auf diese Weise aufgeholfen. Man konnte dann schöne Redensarten gebrauchen, daß durch die Zugehörigkeit zum frommen Gotteshaus die Seelsorge viel besser geschehen werde, als sonst. $^2/_3$ der Pfarreien in Württemberg gehörten schließlich den Klöstern. Die Vorzüge dieser klösterlichen Vorsorge bekam die Stadt Reutlingen zu fühlen. Dahin setzte der Abt von Königsbronn einen Pfarrer, der monatelang abwesend war, an Ostern keine Kirche halten wollte, kurz die Reutlinger ärgerte, wo er nur konnte. Sie wurden ihn erst nach mehrjährigem Streit los. Erlaubte man sich das gegen eine freie Reichsstadt, so läßt sich denken, wie manche arme Bauerngemeinde sich wehren mußte um einen rechten Pfarrer. So kämpfte die Gemeinde Finsterlohr vergeblich von 1524—1550, und die Pfarrei gehörte erst noch der höchsten Aufsichtsbehörde, dem Domkapitel in Würzburg selber zu.

Alle diese Uebel waren längst vorhanden und an Versuchen, sie abzustellen, hat es nicht gefehlt. Das ganze 15. Jahrhundert war ja voll von dem Kampf um die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, wie man auf den Konzilien zu Konstanz und Basel zu sagen pflegte. Aber in Wirklichkeit begnügte man sich mit der Reformation der Glieder; das Haupt, der Papst blieb unreformiert. Und so blieb der Geist der alte und die Glieder auch. Darum war der Kampf der Bischöfe wider den Verfall ihrer Geistlichkeit vergeblich schon deswegen, weil weder Bistum noch Domkapitel ihre gründlich verweltlichte Natur ablegten. Es fehlte ihrem Einschreiten an dem inneren sittlichen Recht. Darum verfuhren sie auch niemals entsprechend streng. „Der ward mit einem gelinden Fuchsschwanz erstrichen und kam wieder heim", erzählt die Zimmern'sche Chronik von einem Priester, der wegen Ehebruchs dem Bischof von Konstanz zugeschickt worden war. Von Würzburg haben wir oben bei dem Schicksal des edlen Pfarrers von Untersontheim ähnliches gehört. Am ernstesten nahmen es die Bischöfe von Speier, sie hielten auch vorschriftsmäßig häufige Synoden. Aber auch

bei ihnen erfährt man nichts von unnachsichtlicher Strenge und von planvollen Maßregeln zur Erziehung eines seiner Aufgabe gewachsenen Klerus. Später als die Reformation eingesetzt hatte, wurden unter österreichischem Regiment in Wirtemberg die Pfarrer, die offen in die Ehe traten, einfach an den nächsten Baum gehenkt. Daß man vorher oder nachher gegen geistliche Ehebrecher nur annähernd gleich streng eingeschritten wäre, davon ist nichts bekannt. Die Tätigkeit der Bischöfe beschränkte sich in der Hauptsache auf viele schöne donnernde und klagende Hirtenbriefe — und auf Einziehung von Strafgeldern von den mit Kindersegen heimgesuchten Pfarrern. Da nahm sich die weltliche Gewalt, wenns gar zu arg wurde, je und je der Kirchenzucht an, schickte den Sünder gefesselt dem Bischof zu, oder strafte und vertrieb ihn auch aus eigener Macht, freilich ohne Recht. Manchmal duldeten das die Bischöfe im Bewußtsein ihrer Ohnmacht, manchmal protestierten sie auch und nahmen den Sünder in Schutz, um das Recht der geistlichen Gerichtsbarkeit zu wahren. Noch 1531, als längst schon die Reformation überall die Anforderungen an den geistlichen Stand beträchtlich erhöht hatte, kam folgendes vor: In Münsingen hatten der Pfarrer und sein Kaplan sich in großer Betrunkenheit vor der Vesper in der Sakristei mit dem dritten Kaplan gerauft, daß die Leute aus der Kirche herbeiliefen. Der Obervogt von Urach ließ beide in den Turm sperren bei Wasser und Brot, aber der Bischof von Konstanz protestierte gegen den Eingriff in seine Rechte.

In den Klöstern hatte der Bischof wenig zu sagen, sie standen unter den Oberen ihrer Orden. Da war denn durch das kräftige Einschreiten der Staatsgewalt wirklich im Lauf der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in vielen Klöstern eine Reformation zu stande gekommen, welche Ordnung und Zucht wieder herstellte. Eberhard im Bart hatte sich da vor anderen Landesherren große Verdienste erworben. Die altwirtembergischen Klöster traten ins 16. Jahrhundert meist in geordnetem Zustand. Das schwere Werk war gelungen unter harten Kämpfen mit den alten Insassen durch Heranziehung von Mönchen und Nonnen aus anderen schon reformierten Klöstern, die einen besseren Geist mitbrachten. Auch Graf Kraft von Hohenlohe und seine Söhne Albrecht und Georg bemühten sich um Hebung ihrer Klöster und führten einen doch schließlich vergeblichen Kampf mit der Zuchtlosigkeit des Oehringer Chorherrnstifts. Die Reichsstädte verfuhren ebenso, besonders Ulm, Eßlingen, Ravensburg. Dieser Klosterreformation ist es zu danken, daß manches Kloster vor dem völligen Untergang in Schulden und Zuchtlosigkeit bewahrt wurde, daß auch wieder wirklich geistiges Leben erwachte und Männer wie Staupitz unter den Augustinern, wie Paul Scriptoris unter den Franziskanern in Tübingen sich fanden. So konnte das Klosterwesen trotz allem noch seine Anziehungskraft auf edle Gemüter ausüben, einen Eberlin noch bis 1520 festhalten, Ambrosius Blarer und Oekolampad noch eben vor dem großen Sturm zum Eintritt bewegen. In Alpirsbach lebte der junge Blarer seit 1510 glückliche, friedvolle Jahre, in der Ueberzeugung, daß er nichts Gott Gefälligeres geben könne, als sein Leben, das er teilte zwischen Andacht und stillen Studien. Er ermahnt seine Schwester, ebenfalls in ein Kloster zu treten wie er,

„denn Du weißt wohl, daß es mir viel Leut widerraten hant und schier niemand geraten hat; aber ich han es dennoch gewaget. Es hat mich auch von Gottes Gnaden nie gereuet, ich hoff auch, es soll mich nimmer gereuen. Und hätte ich es nit getan, so wollt ich es noch tun".

Aber wie manches Kloster hatte man vergeblich zu reformieren versucht, oder ging es so gelinde ab, wie bei Kirchberg, oder in Hall, wo der Rat sich von 1484—1502 um die Reformation der Franziskaner bemühte. Nach einander rief der Rat den Ordensprovinzial, den Rat von Ulm, Eberhard im Bart, den päpstlichen Legaten, den Kaiser Maximilian um Hilfe und Vermittlung an, bis endlich die Sache mit ein paar leeren Aeußerlichkeiten abgemacht wurde. In anderen Klöstern hielt die Besserung nicht lange an. So mußte der Eßlinger Rat schon 1496 wieder klagen, das Reformwerk im Barfüßerkloster sei nur zur Hälfte vollbracht und die Sirnauer Nonnen führen nach wie vor ein schändliches Leben. Murrhardt war trotz der geschehenen Reformation 1507 schon wieder gänzlich verfallen in Zucht und Vermögensstand. Die Mönche waren ihres Standes überdrüssig und wollten das Kloster in ein Stift verwandeln. Schon hatten sie eine päpstliche Bulle dafür erlangt. Aber die Bulle war teuer und das römische Pflaster auch; so mußten die Abgesandten auf dem Heimweg in Augsburg die Bulle versetzen. Herzog Ulrich löste sie aus und verhinderte somit den schönen Plan. Noch bis 1519 bemühte er sich um die Ordnung der Verhältnisse des Klosters. Nach dem Absterben der ersten reformierten Generation kehrte

Kaiser Maximilian I.
Holzschnitt nach Dürers beim Reichstag in Augsburg angefertigter Handzeichnung.

häufig nur zu leicht die alte Trägheit wieder. Das konnte auch nicht anders sein: „Diese Reformbestrebungen blieben auf halbem Wege stehen; sie nahmen ihre Ideale aus einer vergangenen Zeit. Es fehlten Neubildungen, die dem Charakter und den Bedürfnissen einer fortgeschritteneren Zeit angepaßt worden wären", so urteilte der jüngst verstorbene Bischof Linsenmann von Rottenburg. Darum hat das Eingreifen der Staatsgewalt zwar den Einfluß des Staates auf die kirchlichen Verhältnisse gesteigert und die Landesherren daran gewöhnt, auch für die innersten kirchlichen Angelegenheiten zu sorgen, aber den abgestorbenen und verrotteten Formen der Kirche neues Leben einzuhauchen, vermochte der werdende Staat mit aller Liebesmühe nicht. Sein Hauptinteresse ging doch auf das reiche Kirchengut. Auch die neue Wissenschaft und Bildung vermochte das nicht. Dazu schwebten die gelehrten Herren schon viel zu hoch über dem gemeinen Volke, in den hohen Regionen der Kunst und des grauen Altertums. Und gar zu leicht vermochten sie sich auch über offenbare Mißbräuche und Schändlichkeiten mit dem Lächeln des Weisen zu trösten, der da weiß, daß der Welt Torheit nun einmal nicht auszurotten ist.

Was der kranken Welt not tat, war kein Flickwerk mehr, sondern neue Kraft aus Gott, neue sittliche Gedanken, ein inneres Leben, das den Menschen frei machte von Menschenknechtschaft und von der Last der Geschichte, aber ihn um so fester band an die Wahrheit des ewigen Gottes. Der Weg dazu führte zurück zu Christus und hinein in die Tiefe des Gewissens. Wollte und konnte die Kirche in ihren berufenen Hütern und Vertretern diesen Weg nicht vorangehen, so mußte die Reformation von unten kommen.

Die wahre und die falsche Vergebung der Sünden.
Verkleinerter Holzschnitt von Hans Holbein d. J.

Zweites Kapitel.

Die Anfänge.

„Johannes tut uns schreiben
Von einem Engel klar,
Der Gottes Wort soll treiben,
Ganz lauter offenbar.
Du magst nun wohl erkennen
Den Engel, den ich mein . . ."
Michael Stifel.

Der Mann, der endlich nach so viel vergeblichem Suchen und Sorgen der Besten den Weg zur Erlösung fand, Martin Luther selbst, steht außerhalb des engeren Kreises, in dem unsere Erzählung sich bewegt. Aber die hinreißende Gewalt seiner Person spiegelt sich auch in dem Gang der Ereignisse im Schwabenlande. Er wird für Jahrzehnte der Inhalt der Deutschen Geschichte, er erobert im Sturm die Herzen, er zwingt auch die Geister, die sich ihm nur wiederwillig beugen und drängt durch die Macht seiner Rede seine Entscheidung auch denen auf, die ursprünglich auf ganz anderen Wegen gegangen waren. Es ist die Reformation die erste und einzige geistige Bewegung bis auf den heutigen Tag, die das ganze deutsche Volk erfaßt und zur tätigen Mitarbeit herbeigezogen hat. Darum ist es nur ein kleiner Ausschnitt, kein selbständiges Ganzes, wenn wir die Reformationsgeschichte des heutigen Württemberg verfolgen wollen und bei der schon geschilderten Zersplitterung der Landesteile nicht einmal eine einheitliche Geschichte für sich, doch wieder zusammengehalten durch die Aehnlichkeit des Volkscharakters und die Eigenart der führenden Männer.

Als Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Sätze über den Ablaß in die Welt hinaus gehen ließ, da war im Schwabenland eben kein günstiger Augenblick zur Versenkung in tiefe Gewissensfragen. Man erfährt wenig von dem Widerhall, welchen diese und die nächsten Schritte und Taten Luthers etwa hervorriefen. Die anfangs so glänzende, nun aber mehr und mehr einem Ende mit Schrecken sich zuneigende Laufbahn Herzog Ulrichs hielt die Gemüter in Spannung zwischen Furcht und Haß und

Bewunderung. Der Sohn eines irrsinnigen Vaters und einer früh verstorbenen Mutter war Ulrich unter der vormundschaftlichen Erziehung vielfach verkehrt behandelt worden. Den erst 16jährigen enthob Kaiser Maximilian seiner Zuchtmeister und erklärte ihn für mündig. Das Selbstgefühl des Knaben, der des Kaisers erklärter Liebling war, wurde noch gesteigert durch den glücklichen Feldzug gegen die Pfalz. Er brachte dem Lande unerhörten Zuwachs, Besigheim, Maulbronn, Löwenstein, Weinsberg, Möckmühl und Heidenheim. Ulrich ist der größte Mehrer des kleinen Reichs bis auf König Friedrich geblieben. Das Land freute sich seines jungen und doch männlich stattlichen Herzogs, der bei allem fürstlichen Stolz doch mit dem gemeinen Mann leutselig zu reden verstand und im Feldlager bei Mühen und Gefahren vorne an war, wie er im Frieden als tollkühner Reiter und wilder Jäger sich hervortat. Daß er ein Freund der Musik und Dichtkunst war und wohl selbst ein Lied zu singen wußte, trug viel dazu bei, ihn dem Herzen des Volkes näher zu bringen. Aber in seinem Wesen lagen tiefe Abgründe verborgen. Wer ihn sah mit seiner hohen Gestalt, blitzenden grauen Augen und rötlichem Bart, konnte wohl etwas ahnen von der Wucht aufbrausenden Zornes und unbelehrbaren Trotzes, die da schlummerten. Aufs höchste gesteigertes fürstliches Selbstbewußtsein, wie es sich auch in der Pracht seines Hoflebens darstellte, und ein unbegrenztes Zutrauen zu den Menschen zeigten sich in ihrer Verbindung doppelt unheilvoll. Mildernder Einfluß auf sein Gemüt fehlte. Seine Ehe war vom ersten Tage an unglücklich, ein reines Werk der Politik. Ein tieferer Eindruck der Religion ist bei ihm nicht zu bemerken, obwohl er unter geistlichen Erziehern aufwuchs und ein äußerlich treuer Sohn der Kirche war, auch mit dem Papst gut stand. Daß er schon seit 1502 ein päpstliches Privilegium besaß, durch das sein Beichtvater extra ermächtigt wurde, ihn von allen Sünden, auch von Totschlag, mit alleiniger Ausnahme der Gewalttat gegen Prälaten und der Ketzerei zu absolvieren, das war ein Beweis allerhöchster seelsorgerlicher Gnade, der nicht eben geeignet war, sein Gewissen zu wecken. Seit dem „armen Konrad" beginnen die schlimmen Seiten seines Wesens hervorzutreten. Die unmäßige blutige Bestrafung der Aufständischen, Mißachtung des eben geschlossenen Tübinger Vertrags mit der Landschaft, die Ermordung seines Vertrauten Hans von Hutten, um der Liebe zu dessen Frau willen, das war der Anfang. Von da an ist es über ihm, wie ein böser Dämon. Er hört auf keine Reue, keine Mahnung und Warnung mehr. Die Häupter der Landschaft, bisher seine Räte und Diener, fielen nach grausamer Folterung seinem Argwohn und seiner Rache zum Opfer. Hinrichtungen wegen angeblicher Attentate, grausame Bestrafung von Wilderern machen seine letzten Jahre zu einem Schreckensregiment. Die kaiserliche Acht hatte er verachten gelernt. Endlich überfiel er mitten im Frieden die Reichsstadt Reutlingen; es war der plötzliche Ausbruch lang verhaltenen Zorns und Tatenlust. Abends stand er auf vom Totenmahl zu Ehren des verstorbenen Kaisers Maximilian. Am andern Morgen schon lag er mit Heeresmacht vor Reutlingen und nach 8 Tagen huldigte ihm die Stadt. Mit ebensolcher Tatkraft und Schnelligkeit organisierte er den Widerstand gegen den schwäbischen Bund, der sich nun wider ihn erhob. Aber jetzt verließ ihn das Glück. Das Land fiel ohne viel Kampf

in die Hände der Feinde. Daß aber Ulrich bei allem, was ihm zur Last gelegt wird, doch die Liebe seines Volkes nicht verloren hatte, das zeigt der freilich vergebliche Versuch der

Herzog Ulrich.
Nach einem alten Holzschnitt aus dem Kgl. Kupferstichkabinett Stuttgart.

Wiedereroberung, den er noch im Herbst 1519 machte, hauptsächlich mit Unterstützung des Landvolks. Das Land war zum zweitenmal den Siegern preisgegeben und allen schlimmen Folgen langjährigen Kriegszustandes. So trat Wirtemberg in die Reformationszeit ein

unter Krieg und wilder Aufregung. Die letzten Jahre Ulrichs aber waren eher den Altgläubigen günstig gewesen. Die Humanisten, Ulrich Hutten, des Ermordeten Vetter, voran, waren ja des Herzogs erbitterste Gegner. Reuchlin fiel in Ungnade und schied aus dem Dienste. In Tübingen wurde es so ungemütlich für die Humanisten, daß Melanchthon, als er 1518 einen Ruf nach Wittenberg erhielt, mit Freuden einschlug. Es war ihm, als werde er aus einem Gefängnis erlöst. Er wußte noch kaum etwas von Luther; ahnungslos zog er aus der schwäbischen Heimat seiner ehrenreichen und dornenvollen Bestimmung entgegen.

Der erste Schwabe, von dem wir wissen, daß er Luthers Auftreten schon vor den 95 Thesen verfolgt hat und alsbald mächtig von ihm beeinflußt war, ist Oekolampad aus Weinsberg. Er war damals schon Prediger in seiner Vaterstadt gewesen, hatte aber noch einmal zu studieren angefangen und wirkte sodann als Dozent in Heidelberg und Basel, darauf als Domprediger in Augsburg. Er blieb aber stets in Verbindung mit der alten Heimat und predigte schon 1518 dort in Luthers Sinn. Im Jahr 1520 trat er noch in ein Kloster, ohne damit seine neue Ueberzeugung im mindesten verleugnen zu wollen. So schlecht oder so gut hatte er Luther verstanden, so sehr war ihm wie Luther die Reformation innerste persönliche Gewissenssache, daß er an eine Aenderung der äußeren Formen gar nicht dachte. Reiche Keime zukünftiger Entwicklung wurden auf der Versammlung des Augustinerordens im April 1518 in Heidelberg ausgestreut. Dort war ja Luther anwesend, und der Reichtum seiner Gedanken, der tiefe sittliche Ernst seiner Bekämpfung des Ablasses haben mächtig auf die Studentenschaft gewirkt. Damals sahen ihn der 19jährige Johannes Brenz aus Weilderstadt und Erhardt Schnepf aus Heilbronn. Es begann damit für beide die entscheidende Wendung ihres Lebens. Der weite Kreis der Gelehrten fing an, sich für Luther zu interessieren. Ein reger Briefwechsel verband sie alle; zierlich gedrechselte lateinische Episteln flogen hin und her. Da galt bald Luther als ein Mitkämpfer und Vorstreiter der neuen gereinigten Theologie gegen Scholastik und Barbarei. Die Domherren Bernhard und Konrad Adelmann in Augsburg, Botzheim in Konstanz, ja die Bischöfe von Augsburg und Würzburg selbst, der Generalvikar Johann Faber in Konstanz, ein geborener Leutkircher, und viele andere äußerten sich freundlich über Luther, ja traten mit ihm in Korrespondenz. Das wurde auch nicht so bald anders, als Dr. Eck aus Eck bei Memmingen, in Rottenburg aufgewachsen und auch ein Glied des schwäbischen Humanistenkreises, sich zum streitbaren Gegner Luthers umwandelte und ihn auf der Leipziger Disputation zu der schwerwiegenden Aeußerung drängte, daß Papst und Konzilien auch irren können und daß man in Konstanz Huß zu Unrecht verbrannt habe. Damit war der Gegensatz zur alten Kirche und auch zu den Bestrebungen der bisherigen Reformer offenbar geworden. Sie begannen sich vorsichtiger über Luther zu äußern und mancher zog sich ganz zurück, wie der alte Reuchlin. Vorerst aber hatte niemand so rechte Freude an Ecks gewalttätigem und aufdringlingem Vorgehen. Für das alte Papsttum sich zu begeistern, hat auch Faber erst später gelernt, nicht ohne den Einfluß römischer Ehre und römischen Geldes, die er sich in Rom selbst an der

Quelle holte. Seit Melanchthon in Wittenberg war, wurde er, trotz seines Oheims Reuchlin Abmahnen, zum begeisterten Apostel Luthers, der alle seine schwäbischen Freunde, Franz Kircher in Tübingen, Ambrosius Blarer, Oekolampad, Alber, Sam und viele andere gewann und bestärkte. Es waren noch wenig überzeugte Anhänger Luthers; aber sie stellten die Blüte der studierenden Jugend Schwabens dar, begabte, jugendkräftige Männer, die mit frischem Mut und reinen Händen das Werk angreifen konnten.

In die Masse des Volkes war noch wenig davon gedrungen um die Zeit, als Herzog Ulrich dem Land seiner Väter den Rücken kehren mußte. Sein Schicksal gab auch den Kanzelrednern Stoff genug. Denn die Geistlichkeit war dem Vertriebenen ebenso anhänglich, wie das Volk. Die neue Regierung in Stuttgart verfehlte nicht, den Geistlichen Parteinahme für Ulrich, ja selbst die Nennung seines Namens strengstens zu verbieten. Der Bischof von Konstanz mußte seine geistliche Autorität dazu hergeben, nur mit dem Erfolg, daß er einen neuen Zankapfel zwischen sich und seine Geistlichkeit geworfen hatte. Irgend eine Erleichterung der Not des Landes brachte das Regiment nicht. Im Gegenteil wurden jetzt zu den alten Schulden noch die Kriegskosten dem Lande aufgeladen. Die Geistlichkeit wurde dabei nicht geschont. So war niemand zufrieden. Nur die Ehrbarkeit, aus deren Kreis das neue Regiment in Stuttgart genommen wurde, sah jetzt ihren Weizen blühen. Das Land war indessen vom schwäbischen Bund an Kaiser Karl V. verkauft worden, der es seinem Bruder Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich, überließ. Es war eine treffliche Abrundung des großen vorderösterreichischen Besitzes. Aber Ferdinand, obwohl persönlich einer der ehrenwertesten Fürsten der Zeit, auch sehr von der Notwendigkeit einer Reinigung der Kirche überzeugt und bereit, dabei mitzuwirken, so lange die Reformation sich streng auf katholischem Boden hielt, galt immer als ein Fremder, sein Regiment als eine Fremdherrschaft. Man empfing ihn, als er zur Huldigung einzog, mit Reitern und Ehrenjungfrauen und Glockengeläute. Aber es war bestellte Begeisterung. Diese

Erzherzog Ferdinand, nachmaliger Kaiser.
Nach dem Kupferstich von Bartel Beham.

Zustände waren der Reformation günstig, sofern unter der allgemeinen Verwirrung das Wort eines kraftvoll entschiedenen Glaubens eher durchdringen konnte, ungünstig aber insofern, als die politische und soziale Not vor allem nach Abhilfe schrie.

Der erste, der in Wirtemberg eine tiefergreifende Wirksamkeit als evangelischer Prediger ausübte, war Konrad Sam aus Rottenacker in Brackenheim. Ihm hat Luther im Oktober 1520 einen Brief geschrieben, in dem er ihn zum treuen Ausharren bis in den Tod ermahnte. Die Stadt Stuttgart berief noch in demselben Jahr als Prediger Johannes Mantel, mit dem bedeutungsvollen Versprechen, ihn schützen zu wollen gegen jede Anfechtung. Ebenfalls seit 1520 wirkte Erhardt Schnepf in Weinsberg. In Marbach war eine kleine Gemeinde von Lutherverehrern, zu denen der Schulmeister Märklin, später in Stuttgart, gehörte. Sie wagten doch kaum, sich als solche zu bekennen „aus Furcht vor den Pharisäern". In Eßlingen sammelten sie sich um den Augustiner Stifel und den Kaplan Martin Fuchs. Auch die Klostermauern waren kein Hindernis mehr. Die Augustinerklöster verschlossen den Schriften ihres gewaltigen Ordensbruders ihre Tore nicht. In Alpirsbach begann Ambrosius Blarer als Lesemeister schon vor Oktober 1520 die Brüder mit Luthers Lehre bekannt zu machen, nachdem er sie selbst gründlich studiert: „Aber je mehr, je länger und fleißiger ich das tat, je mehr ich verstand, wie dieser hochgelehrte, erleuchtete Mann so mit großer Würdigkeit die heilige Geschrift behandelte und traktierte, also daß auch ein jeder ziemlich verständige Laie, der seine Bücher recht besieht und fleißig liest, merklich greifen möchte, daß diese Lehre eine wahre starke, ganz christliche Grundfeste hat. Deshalb sie auch mir ganz anmutig worden und tief zu Herzen gegangen, ist mir auch nach und nach der Nebel viel anderer Mißverständnisse von dem Gesicht und die Schuppen wie dem heiligen Paulus von den Augen gefallen. Habe zuletzt mit großer Dankbarkeit erkannt, daß Gott unser Herr aus besonderer Gnade und väterlicher Barmherzigkeit zu uns gesehen und sich erbarmet hat unseres Elends, als derer, die er sah im Hunger und Durst des göttlichen Wortes hin und her in der Irre gehen, wie Schäflein, die keinen Hirten haben, in menschlicher, selbst fürgenommener Weise und Lehre. Und uns wiederum hat durch diesen Mann aufgetan die Brunnen des lebendigen Wassers göttlicher heiliger Lehre". So war es den Menschen zu Mut.

Ein neuer Mittelpunkt lutherischer Neigungen begann sich zu bilden in Ulm, wo der Arzt Rychard der Begeisterung für Luther Bahn brach. Schon in reiferem Alter, vielseitig gebildet, in der Medizin, wie in humanistischen Studien bewandert, vergaß er jetzt alle anderen Interessen über dem großen Kampf wider das Papsttum. Im Januar 1521 schrieb er: „Ich weihe und heilige mich für Luther, in dem Sinn, daß ich glaube, der verachtet Christum, der Luther verachtet". Er glaubte schon rühmen zu können: „Ganz Schwaben bewundert Luther als den Herold des Evangeliums; gefeierter als sein Name tritt nichts unter uns auf". Gewiß hatte die Bannbulle gegen Luther, die Eck im Oktober 1520 endlich in Rom ausgewirkt hatte, und die Kunde von ihrer Verbrennung durch Luther am meisten dazu beigetragen, seinen Namen bekannt zu machen. Die Bulle hat nur der Bischof von Augsburg auf das

Drängen Ecks veröffentlicht, in Konstanz und in Würzburg weigerte man sich dessen. Ob auch der Kaplan Heinrich von Pflummern in Biberach jetzt die Bücher von Luther, die er besaß, als treuer Katholik verbrannte, in Ulm erhob sich eben jetzt ein gewaltiger Volksprediger für die neue Lehre, Johann Eberlin von Günzburg. Schon hoch in den 50er Jahren, seit 1498 Franziskanermönch, war er in den letzten Jahren in Tübingen, Rottenburg und in Ulm selbst als großer „Pfaffenpreiser" aufgetreten. Die Herrlichkeit des heiligen Franziskus und seines Ordens wußte er so begeistert zu rühmen, daß er viele zum Eintritt in den Orden bewog. Als Anwalt des Mönchtums beschützte er die Beghinen in Herrenberg vor der Kanzlei in Stuttgart, die sie vermutlich aufheben wollte, und trat sogar dem gut rechtgläubigen Scholastiker Dr. Lemp in Tübingen gegenüber. Der Mann mit dem ergrauenden Haar, aber dem Feuerkopf eines Jünglings, hatte das Volk in der Hand, wohin er kam. Da lernte er Luthers Schriften kennen und verschlang sie mit Eifer. Wo die Umwandlung vor sich gegangen, ist unbekannt; Anfang 1521 kehrte er nach Ulm zurück, ein anderer, als er gegangen. Zuerst noch vorsichtig und zurückhaltend, predigte er bald immer freier und kühner Luthers Gedanken in ihrem voll entwickelten Gegensatz zu allem Papst- und Mönchtum. Das schlug ein. Der Legat Aleander berichtete von Worms aus nach Rom mit großem Aerger: anfangs als er noch orthodox gepredigt, habe ihn niemand hören wollen, jetzt aber habe er Zulauf von aller Welt. Sein Auftreten war der helle Trompetenstoß, der auch in Schwaben jetzt den offenen Krieg gegen Rom verkündigte.

Vorderseite der Bannbulle Papst Leos X. gegen Luther.

Inzwischen war Luther selbst von Schritt zu Schritt weiter gedrängt worden, den Gegensatz seiner neugewonnenen inneren Freiheit im Glauben an Christus gegen alles römische Kirchentum bis in die letzten Konsequenzen zu erkennen. Bereits war er auch dahin gelangt von seinem festen Felsengrund aus das Gebäude der äußeren Kirchenverfassung zu erschüttern und den Plan einer durchgreifenden Reformation zu entwerfen. Das geschah in der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation. Bei der unauflöslichen Verschlingung von geistlich und weltlich bedeutete das zugleich den Umsturz des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Es begannen sich in dem Gewoge der Meinungen die Grundzüge eines neuen Staats- und Volkslebens zu zeigen, dessen Herz und Seele das neuentdeckte Evangelium gewesen wäre. Unter diesen Umständen war es entscheidend für alle die brennenden Fragen und Bedürfnisse Deutsch-

Kaiser Karl V. in seinem 31. Lebensjahre.
Nach einem Kupferstich von Bartel Beham (1531).

lands, wie sich der neue Kaiser Karl V. zur Sache Luthers stellte. In dieses Jünglings Hand lag das Schicksal Deutschlands für Jahrhunderte, als sich zu Worms im Februar 1521 zum erstenmal der Reichstag um ihn versammelte. Wie es in Deutschland aussah, hätte er schon daraus merken können, daß man den Spruch des Papstes in der Bannbulle keineswegs als giltige Entscheidung betrachtete. Man nahm sich heraus, das Urteil Roms auf dem Reichstag im Namen der deutschen Nation zu revidieren. So weit hat Karl V. dem Willen der Reichstagsmehrheit nachgegeben. Aber Deutschland war für ihn nur ein Stein im großen Würfelspiel um die Weltherrschaft, und er selbst, der immer kühle Rechner und Realpolitiker hatte keine Zeit für Gewissensfragen; er braucht dafür Kirche und Beichtvater. Er folgte also der Politik und dem Zug seines Herzens als er sich gegen Luther entschied. Der Schluß des Wormser Reichstags war das kaiserliche Edikt, das Luther in die Acht erklärte. Luthers und seiner Anhänger Schriften sollten verbrannt, eine strenge Aufsicht über das ganze geistige Leben, wie die spanische Inquisition in Deutschland eingeführt, der Geist geknebelt werden. Der kluge Rechner hat sich gründlich verrechnet, wenn er meinte, mit einem solchen Papier den Sturm beschwören zu können. Aber das erhellte mit schrecklicher Deutlichkeit aus dem Verlauf der Dinge in Worms, daß in diesem einzigen Augenblick seiner Geschichte das deutsche Volk von Kaiser und Reich nichts zu hoffen hatte. Die Deutschen haben es nicht glauben wollen. Noch jahrelang haben sie, Luther selbst voran, von dem edlen jungen Blut, dem Enkel des vielgeliebten Maximilian, sich alles Guten versehen. „An das treu adelich, christlich Herz unseres gnädigsten Kaisers Karoli, unseren lang gewünschten und ganz angenehmen Kaiser, zu dem all' unsere Zuversicht, unsere Hoffnung und unsere Zuflucht steht", wendet sich Eberlin mit seinen politischen und kirchlichen Reformvorschlägen. Aber Karl ließ sich nicht rühren. Er blieb der Stellung treu, die er in Worms eingenommen. Die Bewegung der Geister konnte er nicht dämpfen, aber ihren naturgemäßen Gang und ihren vollen Erfolg zu verderben, dazu reichte seine Macht. Die Aussicht auf eine Wiedergeburt Deutschlands im Zusammenwirken von Volk und Kaiser waren dahin.

Drittes Kapitel.

Die Sturmjahre.

„Denn Christus sich nicht Gewohnheit genennet hat, sondern Wahrheit."
Ambrosius Blarer.

Mit dem Wormser Edikt war ein Felsblock in die Flut geworfen, der sie nicht hemmte, an dem sie nur schäumend aufbrauste. Die Aengstlichen und die Selbstsüchtigen und die treuen Gemüter, die am trauten Alten hängen, gingen jetzt zurück. Die Parteien schieden sich im Kampf auf Tod und Leben. Alte Freundschaft, alte Treue, alte Rechte zerrissen. Wilde Leidenschaften, Zorn und Zerstörungswut mischen sich in den rein geistigen Kampf um des Glaubens Recht und Freiheit. Es ist nichts Geringes, wenn ein Volk seine Religion ändert und als stumme Götzen wegwirft, was ihm seither für heilig gegolten.

Das Edikt wurde zwar veröffentlicht, im östreichischen Gebiet sogleich, sonst zögernd und widerwillig, in Ulm und Heilbronn erst im Oktober. Ausgeführt wurde es nirgends, weil sich keine Hände dazu fanden. Wenn man die lutherischen Bücher konfiszierte wie in Biberach, so lasen die Ratsherren, die sie einzogen, das verbotene Gut nur um so eifriger. Gewaltig aber wirkte der Eindruck des Bekennermuts, mit dem Luther vor Kaiser und Reich gestanden. Die Städtegesandten berichteten darüber nach Hause an ihre Ratsherren. Bald erzählte man auch davon auf allen Gassen und sang davon in allen Schenken.

„Zu Worms er sich erzeiget,
Er trat keck auf den Plan;
Die Feind hat er geschweiget,
Keiner durft ihn wenden an"

sang der Eßlinger Stifel in seinem „überaus schönen künstlichen Lied" von Martin Luther. In den Reichsstädten kam die Stimmung des Volkes zuerst zum Durchbruch. Hier vollzog sich der Austausch der Gedanken lebhafter unter der enger zusammengedrängten Menge. Von Stadt zu Stadt flog leicht der zündende Funke. Die Bürgerschaft damals meist unter ziemlich demokratischer Verfassung war gewöhnt, ihre Gedanken frei zu äußern. Da war auch die Erbitterung über die faule und träge Priesterschaft groß gegenüber dem tätigen Leben der arbeitsamen Bürger. Da häuften sich die Skandale der Geistlichkeit und da standen sie unter der Aufsicht einer kraftvollen öffentlichen Meinung.

Wenn ein Fremder ums Jahr 1522 nach Ulm in seine gewohnte Herberge kam und abends mit den Stammgästen seinen Schoppen trinken wollte, so konnte er sich in eine verzauberte Welt versetzt fühlen. Statt der gemächlich rinnenden Unterhaltung über die Vorzüge dieses oder jenes Bieres oder die laufenden Frucht- und Weinpreise hörte er leidenschaftliche Erörterungen über den Greuel der Messe oder das allgemeine Priestertum und die Abschaffung des geistlichen Standes, oder gar über das Recht der guten Werke und wie der Gläubige die Seligkeit als ein armer Sünder allein aus Gnaden bekommen und annehmen könne. Noch nie, seit sie stand, hatte die niedrige Decke der alten Schenke so viel fromme Reden gehört. Mancher ehrsame Handwerksmeister wußte seine Rede mit zahlreichen Bibelsprüchen wohl zu zieren, auch etwas einzuflechten von dem alten Heiden „Narrenstoltiles", mit dem man bisher das Christenvolk genarret und von seinen würdigen Jüngern „Thomas von Wasserburg" oder vom falschen Mönch Gratianus, dem Leutbescheißer, der das geistlich Recht gemacht. Der Fremde konnte wahrhaftig glauben, in eine Gesellschaft von Theologen geraten zu sein. Und wenn er etwa die bescheidene Einwendung erhob, daß das doch alles wider den alten Glauben und die ehrwürdige Mutter Kirche sei, so bekam er sicher zur Antwort, der Papst sei der leibhaftige Antichrist und die römische Kirche die Stiefmutter, ja eine böse Hur. Dr. Martinus aber, der der Christenheit das Evangelium wiedergegeben, sei an Geist ein zweiter Elias und an weisem Rat ein zweiter Daniel. Der Papst habe freilich den Ulmern einen eigenen Brief geschrieben und ihnen vorgehalten, daß sie, die bisher getreuen Söhne der Kirche, nun gar lutherische Bücher drucken und verbreiten. Aber darauf gebe man nichts mehr, „der Bauer wird witzig". Dann mochte der Fremde etwa ablenkend das herrliche Münster rühmen, das doch jedesmal wieder in seiner unvergleichlichen Erhabenheit des Eintretenden Gemüt mit Andacht erfülle. Aber er bekam zur Antwort, das sei doch auch nur ein Götzenhaus, zu dessen Bau der Teufel die Vorfahren verführt, und man hätte den großen Kosten besser auf den Bau von Schulen oder eines guten Spitals verwendet. Desgleichen sollte man die Klöster in Schulen verwandeln und die unnützen Tagdiebe und „Blippenplapperer" die Mönche verjagen, oder zu nützlicher Arbeit im Dienste der Stadt, zum Straßenreinigen oder Mauerbau verwenden. Dann kam man zu reden auf die letzten Predigten, die die Stadt in Aufregung versetzt, wie der Pater Neftler von den Dominikanern, der papistische Esel, durch den Bruder Kettenbach glänzend mit Schriftworten widerlegt und in den Notstall getrieben worden sei. Man habe es doch auch glücklich dahin gebracht, daß der elende Idelhauser, der in Konstanz den Glauben abgeschworen und nun öffentlich von der Kanzel seinen Widerruf wiederholen sollte, von diesem Vorhaben abstehen mußte. Zu deutlich habe die Bürgerschaft ihren Willen dem Rat gezeigt, der immer noch viel zu ängstlich und römisch sei. Aber wenn der Rat selber nicht vorangehen wolle, so müsse er doch die Bürgerschaft frei gewähren lassen, sich an dem reinen Gotteswort zu erbauen. Denn das Wort Gottes sei so köstlich, so würdig und edel, daß ein jeglicher Mensch, der das Wort Gottes hört, dem glaubt und mit Werken dem nachkommt, selig werde. Drum könne und dürfe man nicht davon lassen. So habe

erst jüngst der friedliche und so treu biblische Diepolt gepredigt, daß es den Hörern unvergeßlich geblieben sei. Am andern Morgen aber nach diesen Stammtischgesprächen konnte der Fremde mit eigenen Augen sehen, daß die Messe in den weiten Münsterhallen kaum von ein paar Andächtigen besucht war, aber in die Predigten des Bruders Kettenbach sich das Volk in Scharen drängte, daß auf dem Markt kaum ein Stand so belagert war, wie der Bücherstand, wo die Schriften Luthers oder die frisch aus der Presse gekommenen Bundesgenossen Eberlins oder die letzten Predigten von Kettenbach, Diepolt und Ruß feilgehalten wurden. Dann ritt er aus den Toren mit einem Kopfschütteln über diese „irrigen geschwinden Läufte", aber doch mit dem Eindruck, daß durch all das seltsame Brausen und Schäumen es klar und helle hindurchklinge von unerhörtem Gewissensernst und Hunger armer Menschenseelen nach Leben, Kraft und Seligkeit.

Philipp Melanchthon.
Nach einem Kupferstich A. Dürers aus dem Jahr 1526.

Doch dies ist nur ein Beispiel von dem Lauf der Dinge, wie er in allen Reichsstädten sich vollzog. In Reutlingen konnte Matthäus Alber 1521 seine Predigerstelle antreten, obgleich man schon von ihm wußte, daß er ein Anhänger Luthers und ein naher Freund Melanchthons von Tübingen her sei. Die Stadt Hall wählte als Prediger den jungen Johannes Brenz von Weilderstadt. In Heilbronn wirkte Lachmann seit 1521. Weil berief Theobald Willikan, Brenz Freund von Heidelberg her. Bopfingen, Isny und von 1523 an auch Gmünd sahen evangelische Prediger in ihrer Mitte. Wenn die Kirchen verschlossen waren, so tat es eine Stube im Spital,

wie in Biberach, und wenn die Stube nicht reichte, so hob man die Fenster aus, das Volk stand auf der Straße und kletterte auf Holzhaufen, um den ausgelaufenen Mönch, Konrad, genannt Schlupf in d' Heck, zu sehen und zu hören, der da den neuen Weg des Heils predigte. In Ulm hatte zwar Eberlin dem Schicksal der Gefangennahme und Versetzung in ein anderes Kloster im Juni 1521 sich durch die Flucht entziehen müssen. Er ging auf Umwegen nach Wittenberg. Aber das Franziskanerkloster kam vom Regen in die Traufe, als es an seine Stelle den ritterlichen Bruder Heinrich von Kettenbach berief. Der donnerte erst recht von der Kanzel gegen Papst und Mönche. Neben ihm wirkte ebenso stürmisch Idelhauser, bis zu seinem schmählichen Widerruf vor dem Bischof in Konstanz, der ihn um alles Ansehen brachte und der ruhigere Diepolt an der Liebfrauenkirche, dessen Predigten fast nur aus aneinandergereihten Bibelsprüchen bestanden. Auch Kettenbach mußte weichen, nachdem ihn sein Kloster ein Jahr lang ertragen, ein deutliches Zeichen, wie wenig katholische Treue mehr darin zu finden war. Nun aber trat ein unberufener Prediger auf, Jost Höflich, ein früherer Priester, der sich jetzt von seiner Hände Arbeit nährte. Er predigte im Freien, weil ihm keine Kirche offen stand. Eine immer stärker werdende evangelische Partei stand hinter ihnen. Aber auch die altgläubige Geistlichkeit war stark vertreten. Da war das Dominikanerkloster, sein Prior Köllin und Peter Hutz, genannt Nestler, ein rechter Bettelmönch vom alten Stil, zungenfertig, grob und ein guter Zecher, ferner der charakterfeste Spitalpfarrer Bauler und der Münsterpfarrer Löschenbrand, ein etwas weltlicher Herr, dem Eberlin nachsagte, er passe so so wohl zum Pfarrer wie eine Mücke zum Briefträger.

Die Folge war ein wütender Kanzelkrieg, in dem es der Sitte der Zeit entsprechend recht urwüchsig grob herging. Der Rat von Ulm, als einer bisher gut kaiserlichen Stadt und Stütze des schwäbischen Bundes, war besonders behutsam und suchte den Unparteiischen zu spielen. Das bedeutete bei der Hitze des Kampfes nichts als ein kraftloses Hin- und Herschwanken. Dem Reichsregiment gegenüber behauptete man, Luthers Schriften seien verboten; aber die Ulmer Presse durfte getrost alle evangelischen Schriften drucken. Der Rat verwendete sich für Eberlin, aber schritt doch nicht zu seinem Schutze ein. Man verbot das Predigen im Freien und das Reden und Singen von Luther in den Trinkstuben. Von Durchführung dieses Verbots war keine Rede. Aber Priester, die die Messe unterließen, wurden nicht geduldet, Uebertretung der Fastengebote nach wie vor gestraft. Im Oktober 1523 kam Eberlin wieder nach Ulm. Er hatte dem Rat den Vorschlag zu einer grundsätzlichen Kirchenreform überreicht, die mit einer Disputation eingeleitet werden sollte, wie in Zürich. Darauf sollte der Rat entscheiden, wer das Wort Gottes für sich habe. Die Dominikaner dagegen wollten nicht disputiern, sondern Eberlin gefangen nehmen. Der Rat beschloß, auf seine Vorschläge nicht einzugehen, ihn aber auch nicht auszuliefern, wohl aber ihm „in Gutem zu sagen, sein Wesen hie zu verrucken". Fast komisch berührt das wiederholte Ersuchen an die Prediger, sie sollen sich nicht mit anzüglichen Worten belästigen, sondern die heilige Schrift predigen. Das war ja freilich auch

Matthäus Alber vor dem Reichsgericht in Eßlingen. (S. 55.)

die Weisheit des ersten Nürnberger Reichstags von 1523, das lautere Evangelium soll gelehrt werden nach Auslegung der von der Kirche angenommenen Schriften. Darin konnte jeder Teil sein Recht finden. Es war nur Oel ins Feuer gegossen. Im Dezember 1523 wollte der Rat es noch besser machen und gebot, nur das Evangelium ohne Auslegung zu verlesen. Da wehrten sich natürlich die katholischen Prediger, sie sollen doch nach dem Nürnberger Mandat die Schrift nach der Lehre der Kirche auslegen.

Schneller schritt man in Reutlingen voran. Reutlinger Bürger griffen schon im Januar 1523 mit starker Gerberfaust in den Kampf der Geister ein und zogen einen Priester „von der Sippe des Antichrists, der tat, als ob er das Wort Gottes predigen wollte", von der Kanzel herab. Der Prediger Alber war ein Mann von offenem, geradem Wesen, bei großer Selbständigkeit bescheiden, aller Eitelkeit fremd und begabt mit jenem Sinn für das Wesentliche in Leben und Lehre, der in so stürmischen Zeiten mehr als Goldes wert ist. Er predigte ganz ungeniert und ungehindert. Ein Stück kirchlicher Ordnung nach dem andern verfiel der öffentlichen Verachtung. Drei Pfarrer, die der Abt von Königsbronn einsetzte, wurden bald weggeärgert. Alber galt als der kühnste und erfolgreichste Vorkämpfer der evangelischen Sache in Schwaben. Als solchen begrüßte ihn Zwingli schon im März 1523. Ebenso ungehindert, doch bedächtiger schritt Brenz in Hall voran. Er gewann bald nach seiner Anstellung in Hall, wo bis dahin noch kein Vertreter lutherischer Ideen war, den Pfarrer Gräter an St. Katharina. Sein Freund Isenmann wurde Pfarrer an St. Michael. Brenz zeigte schon trotz seiner Jugend seinen besonnenen und doch unbeugsamen Mut, und das Talent in ruhiger, aber gewichtiger Rede und verbindlicher Form zu überzeugen, zu regieren und zu ordnen. Sein erster greifbarer, in gesetzlicher Form festgelegter Erfolg war nicht etwa die Abschaffung der Messe, sondern ein Gebot des Rats, daß die Priester in jeder Beziehung, auch in der Steuerpflicht sein sollen wie andere Bürger, und die, so unehelich saßen, ihre Concubinen zu ehelichen hätten, denn der Rat wolle künftig weder bei Priestern noch bei Laien mehr unehelichen Beisitz dulden.

In Eßlingen ging es unruhiger zu. Das Augustinerkloster war der Herd der Bewegung. Der Bruder Michael Stifel ließ von da 1522 sein Lied über Luther ausgehen und schrieb dazu schöne Begleitworte: „Die Christenheit ist durch den Werkdienst worden eine Judenheit. Die freie Gnade Gottes allein bringt den Menschen aus der Vermessenheit und aus der Verzweiflung zur wirklichen Ruhe". Luthers Freund Lonicer kam flüchtig von Freiburg her und fand im Kloster für ein Jahr Aufnahme. Stifel wagte schon 1522 einen Sünder loszusprechen in einem Fall, der dem Bischof vorbehalten war. Er mußte freilich diesen Eingriff in die Rechte der bischöflichen Kasse alsbald büßen und floh vor dem drohenden Prozeß. Er zog die Kutte aus: lieber wolle er Hunger sterben, denn wider sein Gewissen essen und trinken von dem Betrug des teuflischen Erwerbs. Stark war in Eßlingen die humanistische Richtung vertreten. Ihr gehörte der Besinger der Herrlichkeit Alt-Eßlingens, Molitorius, an. Diese freuten sich wohl des Kampfs wider die Barbarei und verbrannten öffentlich einige Werke scholastischer Theologen. Aber zu Luthers Sache hatten sie kein rechtes Zu-

trauen; er war ihnen zu stürmisch. Die lutherische Partei nahm doch überhand. Auch nach Stifels Flucht predigte der Prediger des Augustinerklosters im evangelischen Sinn und ebenso der Kaplan Martin Fuchs. Die Eßlinger begannen sich der schweren Sünde des Fleischessens an Fasttagen schuldig zu machen. Der Pfarrer Dr. Sattler machte die Sache nicht besser, indem er auf Fasten 1523 in einem Hirtenbrief den Lutheranern allen Verzeihung anbot, wenn sie nur wieder fasten und beichten wollten. Die Antwort darauf war ein Sendschreiben Luthers, worin er die Eßlinger „gegen die blinden Artikel ihrer Seeltyrannen" stärkt: Beichten und Fasten sind freie Dinge, die aus dem Glauben kommen müssen, aber nicht Bedingung der Seligkeit. Die Gemüter erhitzten sich. Der Rat wurde immer zurückhaltender unter dem Einfluß des Bürgermeisters Holdermann, der aus einem Freund ein Gegner Luthers geworden war, während der Stadtschreiber Machtolf die Stütze der Evangelischen war und blieb. Im März 1524 schritt der Rat gewaltsam ein und verhaftete einige Wortführer der evangelischen Partei.

Mit weit größeren Schwierigkeiten hatte die evangelische Predigt im österreichischen Gebiet zu ringen und vor allem in Wirtemberg, dessen Regierung als eine Fremdherrschaft auf Achtung vor Volksrechten nicht angewiesen und gegen jede freie Aeußerung mißtrauisch sein mußte, auch wenn Ferdinand nicht der gut spanisch-katholisch erzogene Bruder des Kaisers gewesen wäre. Als Ferdinand im Mai 1522 zum erstenmal in seinem neuen Lande erschien, fand er die kirchlichen Ordnungen in traurigem Zustand des Verfalls, die Geistlichkeit im offenen Streit mit dem Bischof von Konstanz. Ferdinands Anwesenheit brachte frischeren Eifer in die Gegenmaßregeln. Schnepf in Weinsberg, Gayling in Ilsfeld mußten das Land räumen. Gayling begab sich zu Herzog Ulrich. Es ist das erste Zeichen, daß im Land die aufkeimende Neigung des Herzogs zum Evangelium bekannt war, ein weiterer Grund für Oesterreich, das Luthertum zu verfolgen, für die Wirtemberger, des vertriebenen Herzogs Rückkehr zu ersehnen. Im Juni 1522 zerriß Ambrosius Blarer die unerträglich gewordenen Ketten des Klostergelübdes und floh in seine Heimat nach Konstanz. Ausgelaufene Mönche, wandernde Prediger durchzogen das Land. Einen derselben haben wir schon kennen gelernt. Es ist Johann Eberlin, der nach seiner Vertreibung aus Ulm ein Reiseprediger von Basel bis Wittenberg geworden war und mehrmals Wirtemberg durchzog. Schrecklich zu sagen: es waren auch Laien darunter, „denen doch in geistlichen und weltlichen Rechten bei hoher Pön verboten, öffentlich vom Glauben zu reden". Sie unterstanden sich, „verkehrlich und ärgerlich von dem hochwürdigsten Sakrament des wahren Fronleichnams unseres Herrn Jesu Christi zu reden, der Messe, der Beicht eine Aenderung fürzunehmen", so heißt es in dem scharfen Mandat, das im November 1522 die Stuttgarter Regierung ausgehen ließ. Darin wird allen Prälaten, Amtleuten Bürgermeistern, Untertanen strengstens befohlen, lutherische Bücher weder zu kaufen noch zu verkaufen, noch zu lesen, zu behalten, drucken oder drucken zu lassen, auch von lutherischen Meinungen nichts zu predigen, zu lehren oder zu glauben, noch dergleichen zu gestatten. Wer sich lutherischen Gemüts, geistlich oder weltlich, Manns- oder Frauens-

personen hören oder vernehmen lassen würde, gegen die wird ohne alle Gnad gegen ihre Leiber und Güter mit Straf ernstlichst vorgegangen und darinnen niemand verschont werden. Wer einen Lutheraner glaublich zur Anzeige bringt, dem wird die Hälfte seines Vermögens zur Belohnung, die andere Hälfte wird für den Türkenkrieg verwendet. Es war bitterer Ernst; und so weit der Arm der Stuttgarter Regierung reichte, wurde die Sache durchgeführt. Die schleichende Angst der Herren vor dem Bundschuh spielte bei diesem Eifer um den alten Glauben freilich eine große Rolle, nach dem bekannten Rezept: dem Volke muß die Religion erhalten werden. Dr. Mantel in Stuttgart, mehrmals verwarnt, verschwand im Sommer 1523 im Gefängnis, ohne Prozeß. Endlich mußte auch Sam aus Brackenheim fort, nachdem er Eberlin, den vielverfolgten und vielgehaßten auf einige Stunden bei sich beherbergt. Auch die Tätigkeit des Bauernpredigers Karsthans fand ein Ende, sobald er wirtembergischen Boden betrat. In Balingen stellte ihn der Keller zur Rede, warum er, ein ungeweihter Laie, predige. Er antwortete, daß er von dem Leiden Christi geweihet und nicht weniger als Bischöfe und Päpste erlöst sei. Er wurde gefangen genommen, in Tübingen peinlich befragt, ob er nicht das gemeine Volk gegen die Obrigkeit aufhetze und von da auf die Bergveste Reichenberg gebracht. Wegen des entwichenen Blarer sandte man gar nach Konstanz, um den Rat zur Auslieferung zu bewegen. Ebenso vergeblich bemühte sich die Regierung, zwei entsprungene Gütersteiner Mönche wieder zu fangen, von denen einer in Reutlingen Aufnahme gefunden hatte. Jetzt bewährte sich das bunte Narrenkleid der Vielherrschaft. Der Flüchtige brauchte nicht weit zu gehen, bis er hinter dem nächsten Grenzpfahl sicher war. Selbst im wirtembergischen Gebiet, unter den Augen der Stuttgarter Regierung, predigte Leonhard Werner in Waiblingen ungehindert. Denn die Herzogin Sabina, der Waiblingen als Witwensitz gehörte, fand sich in der Neigung zum Evangelium mit ihrem feindlich getrennten Gemahl zusammen. Das Amt Neuenbürg war zur Entschädigung für Kriegskosten an Franz von Sickingen verpfändet, der der Reformation freien Lauf ließ. Nach Reutlingen lief die ganze Umgegend zur Predigt, Studenten und Professoren von Tübingen mit, worüber sich die Regierung und Ferdinand selbst nicht wenig ärgerten. Noch weniger konnte man hindern, daß die Jugend des Landes nach Wittenberg wanderte, um dort selbst zu Füßen Luthers und Melanchthons zu sitzen. Zahlreich sind die Namen der Wittenberger Studenten aus allen Gegenden Württembergs, auch aus dem katholischen Oberschwaben, ein Beweis, wie auch dort die Stimmung gewesen ist. Die Tübinger Hochschule verödete unter der Herrschaft der scholastischen Theologen, die jetzt allein dort das Feld behauptet hatten. Man verspottete sie als Dr. Fetzenlumper (Lemp), als alte graue Esel, die nicht einmal ordentlich Latein können, obgleich der Professor Gall Müller rühmte, sein Hund verstehe mehr vom Paulus als die Prädikanten zu Reutlingen. „Sie mandieren und verbieten, wöllen jedermann die Mäuler beschließen, daß man nichts davon sagen soll, ja wenn sie könnten, wöllten sie gern Denken auch verbieten". Aber das ging doch nicht. Die Geister konnte man nicht zwingen. Im September 1523 berichtet der Statthalter von Wirtemberg,

Wilhelm Truchseß von Waldburg, seit 300 Jahren sei kein solcher Ungehorsam unter den Untertanen gewesen und derselbe entspringe der lutherischen Lehre.

Gelang es in Wirtemberg wenigstens die öffentliche lutherische Predigt stumm zu machen, so brachte die österreichische Regierung im Land Hohenberg und in den Donaustädten nicht einmal so viel fertig, dank den größeren Freiheiten der Städte und

Eine Prophezeihung des Bauernkriegs.
Titel von Practica für das Jahr 1524 von Rynmann. Gedruckt zu Nürnberg 1523.

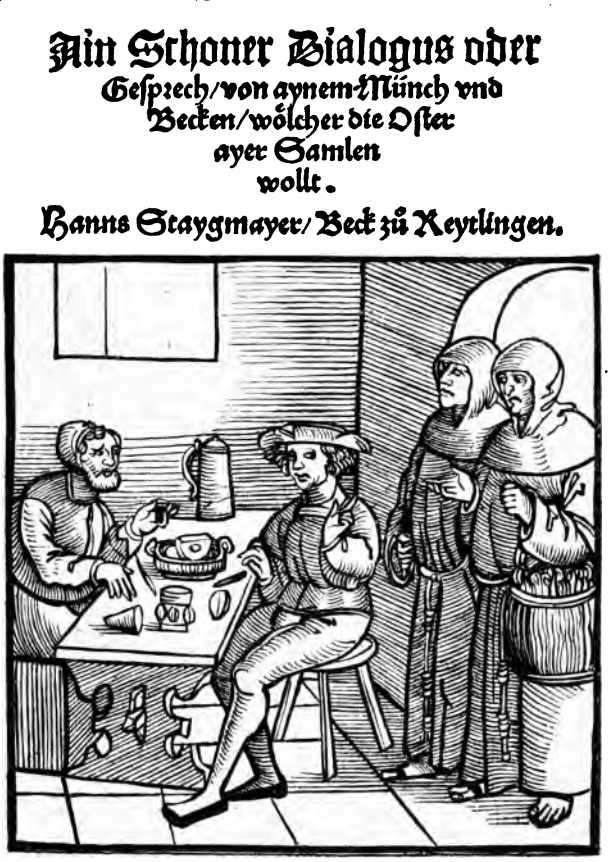
den Schranken einer althergebrachten schläfrigen Verwaltung. In Rottenburg war der Pfarrer Nikolaus Schedlin lutherisch gesinnt und der Stiftsprediger zu St. Moritz in Ehingen, Joh. Eycher, ein offener und eifriger Vertreter der evangelischen Sache. Sie blieben unangefochten, weil der Rat von Rottenburg sich von der Regierung nichts dreinreden ließ und die Gemeinde ganz auf ihrer Seite stand. Die Mandate, die von Innsbruck herauskamen, beachtete man nicht. Wurden sie angeschlagen, so riß das

Volk sie wieder ab. Schon 1523 heiratete in Sülchen bei Rottenburg eine ausgelaufene Nonne, ohne daß ihr etwas geschah. Eberlin war als Mönch und Pfaffenpreiser einst auch in Rottenburg gewesen und dort noch wohl bekannt. Jetzt kam er wieder im Sommer 1523. Die Kirche durfte er nicht wagen, zu betreten. Aber man versammelte sich abends um ihn in Andreas Wendelsteins Haus. Es ist noch eine Predigt erhalten, die er dort bei der heimlichen Abendmahlsfeier im trauten Freundeskreis gehalten. In Riedlingen hielt sich Dr. Zwick von Konstanz bis zum Bauernkrieg. Munderkingen berief von Heidelberg als evangelischen Prediger Paul Beck. In Horb und Umgegend gewann der Karsthans mit seinem apostolisch rührenden Auftreten viele Herzen. Eigentlich ein Arzt, Dr. Murer aus Freiburg, hatte er sich mit 24 Männern verbunden, das Evangelium ans Licht zu bringen, koste es auch Leib und Leben. So zog er im grauen Rock ohne Aermel, schwarzen Hosen und breitem, grauem Hut als Laienprediger aus, der nicht „geweiht noch geschmiert" schon durch seinen volkstümlichen Namen und Aufzug den Gegensatz gegen die Priesterkirche zum Ausdruck brachte. Von Freiburg her ging ihm der Ruf nach, daß er ein Prediger des Bundschuhs sei. Aber in Wirklichkeit war er voll der echten, weltabgewandten Frömmigkeit der Stillen im Lande. Sein Ende auf wirtembergischem Boden haben wir gehört. Ein anderer Laienprediger, Sebastian Lotzer aus Horb, jetzt Kürschner in Memmingen, wirkte wenigstens durch seine Schriften und Briefe an die Horber. Er verstand es trefflich, in einfacher schlichter Weise von der befreienden und stärkenden Macht des Evangeliums zu reden. Die lutherische Irrung begann unter dem gemeinen Mann in Horb zuzunehmen, berichteten die Innsbrucker Hofräte an König Ferdinand im September 1523.

Auch im geistlichen Gebiet begann sich die Reformation bemerklich zu machen. In Ellwangen nahmen der Stiftsprediger Dr. Kreß, einst Melanchthons Lehrer in Tübingen, und der Stadtpfarrer Mundtpach die Sache in die Hand, begünstigt durch einen Streit im Schoße des Kapitels über die Besetzung der Stelle des Fürstpropstes. Frei nach Luther schlug Mundtpach 14 Sätze an der Türe seiner Kirche an, um seinem Pfarrvolk Klarheit über die alte und neue Lehre zu geben. Im Fränkischen stand seit 1521 in glücklicher, ungestörter Wirksamkeit der Pfarrer Weiß in Crailsheim, das zur Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach gehörte. Auch einzelne Ritter im Norden Württembergs, besonders im Kraichgau, die Herren von Gemmingen, Leutrum, Götz von Berlichingen traten auf die Seite Luthers und blieben treu auch nach dem Fall ihres großen Standesgenossen Franz von Sickingen.

Wie in ganz Deutschland, so trat jetzt auch in Schwaben die Druckerpresse ganz in den Dienst der Reformation. Die volkstümliche Literatur schwillt an zu unerhörter Fülle. Es sind meist kleine Büchlein. in der besonders beliebten Gesprächsform, aber auch Lieder, Predigten, kurze Abhandlungen. Mit allen Waffen des feinen und gröbsten Witzes, mit schulmäßiger und volkstümlicher Logik, aber auch mit den schlichten Worten tiefer gemütvoller Frömmigkeit wenden sie sich an Verstand und Herz des gemeinen Mannes. Die Verfasser sind oft versteckt unter passend erfundenen Volksnamen, Staygmayer, Beck zu Reutlingen, „Hans Kolb von Gemündt, Karsthans ist mein

Bruder, Pfleger Kontz mein Schwäher, der Geſellſchaft ſollt Ihr nit begehren", daneben Oekolampad, Urbanus Rhegius, Eberlin, Kettenbach, Stifel, Lotzer, Gretzinger u. a. Es iſt eine bunte Geſellſchaft, Gelehrte, Profeſſoren, Prediger, Bürger, aber eins ſind ſie alle in dem hochgemuten Gefühl, im Namen der neuen Wiſſenſchaft die alte Scholaſtik, im Namen der neuentdeckten Bibel das alte Kirchenunweſen überwunden zu haben. Die Tyrannei des Papſtes wird dem empörten Nationalſtolz vorgehalten, das gottloſe, frivole Treiben der Geiſtlichkeit gegeißelt, das Ausbeutungsſyſtem der Kirche aufgedeckt, die tiefen Gewiſſensfragen der Giltigkeit der Mönchsgelübde, Beichte, Ablaß, Meſſe erwogen, die Faſtengebote und das öde Ceremonienweſen verhöhnt. In leuchtender Klarheit erhebt ſich dagegen das Ideal des allgemeinen Prieſtertums mit dem Recht und der Pflicht des Einzelnen, ſeine Glaubensüberzeugung aus der Schrift ſich zu bilden und dann in der Freiheit eines Chriſtenmenſchen ſeinen Weg durch die Welt ſelbſt zu finden, nur geleitet durch das in Gottes Wort gebundene Gewiſſen. Einige Titel ſeien hier angeführt: „Geſpräch zwiſchen dem Predigermönch Bembo und dem Bürger Silenus und einem Narren" verrät ſchon durch die Namen der auftretenden Perſonen den lateiniſch gebildeten Verfaſſer, ſtammt aus Tübingen; „Geſpräch zwiſchen einem Gſodſchneider und einem Holzhauer, warum Petrus dem Malchus das Ohr abgehauen"; „Ein ſchöner Dialogus zwiſchen einem Becken und einem Mönch, welcher die Oſtereier ſammeln wollt" von Hans Staygmayer, Beck zu Reutlingen. Der Titelholzſchnitt zeigt den Becken mit ſeinem Geſellen beim Veſper. Der Mönch mit dem Bettelkorb am Arm kommt herein. Sie reden miteinander vom Faſten, vom Ohrenbeichten, vom Abendmahlskelch, vom Opfern und Kirchenbauen. Der Beck erweiſt ſich ſehr gelehrt, er kennt nicht nur Paulus, „die Laien ſeind baß erfahren in der heiligen Schrift, denn all die Spitzhüt



Faksimile des Titelblatts „Ain ſchöner Dialogus" etc.
Aus der Kgl. Landesbibliothek Stuttgart.

und Infulnträger", sondern weiß auch etliches von den Scholastikern anzuführen, von Okkam und Bonaventura. Das Ende ist, daß der Mönch, belehrt über die Schande des Bettelns bei gesunden Gliedern, aus dem Orden in „ein christlichen Stand treten will und lernen arbeiten". Genannt sei noch das Gespräch „Bruder Heinrichs von Kettenbach mit einem frommen Altmütterlein von Ulm von etlichen Zweifeln und Anfechtung des Altmütterlin, auf welche Antwort gegeben von Bruder Heinrich". Daraus eine Probe. Altmütterlein: Ach Bruder Heinrich, Gott grüß Euch. Ich bin froh, daß ich Euch seh und einmal mit Euch reden soll und meine Not klagen. Ich hab erspart und erarbeit 40 Gulden und hab sonst Kleinod für 10 Gulden, die hab ich geben den würdigen geistlichen heiligen Vätern zun Predigern und wollen mir all Jahr ein Jahrtag halten mit gesungen und gelesen Messen. Bruder Heinrich: Wohlan ich will dir geben Antwort, sunderlich auf das Lichtbrennen, Heiligen wallen, hölzern Heiligen übergülden, kostbarlich Tafeln machen . . Was seid Ihr anderst denn Euer Eltern, die Heiden sind gewest. Wo hat Gott solches geheißen? Hörst du Mütterlin, Du brennst viel Kerzen vor den Oelgötzen, St. Ann, St. Helferin, St. Rutzkolben und sie sehen doch nit. Warum bringst Du solch Lichter nit den armen Wittwen hie zu Ulm, die etwan zur Winterszeit bei des Mondes Licht spinnen. Ja sprechet Ihr: Wir brennen solch Lichter den Heiligen im Himmel zu Lob. Antwort: Ist es so dunkel im Himmel, daß sie Euer Licht bedürfen, so ist gut der Blinden Mäus spielen im Himmel. Ist nit Gott selber das ewig Licht, davon Sonn, Mond, Stern, Planeten ihr Licht haben und alles das da Licht ist? Altmütterlein: Was sagt Ihr aber zu dem Jahrtag, den ich gestiftet hab? Bruder Heinrich: Das sag ich: bitt Gott, daß er Euch verzeiht, denn Ihr habt selber arm Erben, denen habt Ihr die Erbschaft gestohlen und geraubt und habt solches anderen Räubern zur Beute gegeben. Sie werden Euch fluchen bis in das 9. Geschlecht und die geistlosen Rauber im Jahr einmal mit Unwillen murmeln in der Kirchen. Ist eben als wann die Frösch rölen im Riedt. Eia stift den Seelen auch ein Pfeifer oder Lautenschlager, auf daß, so Euer Pfaffen voll sind, die Seelen tanzen vor dem Fegfeuer auf der schönen Matten, davon die Poeten lügen. Eia wie giebt es den Seelen im Feuer Freud, so Euer Mönch guten Wein trinken und die Armen Christi Durst und Hunger leiden. Altmütterlein: Lieber Bruder, ist es besser, daß ich hör viel Messen auf ein Tag, dann so ich nur eine Meß höre. Bruder Heinrich: Sag mir, habt Ihr je ein Meß gehört? Altmütterlein: Ja lieber Bruder Heinrich, ich hab heut sieben gehört und fleiß mich all Tag Meß zu hören. Bruder Heinrich: Was habt Ihr gehört in der Meß, was las der Priester? Wovon las er? Wie laut das Evangelium? Wie laut die Epistel? Altmütterlein: Herr Gott behüt, was fragt Ihr? Wer will mir sagen, was oder wovon er gelesen hat. Ich hab nit ein Wort gehört, denn daß er dreimal sprach: Sekulorum, Sekulorum und 3mal quantus, quantus, quantus, thomas skarioth. Ich weiß nit, was er meinte.

Besonders beliebt waren die „Beschirmbüchlein", deren erstes von Urbanus Rhegius ist, der damals Prediger in Augsburg war. Es existiert ferner ein solches „unüber-

windlich Beschirmbüchlein" von Benedikt Gretzinger, dem späteren Reutlinger Stadtschreiber und eines von Lotzer. Das von Gretzinger besteht aus kurzen, rein sachlich gehaltenen Ausführungen über die wichtigsten Punkte des Glaubens im Anschluß an Schriftworte. Aus solchen Büchlein vornehmlich schöpften die Laien ihre erstaunlichen Kenntnisse in Glaubenssachen.

D. Urbanus Rhegius.
Nach dem Stich von Jos. Friedr. Rein.

Unstreitig die interessanteste Schrift aus Schwaben sind die „15 Bundesgenossen" Eberlins, die gleich nach seiner Flucht aus Ulm in rascher Folge erschienen. Der beredte Volksprediger läßt hier 15 Bundesgenossen nacheinander auftreten mit Kritik an kirchlichen und staatlichen Zuständen, insbesondere an den Bettelmönchen und an ihrem Treiben und mit umfassenden Reformvorschlägen. Es sind keck hingeworfene Sätze, oft in schlagender Kürze, kindlich Naives und tief Durchdachtes, praktisch Brauchbares und wild Utopisches bunt durcheinander. Nicht so übel ist sein Rat an Kaiser Karl, Hutten zum Minister und Luther oder Erasmus zum Beichtvater zu nehmen. Der 10. und 11. Bundesgenoß bringen die „Statuten aus dem Land Wolfaria", Zukunftskirche und Zukunftsstaat, aufgebaut mit souveräner Verachtung alles geschichtlichen Gerümpels: Kein Dorf soll einen Pfarrer haben, es habe denn 500 verständig Personen. Eine Pfarr soll 2 Pfaffen haben und nit mehr. Sie sollen Ehweiber haben, einer wöll dann williglich keusch sein. Ihre Weiber sollen geboren sein aus dem Flecken, darin sie Pfründen haben. Die Pfaffen sollen geboren sein aus dem Ort, darin sie Pfründen haben, oder nit weit davon. Zwanzig Pfarrer sollen einen haben unter ihnen, den sie halten für einen Bischof, der soll all geistlich Sachen ausrichten mit Rat ihrer aller. Jeglicher Pfaff soll jährlich vom gemeinen Seckel des Fleckens haben 100 fl. und nit mehr. Der Bischof soll allwegen 25 fl. weniger haben, denn andere Pfaffen. Bei großer Straf soll man keinem Pfaffen etwas insonderheit geben für sein Arbeit, weder Opfer, Beichtgeld noch Seelgerät. Man soll den Pfaffen kein Zehnten geben. Alle ehrliche Arbeit und Handwerk ist dem Pfaffen erlaubt. Kein Pfaff soll sein ein Kaufmann, Vogt, Wirt oder Ratsherr. Kein gegossen, geschnitzt, gehauen Bild soll in der Kirchen sein. Alle Bilder sollen flach gemalt sein. Man soll weit Kirchen bauen und stark. Alle sundere Kostlichkeit soll von der Kirchen ab sein.

Kein ehrlichere Arbeit oder Nahrung soll sein, denn Ackerbau. Aller Adel soll sich nähren vom Ackerbau. Ein jeglich Dörflein soll haben einen Edelmann, der soll

als viel Ackerfeld haben, als zwei Pflüg mögen bauen. Derselb soll Schultheiß im Dörflein sein. So viel Dörflein, daß sie 200 Hofstätt machen, sollen einen Ritter zum Vogt haben. Jegliche Stadt soll obgemelter Vogteien zehn unter sich haben. Einer Stadt Oberkeit soll ein Graf sein. Zehn Stätt sollen einen Hauptmann haben, der soll ein Herzog sein oder ein Fürst. Kein Oberkeit soll Gewalt haben, etwas zu tun ohn Hilf und Rat derer, so vom Haufen der Untertanen dazu gesetzt oder geordnet sind. Kein Wein, keine Frucht, die in unserem Land nit wächst, kein Tuch, das in unserem Land nit gemacht wird, soll hereingeführt werden. Alsbald ein Mägdlein ist 15 Jahr und ein Knab 18 Jahr, soll man sie zusammen geben zu der Ehe. Welche heimlich zur Ehe greifen ohn Zeugnis und Rat ehrbarer Leuten, die soll man ertränken. Keinem Dienstboten soll man Wein geben zu trinken, er sei denn 30 Jahr alt. Kein Bettler soll in unserem Land sein. Bei großer Straf soll niemand gar oder viel müßig gehen. Alle Wochen soll ein Tag sein, daran man nachmittags drei Stunden mög tanzen, an einem öffentlichen Ort. Kein Ehemann soll tanzen, dann mit seiner angeborenen Basen oder mit seinem Eheweib. Alle Kind, Mägdlin und Knäblin soll man im dritten Jahr ihres Alters zur Schul tun, bis sie acht Jahr alt werden. Den Schulen soll vom gemeinen Seckel Versehung geschehen. Bei unserer Ungnad soll jedermann all Feiertag morgen in die Kirchen kommen. Nach Imbis soll man nit lassen predigen, dann es dem Leib schadt und dem Gemüt nit nützt. Nachmittags mag ein Biedermann zu dem andern gehen oder aber sonst spazieren. Das jung Volk mag kegeln, schießen, baar laufen oder kurzweilig Komedias vorhalten dem Volk. Die Jungfrauen sollen am Reigen singen, aber ohn Mann. Im Krieg soll man schonen aller Frauen, Kind und Kranken. Im Krieg soll man den Ackerbau nit hindern. Man soll kein Krieg führen um Ausbreitung unseres Lands. Kein köstlich Haus soll gebaut werden, ausgenommen gemein Häuser, als Rathaus, Kaufhaus, Badhaus, Kurzweilhäuser.

Man kann sagen, daß in den kurzen drei Jahren vom Wormser bis zum zweiten Nürnberger Reichstag das ganze heutige Württemberg bis auf wenige Gegenden im Fränkischen und im Oberland in die Reformationsbewegung hineingezogen war und sich aufs lebhafteste daran zu beteiligen begann. Das Herz des Volkes schlug der neuen Lehre entgegen. Der genannte zweite Nürnberger Reichstag beschloß im April 1524 nach langen Beratungen, die Stände wollen dem Wormser Edikt „so viel ihnen möglich" nachkommen. Bis zu einem allgemeinen Konzil aber soll das heilige Evangelium und Gottes Wort nach rechtem wahrem Verstand und Auslegung der von gemeiner Kirche angenommenen Lehren ohn Aufruhr und Aergernis gepredigt werden, d. h. es bleibt alles beim Alten. Denn beide Teile schrieben sich den rechten Verstand des Evangeliums und die Uebereinstimmung mit der alten Kirche zu und beide pflegten sich lebhaft über Aufruhr und Aergernis zu beklagen, das der andere Teil verursacht habe. Es spiegelt sich in diesem Beschluß nur die Ratlosigkeit, mit der man einer Lehre gegenüberstand, die sich ganz auf die Schrift stellte, die Schrift, die doch allerseits als unantastbare Autorität galt. Auch die Verteidiger des Alten mußten auf diesem Boden kämpfen, wenn sie gehört werden wollten. Wo des „Papstes Kuchenprediger" die Behauptung

wagten, wie in Ulm, daß Papst und Prälaten das Evangelium auch ändern können, da verfielen sie der allgemeinen Verachtung. So kam in Wirklichkeit der Nürnberger Reichstag den Evangelischen zu gut, denn ihre Berufung auf die Schrift war wirksamer und ehrlicher. Das Jahr 1524 zeigt ein mächtiges Anschwellen und weithin wirkende öffentliche Siege.

Das tapfere Reutlingen steht billig voran. Mit großem Mut wehrte sich die Bürgerschaft gegen jede Anfechtung ihres Predigers, obgleich sie erst 1519 schmerzlich erfahren hatte, daß weder Mauern noch reichsstädtische Privilegien ihr ausreichenden Schutz gewährten. Der bischöfliche Vikar Ramming hatte, von der Regierung in Stuttgart und von Ferdinand selbst mit deutlichen Drohungen unterstützt, Untersuchung gegen Alber wegen ketzerischer Predigten eingeleitet. Er saß in Tübingen und ließ einige Zeugen dort vernehmen, die Ungünstiges über Alber aussagten, war nun aber bereit, nach Reutlingen selbst zu kommen und dort das Verhör weiter zu führen. Das Resultat des Prozesses ließ sich voraussehen. Der Rat wollte darum erst die Bürgerschaft befragen, was in den einzelnen Zunftstuben zu geschehen pflegte. An dem Abend aber brach Feuer aus, es wurde Sturm geläutet und gelöscht. Da nun die gesamte Bürgerschaft auf dem Markt ohnehin beieinander war, sperrten die Bürger den Platz mit ihren langen Spießen, bildeten einen Ring und forderten Bürgermeister und Rat in die Mitte. Der Prediger habe sich der Untersuchung beschwert und sie wollen, daß das Verhör nicht Fürgang haben soll, man verhöre denn auch Prediger, kleinen und großen Rat, oder eine ganze Gemeinde. Denn Alber habe das reine lautere

Matthäus Alber.
Nach einem alten Holzschnitt.

Wort Gottes gepredigt, weshalb niemand billiger denn sie, seine Zuhörer, darum sagen sollen. Das Zureden und Beschwichtigen des Bürgermeisters half nichts mehr. Die Bürger wollten nicht abtreten, sondern begehrten, daß alle zusammen, Rat und Gemeinde schwören sollten, bei dem Gotteswort zu bleiben und dasselbe zu handhaben. Und so geschahs. Die aufleuchtenden Sterne der Maiennacht hörten den Schwur, mit dem sich Reutlingens freie Bürgerschaft für immer dem Evangelium weihte. Die vorsorglichen Stadtväter und Diplomaten hatten nachher genug zu tun, mit allerlei Verklausulierungen die schlimmsten Folgen des allzu kühnen Schrittes abzuwehren, nämlich die Feindschaft des schwäbischen Bundes und die Absage der übrigen Städte, denen dies auch „etwas zu viel gehandelt" schien. Aber den Eindruck dieser freien Kundgebung des Volkswillens konnten sie nicht mehr verwischen.

In Ulm brachte das Jahr 1524 einen ungebetenen Gast, Simon Stumpf aus den Kreisen der Züricher Wiedertäufer, die dort in heftigem Streit mit Zwingli ihre apostolische Gemeinde der Heiligen aufrichten wollten. Der Rat wagte nicht, ihn auszuweisen. Die Gärung nahm zu. Ein predigender Bauer auf dem Michelsberg, ein Student in Söflingen, fanden Zulauf. Jost Höflich fuhr allen Verboten zum Trotz mit seinen Predigten im Freien fort. Der Klerus begann zu klagen, daß Priester, die mit dem Sakrament auf der Straße gehen, beschimpft und bedroht werden, man wolle sie samt ihrem Gaukelwerk in den Kot werfen. Der Rat glaubte sich zu einer rettenden Tat berufen und ließ plötzlich den Jost Höflich verhaften. Er wurde, wie üblich, auf einen Karren geschmiedet, dem Bischof zugeschickt, bezeichnender Weise aber nicht mit der Anklage auf ketzerische Lehre, sondern weil er den gemeinen Mann wider des Rats Willen sich anhängig gemacht habe. Er hatte allerdings im reichen Ulm so bedenkliche Reden geführt, wie die, man solle goldene Ringe und Ketten abtun und das Geld den Armen geben. Aber jetzt ermannte sich die evangelische Partei erst recht zu einem entscheidenden Schritt. Bald nach Höflichs Verhaftung am 22. Mai erschien eine Deputation „Verordnete derer, so sich evangelisch nennen" vor dem Rat und verlangte unter Berufung auf den Schluß des Nürnberger Reichstags, man möge den Predigern, welche die „Lauterischen" schmähen, Schweigen gebieten bis aufs künftige Konzil, oder bis sie ihr erlogenes teuflisches Gaukelwerk aus der Schrift beweisen. Dagegen möge der Rat die christlichen Zusammenkünfte der Evangelischen dulden und ihnen väterlich erlauben, daß einer den andern die Worte Christi lehre. Da gab der Rat nach: den Predigern wird das Verbot schriftwidriger Lehre aufs neue eingeschärft und diesem Verbot durch die bedeutsame Drohung Nachdruck gegeben, wenn ein Prediger vor Bürgermeister und Rat seine Behauptungen nicht aus der Schrift zu beweisen vermöge, so werde er mit sofortiger Verbannung gestraft. Ferner, wenn 10, 20 oder 30 Biedermänner etwa in einer Zech säßen und von Gott redeten, wolle ein Rat es nicht abschlagen. Endlich wolle man auf Stadtkosten einen gelehrten, frommen und redlichen Prediger anstellen und ihm auftragen, nichts als das lautere Wort Gottes zu lehren. Damit begab sich der Rat auf den Weg der Reformation. Ein Maisieg, freilich bescheidener als der Reutlinger; aber er wog schwerer, weil es die erste und

Der Markteid der Reutlinger. (S. 51.)

mächtigste Stadt Schwabens galt, Ende Juni war der Prediger gefunden. Es war der aus Brackenheim vertriebene Konrad Sam. „Der von Ulm Schreier", nennt ihn liebenswürdig die Weißenhorner Chronik, „er war nicht fast gelehrt, aber viel Geschwätz, Schänden, Schmähen und Lästern, das konnt er gar wohl". Wir hören aus diesem Urteil heraus nur den Widerhall des harten Kampfes, den der energische, furchtlose Mann gegen die noch starke Macht der katholischen Kirche in Ulm und gegen die diplomatischen Bedenklichkeiten des Rats jahrelang geführt hat. Bald nach seiner Anstellung wurde dem Dominikanerprediger Nestler nach einer Disputation vor dem Rat die Kanzel verboten und er, als er doch wieder predigte, der Stadt verwiesen.

Brenz in Hall hatte den schönen Erfolg zu verzeichnen, daß nach einer Disputation über die Messe der Konvent des Barfüßerklosters sich auflöste und dem Rat das Kloster frei übergab. Das Kloster wurde zur Schule bestimmt, der Schullehrer von den Klostereinkünften besoldet und der Unterricht in Latein, Griechisch und Deutsch unentgeltlich erteilt. Bald darauf wurde der Pfarrer, der Brenz' heftigster Gegner war, der Stadt verwiesen. Die Fronleichnamsprozession unterblieb.

Auch in Heilbronn tat der Rat in diesem Jahr die ersten Schritte zu einer Reformation, während in Gmünd sich die Sache zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen der Gemeinde und dem aristokratisch-katholisch gesinnten Rat zuspitzte. Nachdem der erste lutherische Prediger, Joh. Schilling, gewesener Bettelmönch, ein hitziger Schreier und Volksredner niederer Sorte, vertrieben worden, kam dahin Andreas Althamer, gebürtig von Brenz, ein ebenso gebildeter wie energischer Mann, der als Gelehrter wie als Prediger in Ansbach nachher Bedeutendes geleistet hat. Er kam als Helfer und blieb eigenmächtig, dem Rat zum Trotz, der ihn weder als Stadtpfarrer noch als Prädikanten haben wollte. Er blieb gestützt auf die evangelische Partei, die zugleich mit der Messe dem aristokratischen Regiment des Rats ein Ende zu machen hoffte. Im Dezember 1524 wies der Rat die Bitte der Bürgerschaft um einen Prädikanten ab, da man ohnehin allen Predigern befohlen habe, das lauter pur Evangelium mit seiner gebührenden Auslegung zu predigen. Gegen die lutherischen Irrlehren aber wurden die kaiserlichen Mandate in Erinnerung gebracht. Doch konnte man nicht wagen, Althamer aus der Stadt zu verweisen. Er verheiratete sich. Den Kirchgang erzwang er unter dem Schutz der Fäuste seiner Anhänger. Aber kein Priester war am Altar. Er mußte seine Ehe selbst einsegnen. Der Rat schrieb auch diese Herausforderung einstweilen zum übrigen aufs Kerbholz.

In Wirtemberg konnte sich Ferdinand bei seinem zweiten Besuch nach dem Reichstag im Mai 1524 überzeugen, daß alle Gewaltmaßregeln keine Liebe zur alten Kirche mehr schafften und das Ansehen des Papsttums nicht wieder herstellten. Denn als er mit dem Legaten Campeggi in Stuttgart war, fand sich eines Morgens das päpstliche Wappen an der Stiftskirche mit Kot beschmiert und eine Schmähschrift daneben, während Ferdinands Wappen unangetastet blieb. Ein recht populärer Bubenstreich, aber bezeichnend für die Stimmung! Man suchte trotzdem in den Kampf gegen das Luthertum wieder einen frischen Zug zu bringen. Ein Landtag, dessen Hilfe

Ferdinand auch zu diesem Zweck anrief, erklärte zwar, ein merklich, ernstlich und christlich Mißfallen an der Verachtung der Kirche zu haben, aber beklagte sich auch bitter über das unordentliche Wesen der Priester, die nur den Unwillen des gemeinen Mannes erregen. Dennoch wurden die Mandate erneuert. In Eßlingen erzählte man, Ferdinand habe in Wirtemberg bei Todesstrafe das Reden von Luther und von Herzog Ulrich verboten. Aber es war ein offenes Geheimnis, daß trotzdem laut und leise von beiden geredet und gelesen wurde. Auch nach Rottenburg kam Ferdinand persönlich. Der lutherische Hofschreiber Wendel Kurz wurde abgesetzt, dem jungen feurigen Prediger Andreas Keller die Kanzel verboten und weitere Maßregeln angekündigt. Es war auch Zeit. Denn schon an Ostern 1524 verlangten und erhielten etliche Bürger das Abendmahl ohne vorhergehende Beichte. Auch auf die Reichsstädte suchte Ferdinand zu drücken. Ohne großen Erfolg, wie wir schon an Reutlingen gesehen haben. Doch wurde in Weil Billikan entlassen. Ferdinand begab sich dann in Begleitung des Legaten nach Regensburg zu einer Zusammenkunft der katholischen Fürsten und Bischöfe. Es war der erste Anfang der konfessionellen Sonderbünde im Deutschen Reich. Gemeinsame Maßregeln gegen die Ketzerei wurden verabredet. Das ganze alte System aufrecht zu erhalten, daran dachte allerdings niemand mehr. Es wurde neben anderen kleinen Aenderungen eine Ordnung des Legaten angenommen über Reformation des Klerus, aber nur des niederen. Sie bestand freilich zum guten Teil in einer vermehrten Besteuerung. Ein Tag der oberschwäbischen Herren in Leutkirch schloß sich an diese Regensburger Abmachungen an. Endlich versuchte man noch gegen Reutlingen als den Hort des Luthertums eine Kraftprobe. Nach dem Marktschwur im Mai war Alber rasch weitergegangen. Er legte das Meßkleid ab, hielt deutschen Gottesdienst und reichte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ohne besondere Beichte. Er trat in die Ehe, ebenso der neue Pfarrer, den der Abt von Königsbronn mehr duldete als ernannte, Hans Butzbach, genannt Wimpina. Als die Kunde davon nach außen drang, fuhr es allen Ordnungsmächten in die Glieder. Der schwäbische Bund, Ferdinand, der Bischof, der Papst, das kaiserliche Hofgericht, ließen Mandate, Verbote und Drohungen regnen. Schließlich folgte an einem Tag bischöflicher und päpstlicher Bann über Alber und die ungehorsame Stadt und darauf die kaiserliche Acht. Die Stadt ließ sichs weiter nicht anfechten und ertrug auch das längst angedrohte und nun im September wirklich ausgesprochene Gebot Ferdinands an alle wirtembergischen Untertanen, bei schwerer Strafe jeden Verkehr mit der ketzerischen Stadt zu meiden. Einer Vorladung vor das Reichskammergericht aber, das damals in Eßlingen seinen Sitz hatte, konnte sich Alber nicht entziehen. Im Dezember zog er nach Eßlingen, von 50 bewaffneten Reutlinger Bürgern begleitet. 68 ketzerische Artikel hatte man aus seinen Predigten zusammengestellt, u. a. er habe Maria eine Lohnwäscherin geheißen. Die ganze Tübinger theologische Fakultät war nach Eßlingen gekommen, um ihn überwinden zu helfen. Aber sie wagte sich aus Angst vor dem Volk gar nicht aus dem Pfarrhof heraus. Unter den Beisitzern des Kammergerichts war ein guter Teil evangelisch gesinnt. Alber verteidigte sich drei Tage lang mit Gewandt-

heit und viel Humor unter steigendem Beifall des hohen Gerichtshofs, der aufs höchste stieg, als Alber auf die Frage eines Richters, was denn für ein Unterschied sei zwischen dem Ablaß Christi und dem des Papstes, die schlagende Antwort gab: „Des Papstes Ablaß fegt den Beutel, Christi Ablaß reinigt das böse Gewissen". Vom höchsten Gericht des Reiches freigesprochen, durfte Alber ungekränkt nach Reutlingen zurückkehren. Er war der Held des Tages. Die Städte aber erklärten auf einem Städtetag in Ulm offen, sie wollen das Gute an Luthers Lehren nicht verfolgen und verwahrten sich gegen alle Religionsprozesse vor dem Reichskammergericht.

Aber eine religiöse Volksbewegung von solcher Kraft und Tiefe, wie sie jetzt auch in Schwaben von Sieg zu Sieg fortschritt, konnte nicht auf dem sogenannten „rein religiösen" Boden bleiben, vollends nicht gegenüber einem Kirchenwesen, das so wie damals eine politische, soziale und Geldmacht ersten Ranges im Reiche war, und in einer Zeit, wo, wie wir gesehen haben, schon längst der Boden des Staates und der Gesellschaft zitterte vor dem Nahen der Revolution, wo in der Tat schon alles, was alte Ordnung hieß, und nicht nur Religion und Kirche, zur Frage geworden war.

Martin Luther.
Nach dem Stich von L. Cranach.

An Luther selbst trat, als seine Person und seine Sache in Worms verurteilt war, die Frage heran, ob er sich den Wogen der politischen und sozialen Revolution anvertrauen wolle. Die Frage war für ihn entschieden, ehe sie gestellt war. Daß man im Namen der Religion eine bestimmte Ordnung des Staates und der Gesellschaft forderte, das war ja eben der falsche Weg des Papsttums, bei dem weder Kirche noch Staat zu ihrem Recht gekommen waren. Das Evangelium sollte ihm nicht Gesetze für die äußere Ordnung des Weltlebens geben, sondern den Menschen innerlich so stark und frei machen, daß er Teufel, Welt und Elend zum Trotz fröhlich in seinem Gott leben konnte. Alles was dazu verleitete, des Menschen Seelenheil und Frieden von äußeren Verhältnissen und Ordnungen abhängig zu machen, wies er weit von sich als Werkgerechtigkeit und Gesetzlichkeit, ob es Papsttum hieß oder Wiedertäuferei oder Sozialismus. Er war

bereit, nicht bloß Fürstenmacht und heiliges römisches Reich mit allen seinen Mißgeburten zu dulden, sondern auch Bischöfe und Papst mit samt der dreifachen Krone, wenn sie nur dem Evangelium freien Lauf hätten lassen wollen und sich des Anspruchs begeben hätten, die unfehlbaren und unentbehrlichen Vermittler des Heils zu sein. Im übrigen fühlte er sich zum Gesetzgeber keineswegs berufen. Er war kein allwissender Quacksalber und besaß kein reinliches Programm, wo alle weltbewegenden Fragen schön gelöst sind, sondern überließ deren Lösung Gott und der Zeit und denen, die das alles besser verstanden, als er. So kam es, daß er mit voller Ueberzeugung das letzte Wort über das Recht der Revolution gesprochen fand in Röm. 13: „Jedermann sei Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet". Er war um so weniger geneigt, die staatliche Ordnung umstürzen zu lassen — und er rechnete nur mit dem bestehenden monarchischen Staat, in dem er lebte — als er gerade von seinem Glauben aus das sittliche Recht der Obrigkeit neu entdeckt hatte und die Pflichten und Aufgaben der Obrigkeit mit unerhörtem Freimut und überzeugender Kraft darzulegen wußte. Er vertraute, daß die Macht der christlichen Gesinnung genügen werde, in stetigem Fortschritt unhaltbare Zustände im Sinne der Gerechtigkeit zu ordnen. Auf der andern Seite erwartete er von den Leistungen der Volksmasse, des „Herrn Omnes", nichts Gutes. Ob er mit alledem recht hatte, ob er damit eine für alle Zeit vorbildliche Stellung eingenommen hat, das ist eine Sache für sich. Aber er hatte das Recht des großen Geistes, der zu sein, der er war. Und das macht seine Größe, daß er sich nicht in eine Bahn drängen ließ, wo er das Beste gefährdet sah, was er in heißem Seelenkampf errungen. Die geistigen Führer der Reformation sind ihm alle darin gefolgt. Oder umgekehrt, nur die, die ihn so weit verstanden, sind oben geblieben. Die andern alle verschwanden im Strudel der Revolution oder endeten sie im Schmollwinkel, abseits vom Strom der Zeit, von Luthers Machtwort als „Schwarmgeister" gebrandmarkt und zur Unfruchtbarkeit verurteilt.

Auch die Häupter der Reformation in Schwaben, Brenz, Alber, Lachmann, haben stets in diesem Sinne gewirkt und sich auf dem Standpunkt gehalten, daß sie keinen weiteren Beruf haben, als die Kirche zu bessern. Daß das Evangelium nicht Aufruhr erregen könne noch dürfe, das stand ihnen fest. Sie haben das auch stets gepredigt und gegenüber der von Anfang an ja laut genug erhobenen Anklage, daß die Lutherei das Volk zum Aufruhr reize, alle Mühe daran gesetzt, die Sache der kirchlichen und religiösen Reformation von der drohenden Revolution zu trennen. Sie haben darum, als der Bauernkrieg ausbrach, ohne erst auf Luthers ablehnende Parole zu warten, ohne Wanken und Schwanken sich auf die Seite der bestehenden Macht und Gesellschaftsordnung gestellt. So sehr sie, wie besonders Sam und Lachmann, das Berechtigte in den Forderungen der Bauern anerkannten, so wenig billigten sie deren gewaltsames Vorgehen. Selbst Eberlin konnte sich rühmen, daß man noch nie einen so sehr habe vom Gehorsam gegen die Obrigkeit predigen hören, wie ihn. Noch im letzten Augenblick nimmt sich die Flugschrift, „Offenbarung der allerheimlichsten Heimlichkeit der

jetzigen Balspriester" von Philipp Melhofer von Eriskirch, unter welchem Namen sich wohl Urbanus Rhegius verbirgt, wie eine Warnung an die Bauern aus. Die Schrift erschien Anfang 1525, als schon der Aufstand im Werden war und ist ihrem Inhalt nach gerade für die oberschwäbischen Bauern berechnet. Es heißt darin: „Darum bitte ich Euch durch die Gerechtigkeit Gottes, daß ihr Euch an den Pfaffen nicht rächen wollet, befehlet Gott das Gericht. Aber eins sollt Ihr tun: nämlich habt ein treues Mitleiden mit den elenden Pfaffen und bittet Gott herzlich für sie, daß er ihnen wolle erscheinen lassen das mächtig Licht des Evangeliums. Aber vor Aufruhr und Beleidigung hütet Euch. Denn es muß hie allein das Wort Gottes wirken".

Aber wenn die echten Schüler Luthers so sprachen, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß auch alle lutherischen oder für lutherisch gehaltenen Prediger es so gehalten hätten. Karlstadt, der Schatten und Doppelgänger Luthers, galt auch in Schwaben viel. Noch 1523 nennt ihn Eberlin auf einer Linie mit Luther und Melanchthon. Er kam nach seiner Orlamünder Zeit, wo er als „Nachbar Endres" Pfarrer und Bauer gewesen war, nach dem Süden, nach Heidelberg und Rothenburg an der Tauber. Er war der entschiedene Vertreter einer radikalen Umwälzung. Ein noch bedenklicherer Geist mit seiner wilden Schwärmerphantasie und dem rücksichtslosen Fanatismus des gotterfüllten Propheten, Thomas Münzer, ließ sich ebenfalls im Jahr 1524 in Schwaben

THOMAS MÜNZER,
STOLBERGENSIS, PASTOR ALSTED.
ARCHIFANATICUS, PATRONUS ET CAPITANEUS
SEDITIOSORUM RUSTICORUM.
DECOLLATUS *Anno 1525.*

blicken. In seinem Kopfe malte sich das neue Jerusalem etwas anders als in dem der lutherischen Prediger; Gütergemeinschaft und Herrschaft der Auserwählten Gottes im sichtbaren Gottesreiche, das waren doch auch gut biblische Ideen. Ein Herd ähnlicher Gedanken war in der Schweiz. Wir sind ihren Aposteln schon in Ulm begegnet. Hubmaier in Waldshut brachte wirklich in offener Empörung gegen das österreichische Regiment eine Reformation karlstadtischer Art zustande, und durch das Bad der Wiedertaufe, dem er die ganze Stadt unterzog, trennte er sich äußerlich aufs schärfste von aller bestehenden Ordnung. Eberlins 15 Bundesgenossen, die wir schon näher kennen gelernt haben, waren in ihrer Verbindung durchgreifender kirchlicher politischer und sozialer Reformgedanken geradezu klassisch. Diese Bundesgenossen waren weit verbreitet und es ist gewiß kein Zufall, wenn die 12 Artikel der Bauern und die Bundes- und Landesordnung der oberschwäbischen Bauern manche Züge mit ihnen gemeinsam haben. Eberlin ist es gewiß nicht am wenigsten zuzuschreiben, wenn den schwäbischen Bauern Evangelium gleichbedeutend wurde mit der Summe aller Volks- und Freiheitsforderungen. In einzelnen wichtigen Punkten, wie in der Verwerfung des Zehnten, stimmten Eberlin, Andreas Keller von Rottenburg, Sam, Lotzer und andere Vertreter der evangelischen Sache in Schwaben überein, teils aus biblischen Gründen, weil der Zehnte im neuen Testament mit dem levitischen Priestertum aufgehoben sei, teils aus praktischen Gründen, wegen des Mißbrauchs, durch den diese Steuer, ursprünglich bestimmt zur Unterhaltung des Pfarrers und Unterstützung der Armen, zur sinnlosen, sittlich und wirtschaftlich ungerechtfertigten Abgabe geworden war. Mochten diese Männer immerhin den Vorbehalt machen, wie auch Eberlin in seinen Bundesgenossen ausdrücklich tat, daß man den Zehnten, obgleich er eine ungerechte Abgabe sei, doch nicht verweigern dürfe, um des bestehenden Rechtes willen, so ist nicht zu verwundern, daß die Bauernschaft nach Mitteln suchte, sich dieses zum Unsinn gewordenen Rechtes zu entledigen. Es gab auch Prediger wie den Präzeptor Walz in Hall, der unter den Augen von Brenz und trotz seines Widerspruchs, auf die Kirchweihen hinausging und den Bauern predigte, daß sie keinen Zehnten mehr geben müssen. Solche waren ohne Zweifel die volkstümlichsten. Ebenso führten die Linien von der Verurteilung der Fuggerei und des Zinsnehmens, ja des Großhandels überhaupt, der Widerwille gegen das Großkapital, den auch Luther teilte, hinüber zu den alten Beschwerden der unterdrückten Bauern und Kleinbürger.

Titelblatt einer Flugschrift von 1525, enthaltend die zwölf Artikel der Bauern.

Es hat ja doch auch schon längst vor Luther die Bauernbewegung ihre Forderungen im Namen der Religion, im Namen des Christentums erhoben, wie wir oben gesehen haben. Das göttliche Recht spielte die Rolle, die seit der französischen Revolution das Natur- und Menschenrecht eingenommen hat. Die Erlösung durch Christus war zur Erlösung von der Tyrannei der Fürsten und Herren geworden. Wir haben gesehen, wie diese Gedanken auch im schwäbischen Volke gärten und kochten. Es wäre ein Wunder, wenn nun die bei der damaligen Lage so natürliche Verbindung von Evangelium und Volksforderungen nicht eingetreten, oder vielmehr, wenn sie mit dem Wormser Edikt aus der Welt und aus den Köpfen verschwunden wäre. Luthers Evangelium von der Freiheit eines Christenmenschen gab nur ein weiteres willkommenes Schlagwort. Das „Evangelium aufrichten", „dem Evangelium einen Beistand tun" hieß es nun. Viele dachten dabei in der Tat ernstlich daran, zugleich mit der sozialen Neuerung die kirchliche mit gewaffneter Hand durchzuführen. Den Meisten war ebenso gewiß Religion und Kirche vollkommen gleichgültig. Was für Luther der Papst war, das war für sie der Grundherr. Die Frage lag in der Tat nahe, ob etwa das Recht der Herren auf Frohnen und Gülten göttlicher war, als das Recht des Papstes auf Ablaßgelder, Annaten, Dispensationen und wie die schönen Gelder alle hießen, die nach Rom zu wandern pflegten. Konnte man das eine Recht mit gutem Gewissen aufheben, warum nicht auch das andere? So sah sich die Sache vom Bauernstandpunkt aus an. Und wenn Klöster und Mönche eine Erfindung des Teufels waren, wie sollte dann der Untertan oder Leibeigene des Klosters seine „rein religiöse" Abneigung gegen das Mönchtum trennen von der ihm viel natürlicheren Abneigung gegen seine Untertanenpflichten? Sodann vergegenwärtige man sich die religiösen und sittlichen Zustände, die durch die evangelische Predigt geschaffen wurden. Tagtäglich hörte das Volk auf den Kanzeln alle Einrichtungen der Kirche schmähen, die Messe als seelenverderblichen Götzendienst, die Priester als Baalspfaffen, Oelgötzen und Fastnachtsbutzen verhöhnen. Dabei wurde in denselben Kirchen noch Messe gelesen, als ob nichts geschehen wäre, die Priesterschaft lebte ebenso ungeniert fort, „treiben Buberei mit samt ihren Mägden", auch jetzt noch, da die Bauern witzig geworden waren und „sich keinen strohernen Bart mehr flechten ließen". Man lernte die Klöster und vor allem die Bettelmönche verabscheuen, das Land war voll von ausgelaufenen Mönchen. Aber die Klöster bestanden fort. Sie erschienen jetzt als künstlich aufrecht erhaltene Zwingburgen einer verhaßten Glaubenstyrannei. Da mochte sich leicht in tatendurstigen Herzen die Lust regen, dem papistischen Unwesen ein Ende zu machen, am meisten natürlich da, wo der Widerstand gegen die Reformation am stärksten war. „Wenn Ihr Euer Unwesen nicht bessert, so werden wir Euch endlich mit Steinen zu Tod werfen", hält der Reutlinger Beck in aller Gemütlichkeit seinem Mönch vor. „So sie in ihrer Buberei fortfahren, so greift man ihnen auf die Haube, einem heut, dem andern morgen und zum nächsten Tag ihnen allen, das ist zu besorgen", meint Hans Kolb von Gemünd. Dazu konnte man schon kommen aus ehrlicher, sittlicher Entrüstung und Eifer für Gottes Ehre und reine Sitten. Aber vielfach kam auch mit der Auflösung der kirchlichen Ordnung und Sitte ein Geist

trotziger Auflehnung, und die Freiheit eines Christenmenschen wurde zur Freiheit des Fleisches. „Aus der Zahl sind die blinden Leut unserer Zeit, welche sich und andere für gute Christen achten, so sie die Pfaffen verachten mögen. Als einer zunächst sprach: In der Stadt N. ist man gut evangelisch, da schlagen sie die Pfaffen nieder als die Hund. Ein anderer sprach: Ich weiß ein Prediger, der ist gut evangelisch, er schilt die Pfaffen weidlich. Der dritt redt von einem und sprach: Der ist gut evangelisch, er hat die ganzen Fasten Fleisch gegessen. Item, der ist gut lutherisch, er beichtet nit, er opfert nit, er achtet nach keinem Feiertag. Ist das nit ein großer Frevel, daß man Mutwillen will decken unter dem Namen Christi". So Eberlin wider die „Pfaffenschänder" am Schluß seiner 15 Bundesgenossen. Auch aus den folgenden Jahren, wo er unter dem Einfluß Luthers immer mehr von dem kühnen Flug der Bundesgenossen zurückkam, haben wir von ihm Schriften, wie die „gegen den unvorsichtigen Ausgang vieler Klosterleute", gewidmet der Aebtissin von Söflingen. „Willt du aus dem Kloster, so ruf Gott um Hilf an. Ohn Gottes Hilf magst nit entrinnen. Und will dich Gott heraus haben, so wird er dir zuschicken Leut, davon du Rat, Hilf zu Kleid und Zehrung haben magst. So du aus dem Kloster bist, halt dich still, demütig und freundlich und traue nicht zu viel, denn das Adamskind ist falsch und untreu. Gib dich zu großer Geduld. Leiden ist dir vor der Tür. Suchst du Gott, so findest du Gott; suchst du dich selbst, so findest du dich selbst". So weiß er von der vollen Höhe des reinen Glaubens aus es klar zu machen, daß es sich auch für den frei werdenden Mönch um nichts anderes handeln darf als um neues Leben in Gott. Ebenso und noch mehr als er, der vielgewanderte Volksprediger, haben die andern, denen es vergönnt war, länger an einem Ort zu wirken, die ein Amt und eine Verantwortung hatten, das Unwesen der Krakeeler und Schreier, die sich an die Bewegung hängten, wohl erkannt und bekämpft. Es war ihnen wahrhaftig nicht ums Niederreißen zu tun, sondern ums Aufbauen neuen Glaubenslebens. Aber es ist nicht verwunderlich, daß der großen Menge das Niederreißen besser behagte. Pietät und kirchlicher Sinn und der Zwang bestehender Volkssitte schwanden reißend, am meisten da, wo man von evangelischer Predigt wenig wußte, als ein paar abgerissene Brocken und Schlagwörter und wo kein Berufener da war, das Volk zu leiten. Die Wasser gingen hoch und trübe.

So schien es eine kurze Zeitspanne, als sollten die Flammen der religiösen und der sozialen Revolution zusammenschlagen zum gewaltigen Feuerbrand. Nachdem Papst und Kirche, Kaiser und Reich versagt hatten, nahm das Volk selbst die Wiedergeburt Deutschlands in die Hand. Da konnte kein Reichs- noch Landtag, kein Hof- noch Kammergericht mehr helfen; „das Gericht Gottes mußt fürgan". Ende 1524 erhoben sich die Bauern im südlichen Schwarzwald, in der Baar und im Hegäu. Die Gräfin von Lupfen habe ihre Bauern während der Erntezeit Schneckenhäuschen suchen lassen. Das sei der Anlaß zum Aufstand in jener Gegend gewesen, meldet die Sage, die, wenn nicht wahr, doch gut erfunden ist, weil bezeichnend für das Verhältnis von Bauern und Edelleuten. Waldshut wurde unter Hubmaiers geistlich-weltlichem Prophetenregiment

der Stützpunkt der Bauern. Am 29. Januar 1525 war zu Baltringen bei Biberach die erste Versammlung der Oberländer Bauern. Der Führer dieses Haufens war Ulrich Schmid von Sulmingen, ein ganz evangelisch gesinnter Mann, Schreiber wurde der uns schon bekannte Sebastian Lotzer. Sie waren durchaus nicht kriegerisch gesinnt. Geistlich und leiblich seien sie über die Maßen beschwert, erklärte Ulrich Schmid dem Ulmer Bürgermeister, geistlich, daß sie Gottes Wort müssen beraubt sein, leiblich sei die Schatzung und Beschwernis so grimm und streng, daß weder beid' ihr Grund und Boden mögen ertragen. Aber sie wollen keine Gewalttat, sondern gütlich Recht. Dem Schmid und den andern wirklich evangelisch Gesinnten war es auch Ernst mit ihrem kindlichen Glauben an die Möglichkeit friedlichen Ausgleichs. Eben das lähmte ihre Tatkraft. Zur gleichen Zeit stifteten die Allgäuer ihren Bund: „In Christo Jesu Brüder allerliebste! Vernehmet, was jetzt vorhanden sei im Land und sonder, was wir im Oberland jetzt vereint und verbunden haben. Zum ersten, so will man beieinander bestehen und bei dem heiligen Evangelium und dem Wort Gottes und dem heiligen Recht und einander zum Recht helfen und dazu und daran setzen Leib und Gut und alles, was uns Gott verliehen hat, denn wir sind Gebrüder in Christo Jesu unserem Erlöser". So beginnt das Manifest der Allgäuer. In diesem Sinn schuf dann das sogenannte Bauernparlament zu Memmingen, unter dem starken geistlichen Einfluß des dortigen Predigers Schappeler, im März die „christliche Vereinigung" des ganzen Oberlandes mit trefflicher Bundes- und Landesordnung und erließ als allgemeines Programm die 12 Artikel der Bauernschaft in Schwaben. Darin stehen als geistliche Forderungen an der Spitze freie Predigt des Evangeliums und freie Pfarrwahl der Gemeinden. Im übrigen war ihr Inhalt sehr gemäßigt und gerecht und meist nach menschlichem Ermessen selbst damals wohl durchführbar, z. B. begehren sie nicht Aufhebung, sondern Ablösung der Zehnten. Luther, Zwingli, Karlstadt, Brenz, Alber, Sam und andere Prediger sollen Schiedsrichter sein und aus göttlicher Schrift Recht finden. Ihrem Spruch haben sich Herren und Bauern zu beugen. Die 12 Artikel flogen durch Deutschland und wurden überall von den Bauern auf ihre Fahne geschrieben, auch wo man nicht so christlich-brüderlich vorzugehen dachte, wie in Memmingen. Von Rothenburg a. Tauber her, wo Karlstadt sein Wesen trieb, flutete der Aufstand herein ins fränkische Württemberg. Am 2. April erhob sich zu Braunsbach in der Mühlen hinter dem Wein der hällischen Bauern Aufruhr. Dem Rat von Hall, der unterhandeln wollte, erklärten zwei alte Bauern: „Wir sein lang genug unter dem Bank gelegen, wir wollen auch einmal auf den Bank". Aber auch hier will der Hauptmann, der Hafenstephan, das „heilig Evangelium aufrichten". Der Rat blieb unter Brenz Einfluß fest und ein paar Kanonenschüsse genügten, den Bauernhaufen ohne Blutvergießen auseinander zu jagen. Hall blieb eine Insel im wogenden Meer. Aber im nahen Neuenstein mußten die Grafen von Hohenlohe mit Tränen in den Augen zur Bauernschaft schwören. „Bruder Albrecht und Georg kommet her und gelobet mit den Bauern als Brüder zu bleiben und nichts wider sie zu tun; denn ihr seid nimmer Herren, sondern wir sind itzo die Herren in Hohenlohe", sprach zu ihnen

der Bauernhauptmann. Heilbronn öffnete ihnen die Tore trotz Lachmanns Widerspruch. Andere Adelige traten ganz oder halb freiwillig als Führer auf die Seite der Bauern, so Götz von Berlichingen. Die Landpfarrer waren vielfach mit dabei, alt- und neugläubige. Fast jeder Haufe hatte einen Pfarrer als Feldschreiber oder Kanzler. Von beiden Seiten, von Norden und von Süden her drang der Aufstand in Wirtemberg ein. Die ganze Bauernschaft und die meisten Städte des Herzogtums, die Hauptstadt voran, schloßen sich an, auch Adlige wie Klaus von Graveneck. Herzog Ulrich machte noch einen mißlungenen Eroberungsversuch, der ihn im März bis vor die Tore von Stuttgart geführt hatte, Anstalten als „Utz Bur" an die Spitze der Bauernschaft zu treten. Ein Hauptführer, Matern Feuerbacher von Großbottwar, war ein guter Katholik. Auf manchen Fähnlein erschien neben den Hirschhörnern, die die Anhänglichkeit an Herzog Ulrich bezeugten, die Jungfrau Maria. Der ebenfalls streng katholische Pfarrer Gall Müller in Tübingen tat heftige Predigten wider die Reichen. Doch wollten auch die wirtembergischen Bauern evangelisch sein. Der Landschaft erklären ihre Abgesandten, sie begehren die rechte Gerechtigkeit und das Evangelium, welches man ihnen lauter und nicht mehr das Dimperlin Damperlin der Messe verkündigen solle. Der Pfarrer von Großbottwar, lutherischer Neigungen wegen bekannt, konnte es wagen, als Mahner zum Frieden unter sie zu treten. Sie befreien Dr. Mantel aus seinem Gefängnis und versuchen dasselbe mit dem Karsthans. Im Lager wurde täglich zweimal gepredigt. Mit dem Christentum, das sie im Munde führten, nahmen es manche so ernst, daß z. B. in Meßkirch die erste Tat der Bauern nach der Einnahme der Stadt die Aufhebung des gemeinen Frauenhauses war. In Ellwangen brachte das Nahen der Bauernhaufen die evangelische Partei zu einem schnellen Sieg. Die rebellischen Chorherrn Johann von Gültlingen und Wilhelm von Hesperg hetzten selbst die Bauern des Landgebiets auf. Der Stadtschreiber ließ sie auf der langen Wiese auf die 12 Artikel schwören. Die Tore der Stadt standen ihnen offen. Die schon genannten Prediger Kreß und Mundtpach gingen mit vollen Segeln auf die Sache ein und benützten die Zeit zur Einrichtung eines evangelischen Gottesdienstes mit deutscher Messe und Abendmahl unter beiderlei Gestalt. In Heilbronn aber ließen die geistigen Leiter des Odenwälder Haufens Wendel Hipler und Friedrich Weigant auf Grund einer älteren Schrift der „Reformation Kaiser Friedrichs III." den Plan einer Reichsreform ausgehen, der ohne Benützung der Gedanken vom göttlichen Recht zusammenfaßte, was längst den besten Patrioten vorschwebte. Es ist der moderne Nationalstaat mit Einheit des Rechts, der Münze und des Verkehrs und voller persönlicher Freiheit; Fürsten und Adel sind fest eingegliedert ins große Ganze, nicht mehr Privilegierte, sondern Beamte, ein starkes Kaisertum an der Spitze, die Kirche vom Staat getrennt, neugebaut auf dem Grund freien Gemeindelebens. Das war der hoffnungsvolle Frühling des Jahres 1525; ein gewaltiger Versuch mit Hilfe des empörten Bauernstandes in einem Sturm zu gewinnen, wozu nachher 300 Jahre voll Mühe, Blut und Arbeit nötig gewesen sind, bis das Ziel auch nur zum Teil erreicht war. Aber die Bauernhaufen entsprachen in ihrem Verhalten den hohen Erwartungen nicht, zu denen ihre großgedachten

Programme und Bundesordnungen berechtigten. Die schwäbische Bauernschaft hat sich eben nicht mit Ruhm bedeckt, obwohl es ihnen weder an Waffen noch an kriegsgeübten Leuten fehlte. Sie waren wohl im stand, einzelne Schlösser zu stürmen und anzuzünden. Sie konnten Klöster trefflich plündern und sich die Weinvorräte schmecken lassen. Sie konnten im Namen des Evangeliums Meßkelche stehlen und in tollem Narrenaufzug mit Meßgewändern oder der Inful des Propsts in Ellwangen auf der Straße paradieren. Sie haben durch Ausbrüche feiger, blutdürstiger Rache, wie an dem verhängnisvollen Ostermontag in Weinsberg die Wut der Feinde aufs äußerste gereizt. Aber vergeblich fragt man nach Heldentaten, nach todesmutigem Ausharren, selbst nur

Aufständische Bauern mit der Bundschuhfahne umzingeln einen Ritter.
Holzschnitt aus Petrarca's Trostspiegel. Augsburg 1539.

nach tapferem Widerstand in offener Feldschlacht. Auf der andern Seite dachte die aufsteigende Macht der Fürsten gar nicht daran, abzudanken und die Reichsstädte, so groß überall die Lust der unteren Klassen der Bürgerschaft war, ließen sich schließlich doch nicht hinreißen. Da ist insbesondere die Stellung Luthers entscheidend geworden. Gerade die evangelischen Prediger waren es, die angesichts der Gefahr des ringsum tobenden Aufstandes den zaghaften Stadtvätern Mut zusprachen und die Bürgerschaft von der Vereinigung mit den Bauern abhielten. In Heilbronn konnte Lachmann nicht hindern, daß man die Bauern einließ; aber sein Einfluß auf die Bürgerschaft war so groß, daß die Mehrheit kein rechtes Herz zu der Sache hatte. Wie Hall unter dem Einfluß von Brenz, so verweigerte Reutlingen den Anschluß, denn Alber erklärte, die Freiheit des Evangeliums bestehe in einer herzlichen Freude, Friede und Geduld des werten heiligen Geistes, sie lasse auch der Obrigkeit Ehre und Gehorsam ungekränkt. Jetzt

mußte die ketzerische Stadt der Regierung Ferdinands helfen, Pfullingen wieder einzunehmen. Ebenso hielten sich die gut evangelisch gesinnten Städte Rottenburg und Horb. Paul Beck, der Prediger in Munderkingen, war die ganze Zeit über wie ein anderer Bürger auf den Mauern; kein Bürger der Stadt ließ sich mit den Bauern ein, als daß etliche Metzger geraubtes Vieh von ihnen kauften. Eßlingen, wo die Angst vor dem Volk die Klöster bewog, sich ganz in die Hände des halb lutherischen Rats zu übergeben, blieb fest. In Ulm kam es wider alles Erwarten nicht zum Aufstand. Selbst in Gmünd, wo unter dem Druck des Bauernkriegs die evangelische Partei der Zünfte ganz das Heft in die Hand bekam, brachte es Althamer dahin, daß den Bauern die Tore verschlossen blieben, während der Rat Vorbereitungen zu einer evangelischen Kirchenordnung traf. Und längst, während der Aufstand noch in vollem Zug war, hatte sich der schwäbische Bund zum kräftigen Gegenschlag erhoben. Die Seele desselben war jetzt mehr denn je der bayrische Kanzler Leonhard von Eck, verschlagen und rücksichtslos, der richtige Vertreter des Herrenstandpunkts. Während er hinterlistig mit den christlichen Bauern in Memmingen Unterhandlungen pflegen ließ, gewann er Zeit, den Angriff Herzog Ulrichs abzuschlagen und seine Rüstungen zu vollenden. Am 4. April begann dann Georg Truchseß von Waldburg, der Bauernjörg, bei Leipheim seine Blutarbeit mit den Bauern des Ulmer Landes. In raschem Siegeszug unterwarf er Oberschwaben fast ohne Schwertstreich, um sich dann nach Wirtemberg zu wenden, wo er das Hauptheer der Bauern im Mai bei Sindelfingen in wilde Flucht auseinandertrieb. 3000 Bauern lagen nach mittleren Angaben auf dem Schlachtfeld, von den Reisigen des Truchseß wie das Vieh niedergeschlagen. Stuttgart ergab sich, Weinsberg wurde dem Erdboden gleichgemacht. Bei Königshofen a. T. fiel am Pfingstfest die Entscheidung gegen die fränkischen Bauern. Der schwäbische Bund und sein glücklicher Feldherr, der Truchseß, waren Herren im Land und schalteten und walteten, wie es ihnen beliebte mit Todesstrafe, Folter und schweren Kontributionen. Das unglückliche Wirtemberg, dessen sich kein Landesherr annahm, wurde als erobertes Land vom Bund ausgepreßt wie eine Zitrone. Das war die schreckliche Enttäuschung nach dem Freiheitsrausch. Das Gottesgericht des Erfolgs hatte die Bauernschaft angerufen und es hatte entschieden gegen das, was sie das göttliche Recht zu nennen wagten.

Kanzler Leonhard von Eck.
Nach dem Kupferstich von Bartel Beham.

Am schwäbischen Bund lag es nicht, daß die Reformation nicht mit den Revolutionsideen jetzt mit Stumpf und Stil ausgerottet wurde. Die guten Dienste der evangelischen Prediger brachten ihnen wenig Dank. Sie hatten freilich auch nicht darauf gerechnet. Sie waren jetzt als freimütige und unerschrockene Tadler der grausamen Rache der Herren und Mahner zur Milde gegen die aufs neue ins Joch gespannten Bauern doppelt unbequem, weil sie mit dem Recht des guten Gewissens die Schuld an dem Aufruhr von sich weisen konnten. Es ist ein Zeugnis für die große Hochachtung, die sie genossen, wenn Brenz es wagen konnte, in öffentlichen Predigten seinem Rat die große Schuld der Obrigkeiten am Bauernkrieg vorzuhalten und zu fordern, daß sie jetzt mit den Besiegten nicht türkisch, sondern christlich fahren. Ebenso hat er in einem Gutachten an den Kurfürsten von der Pfalz, das er an Pfingsten 1525 einreichte, unter dem frischen Eindruck der Greuel des Kriegs, die Erfüllung gerechter Forderungen des Volkes als Gewissenspflicht christlicher Fürsten hingestellt: wenn ein Fürst nicht nur ein irdischer Herr, sondern ein christlicher Fürst sein will, der auch ein Stück am Himmelreich haben möchte, so soll er des Sinnes sein, daß er des Landes sei und nicht das Land sein. So standen jetzt Brenz und seine Gesinnungsgenossen unanfechtbar da. Lachmann wurde zwar angeklagt, aber es wurde ihm leicht, nachzuweisen, daß er an dem Abfall Heilbronns nicht schuld war. Wer aber jetzt irgend der Beteiligung am Aufstand überführt werden konnte, dem war der Tod gewiß. In Hall endete der Führer der Limpurger Bauern, Wolfgang Kirschenbeißer, Pfarrer in Frickenhofen, auf dem Schafott. In Ellwangen zog der Fürstprobst wieder ein mit Hilfe bündischer Reiter nach schwerem Blutvergießen. 32 Leute, „die dem Mönch von Wittenberg mehr glaubten als dem Bischof von Rom", ließ er fangen und auf dem Marktplatz an ein Seil binden. Der Henker sollte einem nach dem andern den Kopf abschlagen. Nachdem 3 Köpfe gefallen waren, wurde der Rest begnadigt. Dr. Kreß und Mundtpach, die ruhig auf ihrem Posten geblieben waren, wurden dem geistlichen Gericht übergeben und zu Lauingen im November enthauptet. Kreß, durchs Gefängnis mürbe gemacht, hat noch vor seinem Ende widerrufen. Mundtpach aber blieb standhaft. Sein Leichnam wurde als der eines Ketzers im Felde verscharrt. So nahm die Reformation in Ellwangen ein blutiges Ende. In Gmünd schwang sich das alte Regiment mit Hilfe des schwäbischen Bundes wieder obenauf. Mit neuen Kirchenordnungen war es vorbei. Althamer rettete sich vor den Schergen durch einen Sprung aus dem Fenster und entfloh. Auch in Isny, wo man schon bis zur evangelischen Abendmahlsfeier fortgeschritten war, gab es einen gewaltsamen Rückschlag. Doch hielt sich der evangelische Prediger Konrad Frick. Aber ob aufrührerisch oder nicht: man machte jetzt nicht viel Federlesens. Landauf, landab streiften die Reiter des Bundes. Wo ein Pfarrer verheiratet, oder nur als fleißig und den Studien ergeben bekannt war, war es schon genug. Der Profoß Aichelin konnte sich rühmen, in kurzer Zeit im Wirtembergischen 40 Pfarrer aufgehängt zu haben. Dietrich Spät, der Obervogt von Urach, ließ einen Prediger henken. Der Bürger, der ihn eingelassen hatte, wurde gevierteilt, vier andere geköpft. Auf Reutlinger Gebiet ließ er den Pfarrer Epstlein von Unterhausen fangen und nach

Stuttgart führen, wo er gehenkt wurde. So ging der Schrecken durchs Land. Wäre die Reformation nichts gewesen, als der Widerschein der sozialen Bewegung, nichts als das Evangelium der bürgerlichen Freiheit und der bäuerlichen Entlastung, ihr Ende mit Schrecken wäre jetzt ebenfalls da gewesen. Aber sie war mehr als das und darum ging sie aus der Asche mit ungeschwächter Lebenskraft hervor. Sie war nicht tot in Wirtemberg, wo jetzt nach dem Krieg erst recht der Landtag als das einzige Heilmittel Predigt des Evangeliums und Aufhebung der Klöster verlangte, sie war nicht tot in den Städten, die am Krieg keinen Teil genommen und über die der Bund darum keine Macht hatte. Freilich auch für die Reformation waren jetzt die Tage der fröhlichen Jugend, die Zeit des Uebermuts und des frischen Drauflosschlagens vorüber. Man hatte die Mauer kennen gelernt, an der man sich nur den Kopf einrennen konnte. Es galt jetzt zu sichten und zu ordnen, um das wenige, was von dem ganzen Reichtum der Ziele und Gedanken übrig geblieben war, in Sicherheit zu bringen. Es war nach seinem Wert gemessen das erste und wertvollste von allem, das Evangelium Luthers. Aber für Deutschland war die Hoffnung auf eine zeitgemäße Neubildung in Staat und Kirche verloren. Das deutsche Reich blieb siech und krank. Die neue Kirche des Evangeliums wurde so, wie die Dinge lagen, ein Notbau, aufgeführt mit Hilfe der einzigen lebensfähigen Gewalt, die im allgemeinen Chaos sich erhalten, der Macht der einzelnen Fürsten und Städte.

Aufständische Bauern plündern ein Kloster.
Zeichnung aus J. Murner, Beschreibung des Bauernkriegs um Weißenau.

Christus das wahre Licht.
Holzschnitt von Hans Holbein d. J.

Viertes Kapitel.

Die neue Kirche in den Reichsstädten.

„Denn dieweil sich der wieste Babstgreuel also eingewurzelt und sich in den Tempel Gottes gesetzt, so haben wir beide, die fromme Oberkeit und die Diener am Wort aufs kürzest ein gute christenliche Ordnung aus der heiligen Schrift zusammenzogen, durch welche der recht wahre Gottesdienst gemehret und gefördert werden möcht, damit unser Jerusalem wieder erbauet, alle Unreinigkeit und Greuel nachbleiben und aber ein christenlichs, ehrbars züchtigs Wesen und Leben aufgebracht werde".

Reutlinger Kirchenordnung.

Es war doch ein beglückendes Wirken im engeren Kreis der städtischen Bürgerschaft. Da konnte ein tüchtiger Mann seine ganze Kraft entfalten und dem ganzen neugeordneten Gemeinwesen den Stempel seines Geistes aufdrücken. Der Speierer Reichstag von 1526, der besonders auf das Drängen der Städte beschloß, es solle mit dem Wormser Edikt gehalten werden, wie es jeder Reichsstand vor Gott und dem Kaiser verantworten könne, gab das Recht zu freierer Bewegung als je zuvor. Zu geordneten kirchlichen Zuständen kam es zuerst in Crailsheim. Crailsheim, wohl eine brandenburgische Landstadt, hatte doch eine sehr freie Stellung. Der Pfarrer Adam Weiß führte mit sicherer Hand nach Nürnberger Vorbild schon im Sturmjahr 1525 eine evangelische Kirchenordnung ein, ohne sich seine neue Schöpfung durch den Bauernkrieg irgend stören oder gefährden zu lassen. In den nächsten Jahren folgte zum guten Teil unter Weiß' Leitung die Reformation des ganzen Fürstentums. 1526 brachte Alber in Reutlingen eine Ordnung des Gottesdienstes zu stande, welche an Stelle der täglichen Messen täglich dreimalige Schriftlektion mit kurzer Erklärung, am Sonntag Predigt und deutschen Gesang vorschrieb. Das Nachtmahl wurde so oft gehalten, als Leute vorhanden, die es begehren. Alles war so einfach und schlicht und schriftgemäß

gedacht, als nur möglich. Die Gemeinde atmete auf wie in frischer Luft unter diesem strengen und freien Geist nach all der Uebersättigung mit Weihrauchdunst und buntem Schaugepränge. „Bei dieser Ordnung haben die Prädikanten und ihre Schäflein gar kein Gebrechen und Mangel, so ihnen zur Seligkeit not sei und können Gott nicht genug Dank dafür sagen", konnte Alber im November dem Abt von Königsbronn entgegenhalten. Die Messe wurde in allen Kirchen der Stadt verboten, den Barfüßern nicht einmal mehr die sonntägliche Verlesung des Evangeliums ohne Zutaten gestattet. Die wenigen Altgläubigen, die es noch gab, wanderten ungehindert nach Pfullingen zur Messe.

An Weihnachten 1525 wagte auch Brenz den Schritt zu tun, der scheinbar nur eine wenig bedeutende Aeußerlichkeit betrifft, aber doch den entschiedenen Willen des Bruchs mit der päpstlichen Vergangenheit bekundet. Er reichte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt mit einer deutschen, sehr einfach gehaltenen Feier. Was er bei dieser denkwürdigen ersten evangelischen Abendmahlsfeier in Hall besonders hervorhob, war der Gedanke der liebenden Gemeinde: „Dieweil wir alle von einem Brot gegessen und aus einem Kelch getrunken haben, sein wir ein Leib worden. Deshalb wie in einem Leib ein Glied vom andern beholfen, also auch wir, wie die Glieder, sollen eins des andern Bürde tragen und diese Güte, so wir jetzund vom Herrn empfangen haben, sollen wir ein jeglicher an seinem Nächsten beweisen. Denn dies ist das neu Gebot, spricht Christus, daß Ihr Euch untereinander liebet. Hierin in der Kirchen beim Tisch des Herrn erkennt man, welche Christen seien. Aber ein Christ soll sich erkennen lassen nit allein in der Kirchen, sondern auch auf dem Markt, daheim im Haus und auf dem Feld, welches geschieht durch Werke der Liebe". Im Frühjahr darauf reichte er dem Rat den Entwurf einer Kirchenordnung ein, der dann auch in der Hauptsache ausgeführt worden ist. Die alten Formen des Gottesdienstes sind darin mit großer Schonung behandelt. Alles was irgend sich verträgt mit dem neuen Glauben, ist beibehalten, selbst der lateinische Knabenchor neben dem deutschen Gemeindegesang. Die Begründung, „daß die Jungen dem Latein als einer unbräuchlichen Sprache nicht ganz fremd werden", verrät den humanistischen Schulmann. Feiertage seien zwar nicht von Gott geboten, sondern es sei bei den Christen ein ewiger Sabbath und Feiertag von der Taufe anhebend bis in den Tod hinein, darin nimmer ein ungerecht Geschäft vollbracht werden soll. Aber von äußerlicher Ordnung wegen soll man bestimmte Tage haben. So erheischt auch die Notdurft und natürliche Vernunft etliche Tage von der Arbeit zu ruhen. Daher werden die Sonntage alle gehalten, ferner Christtag, Himmelfahrt, Dreikönigstag, Apostel- und Marientage, St. Michael und Allerheiligen, also noch etliche mehr, als im heutigen Württemberg. Das Meßgewand, welches keine Manns- und keine Weiberkleidung, sondern gar zu närrisch anzusehen sei in der Versammlung, wird abgelegt. Sonst ist noch hervorzuheben die Sorge für die Schule und für die Kirchenzucht. Eine Obrigkeit solle der Ordnung Christi und der ersten Kirche Gebrauch nach zu dem Pfarrherr oder Prediger etlich redlich Personen aus der Bürgerschaft verordnen zu einem Synod. Dieser Synod soll solche Sünden, deren sich die Obrigkeit nicht annimmt, als

Jungfrauen schwächen, Ehebrecher, Trinker und Spieler durch Ermahnung und Warnung strafen, die hartnäckigen auch vom heiligen Abendmahl ausschließen, daß das Sakrament nicht vor die Hund geworfen, auch die ehrbaren Christen nicht geärgert werden. „Es wird darum kein Kloster, sondern eine züchtige Bürgerschaft". Ueber die Schule klagt Brenz, seit das Pfaffenwerk einen Stoß bekommen, schicken die Leut ihre Kinder nicht mehr in die Schule, woraus man den bösen Grund der Eltern sehe, daß sie die Kinder nicht der Zucht und Künste wegen seither in die Schule geschickt, sondern der Pfaffheit halb und wegen der Pfründen, ja des Bauchs und Müßiggangs. Darum ist es die vornehmste Pflicht der Obrigkeit, Schulen aufzurichten, die jedermann auch dem Armen ohne Schulgeld zugänglich sind. Der Schulmeister soll nicht mehr solche Bezüge haben, wie bisher von jedem Knaben Winters täglich ein Scheit Holz, am Palmabend von jedem Knaben 1—2 Brezen, so einen Pfennig gelten, oder 1000 verklopfte Kirschenkerne, wenn aber die Kirschen mißraten nichts, und zweimal des Jahrs vom Pfarrer das Badgeld. Die Stadt soll tüchtige Männer anstellen und ordentlich besolden. „Denn eine gemeine Schule, darin man Zucht und Künste lehrt für die Jugend, ist ein großer, nützlicher, ja nötiger Grund einer christlichen, ehrbaren Gemeinde. Man kauft Büchsen, man baut Mauern und Schlösser, man verwende auch etwas auf die Jugend!" Bei manchen werde es zwar nicht anschlagen; aber wenn unter 100 nur einer gerate, so sei es schon des Kostens wert. Das Schulwesen ist einheitlich gedacht, unter Aufsicht des Pfarrers. Die Grundlage bildet der deutsche Schreib- und Leseunterricht. Die Tauglichen sollen Latein lernen nicht mehr wegen der Messe, sondern damit man gelehrte Leute, Pfarrer, Schulmeister und Schreiber nicht aus der Fremde holen müsse. Auch eine Töchterschule ist vorgesehen, unter Leitung einer Frau, also hochmodern, „denn die G'schrift gehört nicht den Mannen allein zu". Der Unterricht wird in Klassen erteilt. 2 Stunden tägliche Schulzeit für jede Abteilung genügen. Daran schließt sich noch die Ordnung des Armenkastens, dem Opfer und Stiftungen, die man seither für Messen und Jahrtage gemacht, zufließen. Zuletzt kommt die Sorge für die Landgemeinden. „Man wollt wohl finden Herrschaften, so bei ihren Untertanen solche Pfarrer dulden, denen sie schwerlich die Schwein zu hüten anvertrauten, und vertrauen ihnen doch die Seelen der Untertanen. Ist fast die Meinung, wenn man den Genieß von den Bauern hätt, Gott geb, der Teufel hole sie oder nit. Daß nun solches von einer ehrbaren Obrigkeit dieser Stadt nit auch mag geargwohnt werden, wäre es gut, daß ein Einsehen geschähe an den Pfarrern auf dem Land". Denn an der entsetzlichen Roheit, Raufluft und Unsittlichkeit auf dem Lande sei vornehmlich das schuld, daß sie von Jugend auf in keiner Zucht oder Gottesfurcht erzogen.

Ueberschaut man das ganze, so wird man sagen müssen, daß Brenz mit einer solchen Gemeindenordnung den Besten seiner Zeit genug getan hat. Die Kirchenzucht freilich wollte hier nicht so recht, wie etwa zur gleichen Zeit in Konstanz, gedeihen. Die lebenslustigen Haller fürchteten doch gar zu sehr, ihre gute Stadt könnte ein klösterliches Aussehen bekommen. Auf dem Lande ging es mit der Bestellung neuer Pfarrer langsam wegen der vielen Patronate, deren Rechte der Rat nicht einfach über-

gehen konnte. Er mußte die Pfarreien erst allmählich durch Kauf oder Vertrag in seine Hand bringen. Aber die Bauern kamen den reformatorischen Absichten entgegen und baten vielfach um evangelische Pfarrer. Das Evangelium war nicht unpopulär geworden, trotz den Erfahrungen im Bauernkrieg. Dem alten Glauben blieben noch 2 Kirchen in der Stadt. Der Rat wollte trotz Brenz und seiner Kollegen Drängen, der Messe dort kein Ende machen. Man wollte für alle Fälle auch dem Kaiser gegenüber gedeckt sein. Dem evangelischen Charakter der ganzen Stadt tat das doch keinen Eintrag.

1528 folgte Heilbronn dem Beispiel. Der Pfarrverweser an St. Kilian, Diez war zurückgetreten, genötigt durch den steigenden Widerwillen des Volks gegen alles Päpstliche, der sich in den Steinfratzen des oberen Teils des Kiliansturms ein dauerndes Denkmal geschaffen hat. Lachmann bekam jetzt freie Bahn und hielt in St. Kilian das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Die Messe wurde damit auf die Deutschordens- und Barfüßerkirche beschränkt. Die Lage war ähnlich wie in Hall.

In Ulm war man noch nicht so weit. Nicht einmal evangelische Taufe in der Kirche geschweige denn Abendmahlsfeier wurde gestattet. Aber gegen die Klöster fing man an, energisch vorzugehen. Eifernde Prediger aus den Bettelklöstern wurden ausgewiesen, die Zahl der Mönche beschränkt, der Bettel verboten und den Klöstern von Rats wegen Pfleger gesetzt. Sam und verschiedene andere Priester traten unangefochten in die Ehe, ja alle Priester wurden gezwungen, zu heiraten oder ihre Mägde zu entlassen. Viele verließen den geistlichen Stand, wurden Metzler oder Wirte. Letzteres war ja schon vorher eine beliebte Nebenbeschäftigung der Herren Geistlichen. Aber mit neuen Kirchenordnungen wagte man nicht vorzugehen. Unter dem unaufhörlichen Kanzelkrieg wurde die heillose Aufregung, die für alles förderlich war, nur nicht für die Religion, nur gesteigert; des Schimpfens und Höhnens über die Geistlichkeit war kein Ende. Der leitende Mann in Ulm war der Bürgermeister Bernhard Besserer, persönlich der Reformation wohl geneigt. Aber er war der Ansicht, daß Ulm als eine einzelne Stadt des Reichs nicht vorangehen und sich bloßstellen dürfe. Die Schwierigkeiten, die da erwachsen konnten, waren ihm, der in alle Geheimnisse der Politik eingeweiht war, klarer als irgend einem. Was er wollte, war ein gemeinsames Vorgehen des Reiches oder der großen Mehrzahl der Reichsstände. Dafür wirkte er mit aller Kraft. Einstweilen aber sollte man nach seiner Meinung in Ulm zuwarten. Das setzte denn manchen harten Kampf mit Sam, der für solche diplomatischen Feinheiten kein Verständnis hatte.

Ein verheißungsvoller Anfang zeigte sich in dem bisher gut katholischen Rottweil. Der Stadtarzt Anshelm sammelte eine kleine Gemeinde evangelischer Gesinnungsgenossen um sich. Dann begann der Pfarrer Stücklin zum heiligen Kreuz evangelisch zu predigen. Als ihn der Rat beseitigen wollte, verwendete sich die Bürgerschaft für ihn. Doch die patrizischen Herren im Rat ließen sich nicht abschrecken. Das Haupt der Evangelischen, der Stadtarzt, wurde seines Dienstes entlassen, dann auch der Pfarrer und dafür „gottlose, kunstlose Schwätzer und Plauderer, unchristliche Hurer, Säufer und Spieler

angestellt". Aber das Volk lief in benachbarte Kirchen. Dem Rat zum Trotz hallten jetzt erst recht Häuser und Schenken wieder vom Gesang der verbotenen deutschen Psalmen. Die Stadtpolizei bekam reichliche Arbeit mit Turm, Halseisen und Auspeitschen. Aber die Evangelischen wollten sich nicht gutwillig ergeben. Beide Parteien bewaffneten sich, jede der andern die Schuld zuschiebend; offener Bürgerkrieg drohte. Den Evangelischen wurde der Plan nachgesagt, daß sie das Zeughaus stürmen, die Ratsherren nächtlich ermorden, die Messe vernichten und endlich die Güter teilen wollten. Da schlug der Rat los, trieb die Aufständischen aus der Stadt und sandte ihnen Weiber und Kinder nach. Ueber 400 Personen wanderten in die Verbannung.

So schwankte die Wage des Kampfes. Aber im ganzen war das Evangelium im siegreichen Vordringen, so in Biberach, Aalen, Bopfingen, Leutkirch, selbst in Wangen und Buchhorn. 1529 baten auch eine Anzahl Bürger von Giengen a. d. Brenz den Rat um Anstellung eines ehrbaren, christlichen Prädikanten. „Denn allein das Wort Gottes schafft Gesundheit der Seelen und bringt Maß und Gestalt in alles Tun und Lassen. Daraus folgt nachher guter Fried und Mitleiden unter dem Volk. Was ist aber besser auf Erdreich, denn Fried und Eintracht und unseres Elends ein Mitleidung tun untereinander. Da ist wahrlich Gott und Glück und Heil", so ließen sich die Bürger vernehmen. Bald darauf wurde Martin Rauber als Prädikant angestellt. In Eßlingen hielt zwar noch der durch kaiserliche Gnaden auf die katholische Seite gezogene und dort festgehaltene Bürgermeister Holdermann die Reformation zurück und bereitete der evangelischen Predigt möglichst viel Schwierigkeiten; aber die Bürgerschaft verlangte immer stärker darnach. Der schwäbische Adel, die Fürstenberg, Thumb von Neuburg in Köngen und Stetten, Neipperg in Schwaigern beriefen und schützten evangelische Prediger. Philipp von Rechberg las auf Schloß Ramsberg die Bibel und schützte den aus Göppingen vertriebenen Prädikanten Cleß. Die Herren von Hohenlohe ließen es wenigstens hingehen, wenn einzelne Pfarrer evangelisch predigten. Wenn sie auch 1526 den Pfarrer Reuß von Pfitzingen nötigten, seiner Pfarrei zu entsagen, weil er die Messe als unchristlich abgetan und sich „ehe es in diesem Bistum erlaubt und ungefragt in ehelichen Stand begeben", so taten sie ihm wenigstens kein Leid und lieferten ihn auch nicht nach Würzburg. In Ingelfingen aber konnte Chyträus ungestört bis 1531 wirken.

Im östreichischen Land und in den geistlichen Gebieten blieb alles beim alten, schärfster Druck von oben und trotzdem immer neues Aufkommen ketzerischer Regungen. Das ist bemerkenswert, daß auch jetzt noch, da die Sache schon ins zweite Jahrzehnt spielt, die alte Kirche völlig machtlos ist; ihre Kraft erscheint wie gelähmt. Die Bischöfe mögen verordnen und Hirtenbriefe erlassen und zitieren; man hört nirgends mehr auf sie und verlacht ihre geistlichen Strafen. Endlose Prozesse gegen Alber und andere abtrünnige Priester führten zu keinem Ergebnis. Es war ja auch gegen die Menge der Abgefallenen gar nicht aufzukommen. Das Eingreifen des schwäbischen Bundes in Religionssachen, das wohl etwas schneller und gründlicher zum Ziele führte, als das Reichskammergericht, verbaten sich die Reichsstädte seit dem Nördlinger Bundestag von

1527 sehr energisch. Die Fahnenflucht der besseren und begabteren Mitglieder des Klerus dauerte fort. Der Nachwuchs blieb aus. Schon wurde es schwierig, für Städte wie Schorndorf katholische Pfarrer zu bekommen. Auch eine Reform des Unterrichts an der Universität Tübingen konnte dem nicht abhelfen, obgleich man dem Bibelstudium nun mehr Raum gewährte. Die Jugend zog es zu den reineren Quellen biblischer Wissenschaft. Ein Stimmungsbild aus Wirtemberg gibt der Bericht des Dekans Steimlin von Echterdingen an den Bischof vom April 1527. Die Untertanen, erzählt er, sind vielfach ungehorsam, etliche heimlich, andere öffentlich. Etliche verweigern den Beichtvätern die Uebernahme der Bußen und zwingen sie mit Drohworten zur Absolution. Andere beichten gar nicht dem Priester, sondern sagen, sie haben Gott gebeichtet. Verweigert man das Sakrament, so wenden sich die Leute an Orte, wo man lutherisch ist, d. h. nach Eßlingen. Denn die lutherische Meinung hat bei den Nachbarn gewaltig eingewurzelt und die Pfarrkinder haben großen Zugang zu ihnen. Die Pfarrer sind in übler Lage. Auf der einen Seite legt ihnen die Obrigkeit unerhört schwere Steuern auf. Viele arme Priester sind nach dem Bauernkrieg grausam verderbt, verjagt, gefoltert, gehenkt worden. Auf der andern Seite schwindet ihr Einkommen, weil ihnen die Pfarrkinder weder Opfer noch Zehnten geben wollen. Das gemeine Volk spricht: „die Pfaffen haben uns um das unsrige beschissen und betrogen. Alle Andacht ist erloschen". Auch in Eßlingen wurden die Pfarrer genötigt, alle bürgerlichen Lasten zu übernehmen. Ja von allen Gegenden des Landes kamen die betrüblichen Klagen der armen Landpfarrer; man gewinnt den Eindruck, daß sie unter dem Druck von oben und der Verachtung von unten kaum mehr existieren konnten. Das waren unhaltbare Zustände. Aber wer sollte abhelfen? Nicht durch geistige Kraft mehr hielt sich das Gerüste der alten Kirche. Nur durch die weltliche Macht, die ihren Schutz teuer genug verkaufte, durch das Haus Oestreich, den schwäbischen Bund, aristokratische Stadträte erfocht sie traurige und nutzlose Siege. Die letzte Hoffnung war der Kaiser. Aber der lag jetzt eben mit dem Papst im Krieg. Seine Landsknechte plünderten Rom und riefen in St. Peter Luther zum Papst aus. Wahrlich ein Fastnachtsstück der Weltgeschichte!

Doch der werdenden evangelischen Kirche entstanden neue Feinde aus dem Boden, in dem die Wurzeln ihrer eigenen Kraft lagen. Luthers kühnes Auftreten hatte die Geister gelöst. Die Religion war ja jetzt nicht mehr das besondere Eigentum einer mit aller Herrlichkeit der Welt umgebenen Priesterschaft, die zufrieden war, wenn die Laien sich ihr unterwarfen, oder sich doch ihr Wirken ruhig gefallen ließen. Luthers Glaube war die freie That des Gemüts und er forderte jeden Einzelnen auf, sein inneres Erlebnis nachzuerleben und ebenso innerlich frei ihm zuzustimmen. Die Glaubensfreiheit des Einzelnen folgte aus dem Wesen dessen, was Luther erlebt hatte und aussprach. Wohl begehrte Luther nicht schrankenlose Geistesfreiheit. Er unterwarf sich dem in der Schrift geoffenbarten Willen Gottes, aber nicht, weil es geschrieben stand und weil die Bibel dies Ansehen von altersher hatte, sondern weil sich die Wahrheit seinem Gewissen als wahr bezeugte. Darum bewies er auch oft dem Buchstaben der

Schrift gegenüber eine großartige Freiheit. Er nahm heraus, was ihm wertvoll war, was „Christum treibt“. Den Jakobusbrief aber schalt er eine stroherne Epistel und die Offenbarung Johannis ein jüdisches Buch. Wie, wenn nun andere Geister in der Schrift andere Wahrheiten entdeckten! Wie wenn andere auch gar nicht geneigt waren, überhaupt eine frühere Offenbarung Gottes als maßgebend anzuerkennen, sondern kraft ihres eigenen Geistes Propheten oder Narren zu sein begehrten! Und dieser Fall trat unvermeidlich ein. Man hatte doch auch schon vor Luther die Bibel studiert, nur mit anderen Augen als er, und sich mit Reformgedanken getragen. Ja so alt die Kirche war, ging auch der Widerspruch gegen sie neben her wie ein Schatten. Luthers Auftreten schaffte Raum auch für solche, die kaum oberflächlich von ihm berührt waren. Ihre Wurzeln lagen im kirchlichen Altertum, im Mönchtum und in den Sekten des Mittelalters.

Schon seit 1521 lag Luther im Kampf mit den „Schwarmgeistern“ in Sachsen. Bald entbrannte der Kampf noch heftiger in Zürich, zwischen den Radikalen und Zwingli, der seinerseits bei Luther im unüberwindlichen Verdacht der Schwärmerei stand. Auch in Schwaben haben wir schon im Bauernkrieg gesehen, wie mancherlei Strömungen durcheinander gingen. Das zeigte sich erst recht, als es sich darum handelte, neue kirchliche Ordnungen aufzurichten. Diese vielen Geister unter einen Hut zu bringen, war keine Kleinigkeit. Vielmehr trat jetzt der geschlossenen evangelischen Volkskirche statt einzelner Schwarmgeister eine geschlossene Partei gegenüber, die sich um das Zeichen der Wiedertaufe sammelte, d. h. der Taufe der Erwachsenen mit Verwerfung der Kindertaufe. Aufs schärfste betonten die Wiedertäufer den Gegensatz gegen die römische Kirche. Mit allen Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes machten sie ein Ende, auch mit Wort und Begriff eines Sakraments. Kirche, Gottesdienst, Predigtamt brauchten sie nicht. Gerade die Heimlichkeit, die Aufregung der nächtlichen Versammlungen, der Reiz verbotener Wald- und Bergpredigten, das war ihr Element. Die Gemeinde der Heiligen galt es zu sammeln aus der verderbten Welt. Darum wurden erst die Erwachsenen getauft

Ulrich Zwingli.
Nach einem alten Holzschnitt.

auf den Glauben, den sie schon hatten, nicht die Kinder auf den Glauben, den sie erst einmal haben sollten. Zu Staat- und Weltleben sollten die Kinder Gottes keine Beziehung mehr haben. Der Obrigkeit gehorchen sie, aber sie schwören keinen Eid, übernehmen kein Amt und leisten keinen Kriegsdienst, selbst nicht gegen den Türken. Die Gläubigen haben Gütergemeinschaft nach dem Vorbild der ersten Gemeinde in Jerusalem. Gleich den ersten Christen warten sie auch auf das nahende Ende der Welt und die herrliche Wiederkunft des Herrn, der seine arme Gemeinde zur Herrschaft über die Welt erheben und den Tyrannen und den Reichen ihren Lohn geben wird mit Schrecken. Im Jahr 28 in der Rebenblüte sollte der Herr kommen, lehrte man in Eßlingen. In solche Zukunftsträume flüchtete sich nach dem Mißlingen des Bauernkrieges der enttäuschte Freiheitsdrang des Volkes. Es wurde die Religion der armen Leute, der Weingärtner, der Webergesellen. Da über der harten Arbeit zu sinnen über den Bildern der Offenbarung Johannis und über den Eingebungen des Geistes, wie sie die neuen Propheten mit zündender Beredsamkeit von sich gaben, das war etwas, was dem grüblerischen, hochfliegenden Sinn des schwäbischen Volkes entsprach. Die evangelischen Prediger galten als kunstlose Zimmerleute. Daß von dem Predigen in Wittenberg keine Besserung komme, war der Vorwurf gegen Luther. Er wiederholt sich überall, wo die Täufer die evangelische Kirche kritisieren. Es ist der Widerspruch eines hochgespannten Ideals von Heiligkeit und Weltflucht und eines innigen Gemeinschaftsbedürfnisses gegen die große Volkskirche bis heute. Merkwürdig vereinigten sich bei den Täufern die Gegensätze: auf der einen Seite sklavisches Halten am Buchstaben der Schrift, mit dessen Hilfe man vornehmlich die Kindertaufe bestritt, daneben schrankenlose Freiheit des Geistes: „Habt ihr die Salbung des Geistes, so könnet ihr auch die Schrift urteilen und alle Geheimnisse Gottes", predigte Reiblin. Sie stehen im schroffsten Gegensatz gegen die römische Kirche und ihre Weltflucht ist echt mönchisch. Lauterste Frömmigkeit ist bei ihnen und daneben der Fall von der höchsten Höhe der geistigen Freiheit in die Tiefe des Fleisches. Friedliche Dulder und Märtyrer, aus deren Mitte doch die wildesten Umsturzgedanken auftauchen. Wenn der Herr verzieht zu kommen, so werden seine Gläubigen zu blutigen Streitern Gottes, die sein Reich aufrichten auf Erden. $3^1/_2$ Jahre nach dem Bauernkrieg, so lehrte Hut, werde der Herr den Seinigen das Racheschwert in die Hand geben.

Von der Schweiz verjagt kam nach verschiedenen Irrfahrten Wilhelm Reiblin, ein Rottenburger Kind, als Hauptapostel nach Württemberg herein. Er galt schon in der Schweiz als der „Anfänger im Tauf". Als einen Mann von nicht gerader diamantener Zuverlässigkeit schildert ihn der mild denkende Straßburger Reformator Capito. Er war ein vortrefflicher Wühler und Hetzer von hinreißender Redegabe, der es verstand, Macht über die Gemüter zu gewinnen. Als der „Hirte Wilhelm" herrschte er mit unumschränkter Gewalt wie je ein Papst über die Seinigen. Aber es fehlte ihm die innere Wahrhaftigkeit, die die echte Größe des Predigers ausmacht. Bei ihm wurde es deutlich, daß er den eigenen Geist mit Gottes Geist verwechselte. Vor allem wußte er sich stets klug zur rechten Zeit in Sicherheit zu bringen. Auch

seine Auffassung von der Gütergemeinschaft war nicht ganz reinlich und zweifelsohne. Er kam Anfang 1526 nach Rottenburg und Horb. Bald rief er seinen Genossen Sattler herbei, der in Horb sein Quartier aufschlug. Michael Sattler ist eine edlere Gestalt. Er war Mönch in St. Peter auf dem Schwarzwald gewesen. Aber ernstliches Bibelstudium und die Zuchtlosigkeit seiner Klosterbrüder entleidete ihm den Mönchsstand. Da trat er aus und nahm ein Weib, ohne doch im übrigen seine streng asketischen Grundsätze aufzugeben. Die Religion war ihm nicht Luthers Glaubenstrotz und Zuversicht auf den gnädigen Gott, sondern die mystische Gelassenheit, die stille Versenkung in das Meer der ungeschaffenen Gottheit. Er war es, der im Februar 1527 die große Brüderversammlung zu Schlatten am Randen berief und die dort angenommenen Grundartikel der heiligen Brüder- und Märtyrergemeinde bestimmte. Sie zeichnen sich aus durch ihre streng sittliche Haltung und das Fehlen aller Gedanken an gewaltsame Weltumwandlung. Ernst zu machen mit dem Kreuz Christi, das ist der Grundgedanke. Die Weltverleugnung wird zur trotzig-demütigen Herausforderung des Martyriums. Die Gemeinde übt eine strenge Auswahl: die Taufe wird nur denen erteilt, welche die Buße und die Aenderung des Lebens gelernt. Alle päpstlichen und widerpäpstlichen Werke, Gottesdienste und Kirchenbesuch, aller Verkehr in Wirtshäusern, Uebernahme von Bürgerrechten und Lasten ist ihnen verboten. Die Gemeinde wählt ihren „Hirten" selbst. Ist sie verwaist, wird der Hirte durch das Kreuz zum Herrn geführt, so soll an seine Stelle alsbald ein anderer gewählt werden. Der „Christ" darf weder Recht nehmen, noch Recht geben bei den Ungläubigen, noch als Obrigkeit über Ungläubige richten. In der Vollkommenheit Christi gibt es keine leibliche Strafe, nur Ausschluß aus der Gemeinde mit der Ermahnung nicht mehr zu sündigen. Denn der sanfte und demütige Christus wollte auch das ehebrecherische Weiblein nicht versteinigen lassen nach dem Gesetz, sondern verzieh und ermahnte sie, nicht mehr zu sündigen. Der Christ hat in der Welt nur zu leiden und das Kreuz zu tragen. Der Weltmenschen Häuser und Wohnungen sind bleiblich in dieser Welt, die der Christen aber im Himmel. Aehnlich lautet Sattlers schönes Kreuzlied:

„Als Christ mit seiner wahren Lehr
Versammelt hätt ein kleines Heer,
Sagt er, daß jeder mit Geduld
Ihm täglich 's Kreuz nachtragen sollt:

Weil mich die Welt ein bösen Geist
Und argen Volksverführer heißt,
Auch meiner Wahrheit widerspricht,
So wird sie's Euch auch schenken nicht.

Euer Elend, Furcht, Angst, Not und Pein
Wird Euch dort große Freude sein
Und diese Schand ein Preis und Ehr
Wohl vor dem ganzen Himmelsheer."

Ueberall regten sich jetzt die Täufergemeinden. In ganz Wirtemberg, in Tübingen, Böblingen, Stuttgart tauchen sie auf, in Gmünd, in der Gegend von Aalen, in

Michael Sattlers Märtyrertod in Rottenburg. (S. 78.)

Waldsee und Isny. Nach Heilbronn ging Hans Klüpfelin von Stuttgart, um dort zu werben. Im Fränkischen um Rothenburg und Crailsheim fand Huts Lehre Eingang. Man begann dort den Kommunismus zunächst mit der Weibergemeinschaft. In Ulm saß ein ausgesprochen wiedertäuferischer Zunftmeister, Hans Müller, im Rat. Eßlingen und seine ländliche Umgebung, Hegensberg, Uhlbach waren ein Hauptsitz des Täufertums. Hieher kam Reiblin und viele wandernde Täufer von Augsburg, Memmingen und der Christoph von Wien. Zu Hunderten ließen sich die Leute taufen. Auch der 50jährige Zunftmeister der Weingärtnerzunft, Leonhard Lutz, empfing die Taufe. Selbst der Bürgermeister Anton Fleiner wurde verdächtig. Sie hielten fest zusammen, hatten Zeichen an den Häusern und grüßten sich mit dem biblischen Gruß: Der Friede Gottes sei mit Dir.

Der Todesfreudigkeit der „Christen" wurde bald Gelegenheit gegeben, sich zu erproben. Strengste Strafmandate des Reiches ergingen gegen die böse Sekte. Ihre stille Gelassenheit und völlige Gleichgiltigkeit gegen Staat und Politik erschien ebenso staatsgefährlich, wie das kaum gedämpfte revolutionäre Feuer Münzers und Karlstadts. Sie, deren Glauben kein Reichsfürst teilte, waren vogelfrei; kaum daß die bittende Stimme der Menschlichkeit sich je und je für sie hören ließ. Sie wurden gehetzt wie das Wild im Walde. Das Brennen, Köpfen und Henken nahm einen Aufschwung wie kaum nach dem Bauernkrieg. Den Anfang machte, wie billig, das Haus Habsburg. Im Februar 1527 hatte man im Hohenbergischen die Täufergemeinden entdeckt, nachdem es ihnen bis dahin gelungen war, verborgen zu bleiben. Als Sattler vom Randen ahnungslos nach Horb zurückkehrte, wurde er mit seiner Frau und vielen andern, darunter auch Reiblins Frau, gefangen. Reiblin rettete sich nach Reutlingen. Bei dem Prozeß, der mit allen Förmlichkeiten in Rottenburg geführt wurde, verteidigte sich Sattler würdig und gewandt. Der Bericht darüber liest sich wie eine Wiederholung des ewig denkwürdigen Prozesses vor Pilatus. Den Gerichtshof lehnte Sattler ab. Er forderte Berufung von Gelehrten und ein Religionsgespräch über die Bibel. Auch die Täufer seien bereit, sich aus der Bibel weisen zu lassen. Gegen die zornigen Drohungen des Vorsitzenden, des Stadtschreibers von Ensisheim, „der Henker wird mit Dir disputieren", hatte er nur die Erwiderung: „Was Gott will, wird geschehen". Allen Schmähreden begegneten die Gefangenen mit ruhigem Schweigen. Nur als einer der Landsknechte fragte, warum denn Sattler nicht im Kloster ein Herr geblieben sei, antwortete er: „Ich wäre nach dem Fleisch ein Herr gewesen, aber es ist besser so, ich habe einen guten Tausch gemacht". Das Urteil lautete, der Henker solle ihm Michael Sattler die Zunge ausschneiden, dann ihm siebenmal mit glühender Zange Stücke aus dem Leibe reißen, darnach ihn als einen Erzketzer zu Pulver verbrennen. Dieses greuliche Bluturteil wurde am 21. Mai genau vollzogen. Auf dem Marktplatz wurde ihm ein Stück der Zunge abgeschnitten. Dann wurde er auf einen Karren geschmiedet und zur Stadt hinausgeführt. Er konnte noch reden und betete zu Gott für seine Verfolger. Als er auf die Leiter gebunden wurde, um in den schon brennenden Holzstoß hineingeschoben zu werden, mahnte er das Volk und seine Richter zur Buße

und betete: „Allmächtiger ewiger Gott, du bist der Weg und die Wahrheit. Weil ich von niemand unterwiesen bin, will ich durch deine Hilfe bis auf diesen Tag die Wahrheit bezeugen und mit Blut besiegeln". Aus den Flammen heraus hörte man noch seinen Ruf: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände". Am Abend desselben Tages sollten vier seiner Gefährten enthauptet werden. Als sie schon vor dem Scharfrichter knieten, erschien ein Eilbote vom Reichsregiment, wenn sie von ihrer Sache abstehen, sollen sie durch des Kaisers Gnade erlöst werden. Allein sie erklärten, Gottes Gnade sei ihnen lieber, als die Gnade der Menschen. Der vierte wurde angesichts der blutigen Leichen noch einmal zum Widerruf aufgefordert. Er erwiderte: „Hätte ich sieben Köpfe, ich wollte sie alle um des Namens Christi willen herhalten" und starb gleich den andern. Zwei Tage nachher wurde Sattlers Frau, trotz allen Zuredens standhaft, im Neckar ertränkt. Man nannte das die dritte Taufe. Den übrigen Frauen brach jetzt der Mut. Sie leisteten den verlangten Eid auf die Bibel: sie wollen glauben, daß Christi Fleisch und Blut im Sakrament des Altars und die Kindertaufe rechtmäßig sei, auch halten und glauben alles, was die römische Kirche aufsetze. Dann mußten sie das Land meiden. Daß Sattlers Tod das ungerechte Ende eines Gerechten gewesen, „eines lieben Freundes Gottes trotz aller seiner Irrtümer", wie Capito schrieb, das war der Eindruck bis weit in die Reihen der Evangelischen hinein. Sogar einer der Richter, Klaus von Graveneck, beschrieb seinen Todesgang mit aufrichtiger Bewunderung.

Der schwäbische Bund nahm sich ebenfalls der bedrohten Religion an und stellte 400 Reiter auf, die das Land abstreiften und alle Täufer, auch die Widerrufenden, kurzerhand aufknüpften. Man nahm es dabei nicht allzugenau mit dem Glaubensbekenntnis. Mancher gute Lutheraner mochte unter dem Vorwand der Wiedertäuferei mitgefangen werden. Die verheirateten Prädikanten hatten wieder böse Zeiten. Die östreichische Regierung sprach mit absichtlicher Zweideutigkeit von lutherischen Wiedertäufern. Der Bundeshenker Aichelin war wieder der Ausleger des Evangeliums. Auf dem Mantelhof bei Aalen überfiel er mit seinen Reitern eine Versammlung der Täufer zur Weihnachtszeit 1530 und tötete ihrer 17. Den Hofbauern und seinen Sohn hängte er an die Linde von Essingen. Den Hof brannte er nieder und führte das Vieh als gute Beute mit fort. Der Rat von Gmünd rief des Bundes Hilfe in seiner Täufernot an. Es gab einige Hinrichtungen. Aber gegen die Festigkeit der Täufer war nicht aufzukommen. Man konnte sie doch nicht alle totschlagen. Der Rat wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er von Göppingen den lutherischen Prädikanten Franz Kircher kommen ließ. Der sollte sie bekehren. In Eßlingen probierte mans lange mit kleinen Mitteln, zuletzt mit Fingerabhacken. Aber als der Zuberhans von Hegensberg vor der Folter aussagte, daß die Täufer mit Zuzug aus der Schweiz sich bei Reutlingen versammeln wollen zu gewaltsamer Revolution, da schritt man auch hier zu Hinrichtungen. Im Winter 1530 machte die wirtembergische Regierung einen merkwürdigen Fang. In die wilde Felsenschlucht des Herrlinger Lautertals hatte sich der Augsburger Kürschner Augustin Bader mit wenigen Genossen den Winter über zurück-

gezogen, um an Ostern seine Apostel auszuschicken zur Verkündigung des 1000jähr. Messiasreiches. Messias wollte Bader selbst nicht sein, wohl aber Vater des Messias. Sein Söhnlein, das ihm in der Waldwildnis geboren wurde, sollte der Auserkorene Gottes werden. Schon lagen Krone, Szepter und Schwert für ihn bereit, in Ulm beim Goldschmied für 200 fl. erkauft. Da verriet der Müller von Lautern seine Gäste. Und der arme Narr wurde in Stuttgart mit seinem eigenen Königsschwert enthauptet.

Die Evangelischen zeigten doch — zu ihrer Ehre seis gesagt — ihren erbitterten Gegnern gegenüber so viel Gerechtigkeitsgefühl, daß ihnen dies Morden und Brennen widerstrebte. Besonders scharf sprach sich Brenz dagegen aus: Der Glaube geht die Obrigkeit nichts an, sofern er Herzenssache ist, auch nicht wenn es ein solcher Glaube ist, daß Böses, Aufruhr und dergleichen daraus folgen kann. Mit dem Glauben muß auch das öffentliche Bekenntnis des Glaubens frei sein, sofern es nur eines Jeden Herz und Gemüt für seine Person anzeigt. Erst mit Zusammenrottungen hat sich die Obrigkeit zu befassen und sich zu entscheiden, ob sie solche dulden will oder nicht. Aber auch dann ist die Todesstrafe nicht anzuwenden. Die geistliche Sünde ist so subtil und das weltliche Schwert so grob und fleischlich, daß man sie damit nur stärkt, nicht schwächt, und die Gefahr des Mißbrauchs ist zu groß, das lehrt die Erfahrung der Geschichte. „Darum ist es besser, es werde 4- oder 10mal ein unrechter Glaube geduldet, denn nur einmal ein rechter verfolgt". Reutlingen war mutig genug, Reiblin und die andern flüchtigen Rottenburger nicht auszuliefern. Die Prediger besprachen sich freundlich mit Reiblin; er war ihr Gast. Wenn es auch bei ihm nichts half, so gelang es Alber, den Eßlinger Lutz, der in Reutlingen Zuflucht gesucht hatte, mit seinen Genossen durch vernünftige Belehrung von der Unhaltbarkeit seiner Ideen zu überzeugen, und so auch dem Eßlinger Täufertum einen tödlichen Stoß zu geben. In Reutlingen selbst, obgleich dort kein Ketzer gebrannt wurde, fand das Täufertum keinen rechten Boden, auch in Hall nicht.

Mit dem Jahr 1530 war der Höhepunkt der Bewegung schon überschritten. Aber aus dem ungastlichen Heimatland zogen Scharen von Frommen, wie so manchesmal später aus dem sektenreichen Württemberg, gen Osten, zu Fuß und zu Schiff die Donau abwärts nach Mähren ins gelobte Land der Heiligen, wo unter dem Schutz einiger adliger Herren freie Gemeinden sich bilden durften. Doch auch damals, wie so manchesmal, mißlang kläglich der Versuch, die heilige Gottesgemeinde in irdischer Wirklichkeit herzustellen, und endete in Streit und Zank. Reiblin, der vielgewandte, bekehrte sich in seinen alten Tagen noch zur Messe. Die Bildung der evangelischen Kirche wurde durch diese Stürme zwar schwer gefährdet, doch nicht gehindert. Ein Gutes brachte die Sache jedenfalls: Die Täufer mit ihrem ernsten Sinn und ihrer strengen Zucht nötigten auch ihre Gegner, alle Kraft zur Besserung des sittlichen Lebens in ihren Gemeinden einzusetzen.

Aber auch unter denen, die willens waren, auf dem Boden der bestehenden Kulturwelt und des bestehenden Staates mitzuarbeiten an dem Aufbau einer reineren, dem Geist des Neuen Testaments besser entsprechenden Kirche, bestand leider keine Einigkeit.

Es ist der seit 1523 hervorgetretene Gegensatz zwischen Luther und Zwingli, der seit 1525 auch in die ruhige Entwicklung der Reformation in Schwaben störend eingriff. Von Luther hatten alle Vertreter des Evangelismus das Beste gelernt, zu der Zeit, da ihn Rychard in Ulm als den neuen Elias feierte und Stifel als den Engel der Offenbarung, und eine Volksschrift ihn mit den drachentötenden Riesen der alten Volkssage verglich. Von daher stammte die Gewohnheit, nach Wittenberg zu blicken und auch den Weg nach dem fernen Sachsen nicht zu scheuen. Es war denen, die Luther frei gemacht hatte vom Joch päpstlicher Satzungen, schwer gemacht, wider ihn zu stehen. Mitten in der Hitze des Streites schrieb Sam, daß er Luther immer noch erkenne als treuen Diener Gottes, durch den Gott vielen und auch ihm die Erkenntnis der Wahrheit verliehen habe. Aber auf der andern Seite war man verbunden mit Oekolampad und Zwingli und der Schweiz durch ältere und enge Bande der persönlichen Freundschaft, der Volksart und des Verkehrs und in den Reichsstädten des Südens auch der Staatsform und der Politik. Immer lockte die Städte die Freiheit der Eidgenossenschaft, die ihrerseits auf Erweiterung ihrer Grenzen stets bedacht war. Eben in jener Zeit schlossen sich nacheinander Schaffhausen, Rottweil, Konstanz, Basel, Straßburg in engerem oder weiterem Bunde der Eidgenossenschaft an. Es war ein unnatürlicher Riß, als man nun zwischen Wittenberg und Zürich wählen sollte in persönlicher Entscheidung. Schwaben wurde zum Kampfplatz, jede Stadt, ja jede Seele zum Zankapfel der streitenden Parteien.

Der Gegensatz war am Abendmahl ausgebrochen. Da wollte Zwingli mit dem Zauber der Messe gründlich aufräumen und bestritt die leibliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl. Zu diesem Zweck mußte er die Einsetzungsworte: „Das ist mein Leib", symbolisch erklären, d. h. er mußte sagen, das Brot ist nur ein Sinnbild des Leibes Christi, „das bedeutet meinen Leib". Das Abendmahl wurde zur klaren und schlichten Gedächtnisfeier der gläubigen Gemeinde und zum Liebesmahl nach altchristlicher Weise. Der Hauptwert fiel auf das Tun der Menschen, die sich zur Gemeinde Christi durch Teilnahme an der Gemeindefeier bekennen und „Christi Tod verkündigen". Luther aber wollte von dem Glauben nicht lassen, daß Leib und Blut Christi wahrhaftig und wirklich ausgeteilt werden. Die Gewißheit des Heils und damit auch das einzige, was not ist, schien ihm zu stürzen, wenn man verständig trennte Sinnbild und Sache. Er wollte kein bloßes Zeichen, sondern die Sache, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Darum hielt er sich an das Wort, wie es geschrieben steht, „das ist mein Leib". Der Hauptwert fiel auf das göttliche Tun und Geben. Der Mensch empfängt nur und nimmt an die unumstößliche Gewißheit der vergebenden Gnade Gottes. Im Abendmahl blieb so etwas Geheimnisvolles, Mystisches, das mit keinem Wort und mit keiner Logik deutlich gemacht werden kann: die Verbindung von Brot und Wein mit Leib und Blut Christi. Durch eine Hintertüre konnte der ganze mystische Schauer der greifbaren Gegenwart Gottes auf dem Altar, wie in der katholischen Messe, wieder hereinkommen, was Luther freilich nicht gewollt hat, der im kleinen Katechismus schreiben konnte: „Essen und Trinken tuts freilich nicht, sondern die Worte so da stehen, für Euch gegeben und vergossen zur Vergebung

der Sünden". Aber gerade um dies Geheimnisvolle, um den Sinn der Einsetzungsworte, drehte sich der Streit verzweiflungsvoll im Kreise. Zwingli mußte ein Schwärmer sein, der mit willkürlichem Geist den Buchstaben der Schrift meistert und ein verstandesdürrer Aufklärer, der mit menschlicher Vernunft das Geheimnis des Glaubens entweiht. Luther aber wurde zum halben Papisten und Scholastiker gestempelt, der aus unbegreiflichem Eigensinn vor der Hauptfestung des Papstes, dem verbroteten Gott in der Messe, stehen bleibe. Der Streit ums Abendmahl konnte freilich nur deswegen so stark werden, weil zwischen Luther und Zwingli noch tiefere Gegensätze lagen, besonders in dem verschiedenen Grad des Einflußes humanistischer Bildung auf beide. Die Politik wirkte verbitternd von Anfang an. In Sachsen dachte man reichstreu und kaiserlich. Luther hatte eine der zwinglischen ähnliche Abendmahlslehre zuerst aus Karlstadts Mund gehört und war daher von vornherein mißtrauisch. Was aber auch zwischen Luther und Zwingli stehen mochte, kein solcher Unterschied bestand zwischen Männern wie Brenz, Lachmann, Alber, Althamer auf der einen, Oekolampad, Sam, Blarer, Butzer auf der andern Seite. Diese standen sich vielmehr von Jugend auf nach Bildung, Entwicklung und Volksart so nahe, daß es schwer begreiflich ist, wie unter ihnen die Abendmahlslehre zur alles entscheidenden, kirchentrennenden Frage werden konnte. Die einzige Erklärung ist der Eindruck der einzigen, weit überragenden geistigen Größe Luthers, unter dem sie alle standen, dem aber die ausgesprochenen Lutheraner so weit nachgaben, daß sie Luther um jeden Preis folgen wollten.

Flugblatt gegen Martin Luther.
Nach einem alten Holzschnitt.

Schon Karlstadt hatte auch mit seiner Abendmahlslehre Beifall in Schwaben gefunden. Allmählich suchte Zwingli Einfluß zu gewinnen, zuerst durch ein offenes

Schreiben an Alber im Jahr 1524. Er glaubte schon fest, überall den größten Beifall zu finden. Alber aber wies Zwinglis Ansichten zurück und wandte sich nach Wittenberg um Belehrung. Ebenso wurde laut, daß Brenz seines verehrten Lehrers und Freundes Oekolampad Abendmahlslehre nicht billige. Da schrieb Oekolampad im Sommer 1525, eben um seine Freunde in Schwaben zu gewinnen, eine ausführliche Schrift über die Abendmahlslehre der ältesten Kirchenväter und widmete sie den schwäbischen Predigern. Die Antwort blieb nicht aus. Brenz versammelte seinen Freundeskreis, zu dem Lachmann, Schnepf, damals in Wimpfen, Germanus in Fürfeld und andere Prediger aus dem Kraichgau und der Gegend von Hall gehörten und verfaßte in ihrem Auftrag eine Abhandlung, Syngramma suevicum genannt, d. h. Gutachten aus Schwaben. Diese Schrift wurde von allen unterschrieben. Brenz trat somit als Rufer im Streit an die Spitze der lutherischen Partei. Luther selbst lobte die Schrift ausnehmend, obgleich die darin vertretene Abendmahlslehre noch nicht so ganz sicher und fest war. Das spätere Kennzeichen der echt lutherischen Lehre, die Behauptung, daß auch die Ungläubigen den wahren Leib Christi genießen, fehlte noch. Dazu kam man erst in der Hitze des sich nunmehr entspinnenden Federkriegs. Während Luther Brenz lobte und die Reutlinger durch ein Schreiben stärkte, entwickelten die Zwinglianer den größten Eifer, den in Reutlingen, Hall und Heilbronn verlorenen Boden durch sonstige Siege wieder zu gewinnen. Wirklich hörte Zwingli von überallher aus Deutschland, Frankreich und Italien, so auch aus Schwaben von großem Beifall seiner Lehre beim Volk und bei den Theologen. Es hing das zum Teil mit der eben damals so hochgehenden wiedertäuferischen Bewegung zusammen. Die Täufer standen der zwinglischen Abendmahlslehre im allgemeinen näher. In den oberschwäbischen Städten wirkte besonders der Einfluß Blarers von Konstanz her. In Rottweil, Gmünd, in Eßlingen, bei den zerstreuten Evangelischen in Wirtemberg fand Zwinglis Lehre Anklang eben wegen ihres scharfen Gegensatzes zur Messe und Transsubstantiation oder Verwandlungslehre. Die bedeutendste Eroberung aber machte die zwinglische Partei in Ulm, wo Konrad Sam sich mehr und mehr herüberneigte. Zwingli konnte im Jahr 1527 die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß seine Lehre in wenigen Jahren siegen werde.

Der Streit wurde mit steigender Erbitterung geführt. Die kleinen Parteigänger auf beiden Seiten schürten das Feuer am meisten. So ging unter dem Namen Sams, der freilich kräftige Ausdrücke liebte, eine Predigt im Druck aus, in der harte Worte standen wie: „Brot bleibt Brot, ob alte oder neue Päpstler darum tanzen“. Diese Predigt gab Schradin in Reutlingen Anlaß zu einem heftigen Schreiben gegen Sam. Dieser habe das Abendmahl zu einem Rübenmahl und einer Weinzech entweiht, hieß es darin. In seiner Antwort verwahrt sich Sam, daß er dergleichen gesagt habe, wie in jener gedruckten Predigt stehe. Er habe immer ehrlich vom Nachtmahl geredet. Schradin trage eine christliche Betrübnis zur Schau, „wollte Gott, es wäre ihm leid gewesen. Ich besorg aber, er habe große Freude daran gehabt und die eitel Ehr habe ihn getrieben, wider mich zu schreiben. Es tut uns Gesellen gar wohl, daß unsere Namen im Buchkram liegen, wie die Nesseln unter den wohlriechenden Kräutern“.

Damit hat Sam allerdings ein goldenes Wort zur Erklärung dieses und anderen Theologengezänkes ausgesprochen. Aber der Streit war jetzt offenbar geworden vor aller Welt. Schadenfroh benützten die katholischen Gegner die wunde Stelle. So versuchte eben im Jahr 1527 Eck einen wütenden Angriff auf Sam, „den Teufelsknecht, der mit ungewaschenen Händen die Schrift traktiert und wider alles Christliche seit der Apostel Zeiten her ganz freventlich, übermütig, trotzig und unverschämt tobt". Er wollte den Rat von Ulm einschüchtern mit schweren Drohungen, daß die Stadt Sams wegen allerhöchste kaiserliche Ungnade auf sich herabziehe, und benützte dazu die zwinglischen Neigungen Sams. Der gut lutherische Rat von Nürnberg aber half ihm getreulich mit dem Ratschlag, Sam zu entlassen wegen der Irrsal und Schwärmerei im Sakrament, daraus die Wiedertaufe folge, weiter, daß man Christus für einen schlechten Propheten halte, der nicht Gott, sondern nur Mensch gewesen, endlich, daß es keine weltliche Obrigkeit mehr gebe u. s. w. Sam stand doch zu fest in Ulm, als daß der Rat sich dadurch hätte bange machen lassen. Die Sache ging dahin aus, daß Eck von Sam, natürlich vergeblich, auf die Berner Disputation von 1528 eingeladen wurde, wohin sich Sam mit anderen schwäbischen Predigern begab, um fester als je im Zwinglianismus zurückzukehren.

Doch der Vorstoß Ecks gegen Ulm war kein bloßes Wortgefecht. Es schwebten allerlei Pläne in der Luft von gewaltsamem Vorgehen gegen die Evangelischen. Der Kaiser begann sich wieder ernstlicher mit deutschen Angelegenheiten zu befassen. Die Stimmung im Reiche wurde gewitterschwül. Da war Einigkeit den Evangelischen nötiger als je. Die vereinsamten süddeutschen Reichsstädte waren darauf am meisten angewiesen. Mit wem sollte man sich also vereinen, mit Sachsen und Hessen oder mit der Schweiz? Am liebsten natürlich mit beiden. Konstanz tat wenigstens das eine und schloß 1527 den Bund mit Zürich. Sonst aber kam nichts zustande. Nicht einmal Nürnberg, viel weniger Sachsen wollte mit zwinglischen Städten etwas zu tun haben. Der theologische Hader mischte sich in die Politik und mit der denkbar schlechtesten Vorbereitung zogen die Evangelischen auf den Speirer Reichstag von 1529, mit dem die zweite große Aktion Kaiser Karls V. in Religionssachen begann.

Es ist in den Frühjahrswochen des Jahres 29 in Speier kein Mittel der Drohung und der Diplomatenkniffe unversucht geblieben, in den Religionsstreitigkeiten, die alles Interesse gefangen nahmen und das Reich in der Betätigung seiner Macht gegen Türken und Franzosen empfindlich hemmten, Frieden zu schaffen im Sinne des Kaisers, d. h. es galt das Rad der Zeit rückwärts zu drehen, bis man sachte wieder in die verlassenen Geleise des Papsttums einlenkte. Dann erst konnte Deutschland ein brauchbares Glied im Weltreich Karls V. werden, dem Reich, in dem die Sonne nicht unterging. Im Unterschied vom vorigen Reichstag brachte diesmal Ferdinand, der seinen Bruder vertrat, schon von vornherein eine gut katholische Mehrheit zusammen. Diese Mehrheit war gewillt, den kaiserlichen Antrag anzunehmen, der verlangte, daß bis zum demnächst abzuhaltenden Konzil keine Neuerungen in der Religion vorgenommen, die Messe überall geduldet werden und keinem Geistlichen an seinen Rechten Eintrag geschehen solle. Ein

richtiger römischer Toleranzantrag, der in seiner Wirkung nicht nur die Ausbreitung des Evangeliums hemmte, sondern auch die mühsam begonnene Neuordnung der Kirche zertrümmerte und da, wo Messe und Papsttum längst der Verachtung verfallen waren, die alte unerträgliche Unordnung wieder einführte. Besonders schlau war der Zusatz, daß Wiedertäufer und solche, die der Lehre vom wahren Fronleichnam unseres Herrn Jesu Christi entgegen seien, nirgends geduldet werden sollen. Damit hoffte man die Evangelischen zu spalten und die Lutheraner zur Einwilligung in den Reichstagsbeschluß zu gewinnen. Es gab in der Tat Lutheraner, und leider war unter ihnen auch Melanchthon, die glaubten, durch Preisgebung der „Sakramentierer" sich das kaiserliche Wohlgefallen und freundliche Duldung verschaffen zu können. Und das zu derselben Zeit, wo Faber in Speier predigte, daß die Lutheraner schlimmer seien als die Türken. Noch auf dem Heimweg nach Wittenberg konnte sich Melanchthon gar nicht darüber trösten, daß man nicht die bösen zwinglischen Städte preisgegeben, daß man sie gar mit zur Protestation zugelassen habe. Die Macht der Tatsachen war doch stärker und die Ehrlichkeit der evangelischen Ueberzeugung größer als solche Bedenklichkeiten. Am 19. April, unmittelbar vor der Verkündigung des Beschlusses der Mehrheit erklärten mit Sachsen und Hessen auch die Städte, daß sie um des Gewissens willen nicht in den Reichstagsabschied willigen können. Nach vergeblichen weiteren Unterhandlungen versammelten sich am 25. die Gesandten von 5 Fürsten und 14 Städten und unterzeichneten eine feierliche Protestationsschrift, in der sie gegen diesen Beschluß des Reichstags an den Kaiser und an das Konzil appellierten. Mit gehobenem Mut, wie ihn das Bewußtsein eines freimütigen Bekenntnisses drohender Gefahr zum Trotz verleiht, reisten die Gesandten der schwäbischen Städte heim, die den Protest unterschrieben. Es waren Ulm, Isny, Reutlingen und Heilbronn. Das freie männliche Wort, mit dem sich jetzt die evangelischen Fürsten und Stadträte als würdige Schüler Luthers bewiesen hatten, fand lauten Widerhall in den Gemeinden. In Heilbronn wurde die Protestation feierlich in der Kirche verlesen. In Ulm schöpfte der Rat jetzt den Mut, eine wirkliche Reformation einzuleiten, und begann über die Kirchenordnungen der Schweizer und von Sachsen und Hessen genauere Erkundigungen einzuziehen. Biberach war in Speier nicht vertreten gewesen; jetzt brachte der Rat den Reichstagsabschied vor die Gemeinde und die Bürgerschaft schloß sich gegen eine kleine Minderheit, die hauptsächlich aus den Geistlichen, einigen Patriziern und 23 Schneidern bestand, der Protestation an. Die Haller Ratsboten hatten ohne Weisung des Rats, aber im Sinne der Mehrheit der damaligen Ratsmitglieder, schließlich in großer Angst, den Abschied unterschrieben. Es machte dies weithin den schlechtesten Eindruck; denn es war in der Tat die denkbar stärkste Verurteilung des eigenen reformatorischen Vorgehens. Luther sprach von Leuten, die vorhin das Evangelium vor Liebe haben fressen wollen, nun aber es verleugnen. Das war gar nicht nach dem Sinn Brenz' und seiner Kollegen, noch nach dem Sinn der Gemeinde. Brenz las seinen Ratsherren von der Kanzel herab gehörig den Text. Der Unwille der Bürgerschaft war so groß, daß die Verzagten aus dem Rat austreten mußten und Männer von entschieden evangelischer Haltung an ihrer Stelle gewählt wurden.

Aber was nun weiter tun in dieser unerhörten Lage. Denn daß man nicht nur die Reichstagsmehrheit gegen sich hatte, sondern auch den Kaiser selbst, an den man appellierte, das wurde mit jedem Tage klarer. Und dieser Kaiser, der sich eben rüstete, persönlich nach Deutschland zu kommen, war kein junges Blut mehr, wie vor 9 Jahren, von dem man hoffen konnte, daß er nur dem Einfluß böser Ratgeber unterliege, sondern ein Mann, gereift in schweren, kampf- und siegreichen Jahren. In Spanien hatte er eine Revolution gebändigt, Frankreich und den Papst besiegt. Nun hatte er Frieden geschlossen mit seinen Feinden und kam in der Fülle seiner Macht. Offen sagten die Katholiken heraus, was sie von ihm hofften und erwarteten. Nun war der Kaiser doch auch Obrigkeit, nicht eine als falsch und erschlichen erkannte, wie der Papst, sondern eine rechtmäßige. Bestand nicht ihm gegenüber auch die Pflicht des Gehorsams von Gottes- und Rechtswegen, von der man so oft gepredigt? Seltsam freilich mußten solche Bedenken den Staatsmännern jener Zeit erscheinen, die längst gewohnt waren, den Kaiser nur so weit zu achten, als man mußte. In einem Krieg gegen den Kaiser sah man nicht viel Anderes als in einem kleinen Krieg gegen irgend einen sonstigen Fürsten. Aber die evangelischen Theologen waren gewissenhafter. Wie Luther selbst, erklärten fast noch strenger Brenz und Lachmann, daß man dem Kaiser Gehorsam schuldig sei. Wenn er also das Evangelium verbieten wolle, so könne und dürfe man freilich hierin um des Gewissens willen nicht nachgeben. Aber Widerstand leisten dürfe man unter keinen Umständen, sondern müsse in Gottes Namen leiden, was diese Gehorsamsverweigerung über einen bringe. Die Sache des Evangeliums dürfe nicht mit Waffengewalt gefördert, auch nicht einmal verteidigt werden. Gott allein müsse und werde sie schützen. Das war ein hoher idealer Glaubenssinn, der so sprach. Aber das hieß doch dem kriegerischen Mut der Deutschen zu viel zugemutet und es war auch im Grund eine falsche Anwendung von Grundsätzen, die wohl für den Einzelnen gelten, auf die Politik der Staaten und Städte. Andere Lutheraner, wie Alber in Reutlingen, dachten darüber anders: Wenn der Kaiser sich dazu hergebe, dem Geiz des treulosen und gemeinschädlichen Papstes die freie deutsche Nation zu unterwerfen, so sei er als ein geschworener Hauptmann des Papstes zu betrachten und gehe seiner kaiserlichen Rechte über Deutschland verlustig. Das war die Sprache der Patrioten immer schon gewesen. Die Zwinglianer natürlich waren von solchen Skrupeln nicht geplagt. Zwingli selbst, als Schweizer, sah im habsburgischen Kaisertum von vornherein nur den Erbfeind der Freiheit.

Vorerst betrieb man also die Verbindung zur Gegenwehr mit größerem Eifer als je zuvor. Schon in Speier hatte der Landgraf mit den oberen Städten angeknüpft. Auch die Schweiz sollte mit hereingezogen werden, wo Zwingli Feuer und Flamme dafür war. Wie man gemeinsam protestiert hatte, so wollte man nun den Protest gemeinsam mit den Waffen aufrecht erhalten. Das schien so selbstverständlich, daß auch Sachsen und Nürnberg mittaten. Man trennte sich in Speier mit der Verabredung, bald zum endgiltigen Abschluß des Bündnisses wieder zusammenzutreffen. Im Juni kamen die Gesandten in Rodach zusammen, von Ulm Bernhard Besserer. Die Städte

und der Landgraf waren noch voll Eifer für die Sache und voll guter Hoffnung. Aber bei Sachsen war eine Umstimmung eingetreten. Luther hielt es für Unrecht, in einem Bündnis mit den oberländischen Städten zu sein. Da hätte man ja im Kriegsfall den zwinglischen Irrtum mit verteidigen müssen. Diese Ansicht Luthers war durchgedrungen bei Sachsen und seinen nächsten Gesinnungsgenossen. Man ging in Rodach unverrichteter Dinge auseinander und ebenso verliefen drei weitere Verhandlungen in Schwabach und Schmalkalden. Getreulich ritten die Städteboten immer wieder nach Thüringen hinein. Aber das schroff lutherische Bekenntnis zu unterschreiben, das ihnen Sachsen als Bedingung des Anschlusses vorhielt, konnten sie sich nicht entschließen. Vergeblich war ihre Berufung, daß sie nicht gekommen seien, theologische Artikel zu unterschreiben, sondern ein Kriegsbündnis abzuschließen, vergeblich ihre Erinnerung, daß man in Speier dergleichen nicht verlangt habe. Erst unterschreiben! war das harte Wort, das ihnen entgegenschallte. Nachdem alles gescheitert war, ließ der Landgraf noch einmal die Gesandten Sturm von Straßburg und Besserer von Ulm zu sich kommen. „Wie gefällt Euch die Handlung?" fragte er. „Nicht wohl" antworteten sie. „Ich sehe es dem Bürgermeister Besserer wohl an", sprach der Landgraf, „aber Ihr müßt ihm nicht also tun" und suchte sie zu trösten; wenn auch der Kurfürst von Sachsen sich von den Theologen beherrschen lasse, er werde jedenfalls den Städten mit Leib und Gut beistehen. Aber dieser Trost wollte nicht so recht verfangen. In tiefer Erbitterung über die Unzuverlässigkeit der Fürsten und die Engherzigkeit der Lutheraner ritten sie davon. Sie fühlten sich von Sachsen und Nürnberg verraten und verkauft. Erst habe man sie in Speier hineingelockt, mit zu protestieren und nun werden sie allein dem Zorn des Kaisers überlassen. Sie schämten sich fast, nach Hause zu kommen, mit solchen Erfolgen in der Tasche. Zu Hause erregte ihre Botschaft ebenso Empörung und Niedergeschlagenheit. Jetzt entfuhren auch Sam bittere Worte über Luther, der allerdings schließlich die Schuld trug: „Luthers Kunstgriffe haben es bewirkt; er hat seinem Fürsten geraten, mit uns müsse man keinen Bund schließen, sondern mit dem Schwert unter uns wüten. So weit ist der neue Papst gekommen!" Melanchthon aber triumphierte in Wittenberg, daß es ihm mit Hilfe Luthers gelungen sei, das drohende Gespenst des Kriegsbundes zu verscheuchen.

Daß es in Schmalkalden zu einem so kläglichen Ende kam, daran war auch der Ausgang des Marburger Gesprächs schuld. Nach langen Bemühungen hatte Philipp von Hessen es endlich dahin gebracht, daß die Häupter der beiden feindlichen Parteien Luther und Melanchthon mit Oekolampad und Zwingli im Oktober sich in Marburg persönlich zu einer Unterredung einfanden. Es war wie ein protestantisches Konzil. Denn außer den genannten waren noch viele andere Theologen geladen, unter ihnen auch Brenz, und andere waren ungeladen erschienen auf eigene Rechnung, wie Schradin von Reutlingen. Mit dem Landgrafen wohnte auch sein Gast Herzog Ulrich von Wirtemberg den langwierigen Disputationen mit Interesse an. Damals sahen sich Brenz und Herzog Ulrich zuerst und Ulrich ließ sich gerne von Brenz erzählen, was die zwei Todsünden in Wirtemberg seien, nämlich von Luther und von Herzog Ulrich

zu reden. Die landgräfliche Gastfreundschaft sorgte dafür, daß die Formen der Höflichkeit gewahrt blieben. Die Gegner kamen sich auch wirklich näher. Viele Mißverständnisse wurden aufgeklärt und schließlich eine Vereinbarung über 14 fast den ganzen Umfang der Glaubenslehre umfassende Artikel angenommen. Auch im 15. vom Abendmahl vereinigte man sich darin, daß der geistliche Genuß von Leib und Blut Christi hauptsächlich von nöten; nur ob auch Christi Leib und Blut leiblich im Sakramente sei, behielt man sich eine Verschiedenheit der Meinungen vor, nicht ohne die Hoffnung einer künftigen Vereinigung auszusprechen, wenn Gott Gnade gebe. Aber der Unterschied war Luther noch groß genug, die Bruderhand Zwinglis zurückzuweisen und zu Butzer sagte er das harte Wort: Ihr habt einen andern Geist als wir. Nicht mehr als christliche Feindesliebe wollte er dem andern Teil gewähren und sie als Ketzer des Namens Christi nicht würdig halten. Der größte Gewinn war das beiderseitige Versprechen, das heftige Schreiben wider einander nachzulassen.

Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen.
Holzschnitt von Hans Brosamer.

Die praktische Probe der christlichen Feindesliebe, die Luther den Zwinglianern zugestehen wollte, wurde in Schmalkalden gemacht: Kein Bündnis mit denen, mit welchen man in der „Lehre" nicht eins ist. Der Landgrafen Unionsversuch war zunächst in Theologie und Politik gänzlich gescheitert. Die schlimmste Wirkung hatte das in den schwäbischen Städten. Besserers Gedanken, die ihm in Schmalkalden der Landgraf am Gesicht abgelesen, waren: Es ist auf niemand Verlaß, darum jetzt keinen Schritt mehr weiter, nichts mehr reformieren, nichts unternehmen, was auch nur scheinbar gegen den Kaiser gerichtet ist, und abwarten, was geschieht. Dementsprechend faßte alsbald der Rat verzagte Beschlüsse, wie Sam klagte. Von der ersehnten Reformation, die schon eingeleitet worden war, war keine Rede mehr. Man freute sich

jetzt, daß man im Meßabschaffen noch so weit zurück war. Diese Stimmung der Verzagtheit ging durch alle Städte, wenigstens bei den verantwortlichen Räten, während die Gemeinden, von den Sorgen der hohen Politik weniger berührt, oft durch ihren Mut die wankenden Gemüter der Herren stärkten. In Heilbronn riet jetzt selbst Lachmann dem Rat, einen Gemeindebeschluß einzuholen und je nach dessen Ausfall von der Protestation zurückzutreten, da doch auch andere Städte, wie Hall und Augsburg, Evangelium und Reichstagsabschied wohl zu vereinigen wissen. Aber die Gemeinde, vom Rat darüber befragt, ersparte durch ihre Abstimmung der Stadt die Schande des Rücktritts.

Aller Fortschritt der Reformation war jedenfalls gehemmt. Das war die Frucht der sächsischen Politik, über die man in Wittenberg so große Befriedigung empfand. Zwingli und der Landgraf jedoch verloren den Mut nicht, kühne große Pläne zu spinnen, die darauf hinausliefen, die Macht des Hauses Habsburg und das römische Kaisertum, mit seinem päpstlich gesalbten Charakter überhaupt, zu stürzen. „Was hat Deutschland mit Rom zu schaffen". „Kaisertum und Papsttum sind beide von Rom". Das waren Zwinglis Gedanken, die er seinen Gesinnungsgenossen einzuprägen suchte und durch sie dem Volk, das unter ihren Kanzeln saß. Freilich lag darin die Gefahr, daß das Evangelium als Mittel zu politischen Zwecken benützt wurde, die doch recht fern davon lagen. Aber diese Vermischung ließ sich in dieser schlechten Welt überhaupt nicht vermeiden und sie ist auch auf der lutherischen Seite reichlich eingetreten, nur in anderer Weise. Im Hinblick auf diese Pläne empfahl der Landgraf den scheidenden Städteboten, jetzt wenigstens unter sich einen oberen Städtebund zu schließen mit der Schweiz als Rückhalt. Er wolle dann mit Sachsen im Bunde sein und dafür sorgen, daß im Ernstfall beide einander beistehen. Wieder begann also in den ersten Monaten des Jahres 1530 ein eifriges Hin- und Herreiten und Schreiben. Zwingli tat alles, was er konnte, den Reichsstädten vorzuhalten, daß der Kaiser nur unter dem Schein der Religion nach der Freiheit der Städte seinen Mund aufsperre; ob denn je ein Volk so töricht gewesen, einen fremden, weit hergeholten Tyrannen selbst auf die Schultern zu heben. Aber die Stadt, auf die es vor allem ankam, Ulm, war nicht mehr zu haben. Das Zutrauen auf den guten Willen und die Macht Zürichs war doch zu klein. Die Bedingungen des Bundes fand man hart und einseitig zu Gunsten der Schweizer. In der Tat war es recht zweifelhaft, ob es Zwingli gelingen werde, die Schweiz oder auch nur Zürich auf die Bahn einer großen, tatkräftigen und wagemutigen Politik zu drängen. Der entscheidende Städtetag in Biberach vom 31. Dezember bis 1. Januar 1530 verlief ergebnislos. Die lutherischen Artikel wollte man auch jetzt nicht annehmen. Wenn es darauf ankäme, menschlichen Artikeln zu gehorchen, äußerte sich Ulm, so wollen sie lieber den Papst zum Artikelmacher haben, als den Luther. Das lautere Wort Gottes sei ihr Bekenntnis, an das einst Luther selbst in seinem Kampf mit dem Papst appelliert. Aber auf den Schweizerbund ließ sich Ulm nicht ein. Allein, ohne Ulms Vorgang, wollte keine andere Stadt mit den Schweizern abschließen. Sam konnte nichts als verzweifelt klagen: „Die Herren vom Rat haben sich so geändert seit einem halben Jahr, daß ich sehr fürchte, sie möchten durch Ge-

schenke und verschiedene Versprechungen bestochen sein. Was liegt ihnen an Christus, die die Sklaven der Welt sind, dem Pomp, dem Luxus, der Jagd ergeben, unbekümmert, ob Christus oder der Widerchrist regiere". Die Oberländer und Zwingli konnten den zweifelhaften Trost haben, daß auch im Norden kein Bund zu stande kam. Dort war es die Frage über das Recht des Widerstands gegen den Kaiser, an der schließlich alles scheiterte. Reutlingen und Heilbronn waren auf dem vergeblichen Tag in Nürnberg vertreten, wo sich die Lutheraner zwar leicht über Luthers Schwabacher Artikel, aber sonst über nichts einigten. Es war ein böses Jahr gewesen. Der feste Ring der Protestierenden von Speier war zerbrochen. In gegenseitigem Mißtrauen, in banger Erwartung dessen, was der Kaiser beginnen würde, ungewiß über das eigene Verhalten, wie über das der Glaubensgenossen, zog man auf den Augsburger Reichstag.

Der Kaiser kam endlich im Mai von Italien her nach Innsbruck, wohin ihm die katholischen Fürsten entgegen reisten, um auf einem Vorreichstag schon das Nötige vorher abzumachen. Jetzt wollte Ulm im Wettkriechen um des Kaisers Gunst die Palme davontragen und „auch lieb Kind sein", wie die lutherischen Herren von Schmalkalden. Man sandte eine Deputation nach Innsbruck und ließ dem Kaiser sagen, Ulm habe dem Speierschen Abschied nicht zuwider gehandelt. Es war nicht unnötig, daß man zu einer so gewagten Behauptung den kaiserlichen Räten gehörig „Schmalz dazu tat". Inzwischen versammelte sich der Reichstag in Augsburg. Die evangelischen Fürsten waren zuerst zur Stelle, wohlgerüstet und mit stattlichem Gefolge, und wie die Stadt Augsburg schon längst durchaus evangelisch, wenn nicht wiedertäuferisch gesinnt war, so dachten auch die Fürsten keineswegs an zahmes Ducken. In allen Kirchen der Stadt predigten ihre Theologen. Die Altgläubigen sahen sich mehr als je vereinsamt. Die sächsischen Reiter begleiteten eine Prozession der Mönche mit Ochsengeblöck und die Lüneburger warfen abgenagte Knochen vom Fenster auf sie herab; der Bürger lachte dazu. Das war die Stimmung in Augsburg. Von den schwäbischen Städten waren alle vertreten, auch die kleinen, Ulm wieder durch Bernhard Besserer, Reutlingen durch seinen trefflichen Johs. Weiß, Heilbronn sandte den Bürgermeister Rieser, Eßlingen Holdermann und Rottweil Konrad Mok. An theologischem Beirat fehlte es nicht. Luther zwar mußte fernbleiben; aber Melanchthon war da und von den schwäbischen Theologen ebenfalls zwei Häupter. Der Markgraf Georg von Brandenburg hatte Brenz und Adam Weiß mitgebracht. Auch Schnepf war da als Hofprediger des Landgrafen. Sie waren wohlgerüstet und jeder für sich bereit zur Verantwortung, wenn auch irgend etwas Gemeinsames nicht verabredet war. Die Reutlinger brachten ein offenes, sehr deutlich und scharf gefaßtes Bekenntnis mit, die Ulmer eine Rechtfertigung ihres Verhaltens in Religionssachen, die wohl mehr eine Entschuldigungsschrift war, die Heilbronner eine Beschreibung ihrer Kirchengebräuche. Aber auch die alten schwäbischen Feinde Luthers, Faber, jetzt Hofprediger König Ferdinands in Wien, und Eck waren zur Stelle. Eck hatte ein Verzeichnis von nicht weniger als 404 Ketzereien mitgebracht, ausgezogen aus den Büchern der verschiedensten Theologen.

Voll Spannung blickte ganz Deutschland, ja schon halb Europa auf das Ergebnis der Beratungen in Augsburg. Der Einzug des Kaisers am 15. Juni geschah mit Aufwand aller Pracht und Feierlichkeit. Es war, als sollte die Macht des Kaisers und die großartige Einheit des Reichs sichtbar allem Volk dargestellt werden. In jeder Weise zeigte auch der Kaiser seine Ergebenheit gegen die Kirche. Am Fronleichnamsfest, das bald darauf stattfand, folgte er barhäuptig und mit einer großen Kerze in der Hand dem Heiligtum. Aber weder die Fürsten noch das Volk von Augsburg rührte sein Beispiel. Die kaiserliche Eröffnungsrede von Pfalzgraf Friedrich vorgetragen, zeigte vollends deutlich die Absichten des Kaisers: Das Wormser Edikt wäre die beste Heilung für den nun leider so tief eingerissenen Irrtum gewesen, aus dem Verachtung des Kaisers, Raub und Bauernkrieg und Wiedertäuferei folge. Doch wolle der Kaiser noch in Güte eines jeden Opinion und Meinung hören. Nun handelte es sich also vor allem um Darlegung des Glaubens, den man vor Gott und Welt auf alle Gefahr hin zu vertreten sich getraute. Während die Reichstagsverhandlungen ihren langsamen Gang gingen, arbeitete Melanchthon an dem sächsischen Bekenntnis. Aber es geschah in tiefem Geheimnis. Niemand als die nächsten Verbündeten wußten darum. Die vereinzelten Städte waren ratlos. Noch einmal versuchte der Landgraf, der aus seinen zwinglischen Ueberzeugungen gar kein Hehl mehr machte, zwischen Melanchthon und Brenz und den oberländischen Städten zu vermitteln und ihnen den Anschluß an das Bekenntnis zu eröffnen. Vergeblich stellte er Melanchthon und Brenz vor, daß sie im Fall hartnäckigen Ausschlusses die Städte eben der ungerechten Gewalt preisgeben, die sie doch auf dem Gebiet des Glaubens so sehr verabscheuen, und einen Vernichtungskrieg zwischen dem Kaiser und den Schweizern heraufbeschwören. Sie blieben auf ihrem Entschluß, allein zu bekennen, wenn es sein müßte, zu leiden und ihre Sache nicht mit fremden Absichten vermischen zu lassen. Bis zur Selbstverleugnung kaisertreu und reichstreu erwiesen sich damals die lutherischen Theologen; bis an die letzte Grenze der Möglichkeit hielten sie die Hoffnung fest auf einen friedlichen Ausgang in der Kirche und im Reiche. So kam der 25. Juni heran, wo die „sächsische Apologie" vor dem versammelten Reichstag verlesen werden sollte. Es ist einer der großen Augenblicke in der Weltgeschichte, wo man über dem schönen Werke, das vollendet dasteht, die mühselige Entstehung aus Kämpfen und Zweifeln vergißt und vergessen darf. Fein und lichtvoll, das Werk eines hochgebildeten Geistes auch in der Form, war das Bekenntnis fest und deutlich genug, um auch dem blödesten Auge den Widerspruch gegen die römische Entstellung des Christentums zu zeigen. Aber gerade der maßvolle von jeder Uebertreibung ferne Ausdruck und die beständige Betonung der Uebereinstimmung mit der alten Kirche, war vor diesem gewiß schwer zu behandelnden Publikum, vor Kaiser, Fürsten, Bischöfen und Legaten, das beste Mittel, auch den guten Grund und den Sinn dieses Widerspruchs zu beweisen. Das Bekenntnis entwaffnete die Gegner, wo heftige Worte sie nur gereizt hätten und zwang sie zu der Anerkennung, daß die Evangelischen besser seien als ihr Ruf, ja wohl auch zu einer Ahnung davon, daß hier der echte Geist der christlichen Religion reiner und kräftiger sich spüren lasse, als jemals seit der

Apostel Zeiten. Die augsburgische Konfession ist das dauernde Denkmal des evangelischen Glaubens, wie er sich blutenden Herzens, aber dem übermächtigen Trieb der Wahrheit folgend, losriß vom alten morschen Stamm der Kirche. Darum dürfen wir uns freuen, daß wenigstens eine württembergische Stadt der Ehre der Unterzeichnung für würdig geachtet wurde. Es war Reutlingen, das es durch seine immer klare und furchtlose Haltung auch am meisten verdient hatte. Die anderen freilich blieben durch Politik und eigene Unsicherheit, wie durch die allzu vorsichtige Umgrenzung dessen, was als evangelischer Glaube gelten sollte, ausgeschlossen. Nicht bloß das ewig bedenkliche Ulm durfte nicht mittun. Auch das gut lutherische Heilbronn wurde nicht ins Vertrauen gezogen und Hall kam trotz Brenz nicht in Betracht wegen seiner zweifelhaften Haltung in Speier.

Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als nach den Worten Bernhard Besserers, die Sächsischen vorfechten zu lassen und selbst zu warten, bis sie zur Erklärung aufgefordert würden. Auch bei dem Bekenntnis, das nachher von Butzer für Straßburg aufgestellt und am 11. Juli übergeben wurde, beteiligte sich keine uns näher angehende Stadt. Es wurde zum Vierstädtebekenntnis, indem sich anschlossen Konstanz, Memmingen und Lindau.

Der tiefe Eindruck des sächsischen Bekenntnisses nötigte doch zu einem weniger summarischen Vorgehen, als der Kaiser beabsichtigte und als namentlich die Hetzer und Scharfmacher an seinem Hofe wünschten. Unter diesen Männern der schärfern Tonart war besonders der Abt Gerwig Blarer von Weingarten. Man mußte doch jetzt die Konfession widerlegen und der Kaiser gab Auftrag an eine katholische Theologenkommission. Außer Eck und Faber waren noch andere schwäbische Theologen dabei beteiligt, drei Ulmer, Augustin Marius, Weihbischof von Würzburg, der Dominikanerprior Köllin, schon im Reuchlin'schen Streit und dann gegen Luther ein starker Streiter und der Dominikanerprovinzial Paul Haug. Die Schrift, die sie zu stande brachten, befriedigte den Kaiser nicht, sie war zu roh, fanatisch, ketzerrichterisch. Die Konfession Melanchthons nötigte auch zum Anstand im Ton der Antwort. Endlich konnte nach vielen Aenderungen die Widerlegung am 3. August verlesen werden. Die Enttäuschung der Evangelischen war groß. Auch nicht das Geringste war darin nachgegeben. Der Kaiser erklärte nachdrücklich, beim alten Glauben beharren zu wollen. Die nunmehr widerlegten Ketzer sollen zur Kirche zurückkehren, sonst werde der Kaiser sich halten, wie es ihm als Vogt der römischen Kirche gebühre. Das war bitter für Melanchthon, der wirklich gehofft hatte, für sein Bekenntnis die friedliche Anerkennung in der Kirche zu erfechten. Nun war alle Mäßigung und alle Zurückhaltung von den aufrührerischen Zwinglianern umsonst. Die Kaisertreue belohnte sich schlecht. Nun ließ sich auch Brenz recht respektswidrig gegen den Kaiser vernehmen, der zur Verlesung der Konfession und ihrer Widerlegung gleichmäßig geschlafen habe, der nichts treibe, sondern sich nur immer treiben lasse. Entrüstet schrieben die Ulmer Gesandten nach Haus: „Wo bleiben jetzt die Mißbräuche der vermeinten Geistlichen, von denen der Legat, wir meldeten schier der Bub, auf dem Nürnberger Reichstag 1522 aus Befehl des Papstes hat Meldung getan? Sind sie gar gebessert, oder haben sich unsere frommen Geistlichen

so viel gebessert, daß derhalben nichts mehr zu entschließen von nöten". In Augsburg gingen Gerüchte von Volksaufstand und gewaltsamen Anschlägen auf den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen. Der Landgraf ritt am 6. August abends heimlich weg. Daß bei weiteren Beratungen nichts mehr herauskommen konnte, war klar: „Der Kaiser befiehlt, also wollen wir es han und also werdet ihr es halten". Aber wo nichts zu hoffen war, hoffte Melanchthon noch und zog auch Brenz mit hinein. In der Scheu vor dem fast schon betretenen Weg offener Gewalt, vielleicht auch aus Furcht vor dem glücklich aus der Falle entronnenen Landgrafen, bot der Kaiser noch einmal die Hand zum gütlichen Vergleich. Es führte doch nur dazu, daß Melanchthon und Brenz den Kelch der Demütigung bis zur Hefe leerten. In verzweifelter Tränenstimmung über der ausbrechenden Flamme des Bürgerkrieges, wo doch nur das Zeigen fester Entschlossenheit den Ausbruch verhindern konnte, ging Melanchthon von einem Zugeständnis zum andern, bis ihm schließlich der ganze Unterschied auf „einige wenige, unbedeutende Differenzen" zusammenschrumpfte. Die ganze päpstliche Hierarchie, die bischöfliche Gewalt, selbst das Abendmahl unter einerlei Gestalt wollte er sich gefallen lassen, wenn nur „Rom in herkömmlicher Milde gegen alle Völker ein wenig die Augen zudrücken wollte zu etlichen Kleinigkeiten, die man jetzt nicht ändern könne". Ein wohlberechtigter Gedanke war freilich dabei, den besonders auch Brenz hervorhob, durch Wiederaufrichtung der bischöflichen Gewalt die Kirche aus den Händen der fürstlichen Amtleute und der städtischen Ratsherren, „der Bauern" zu retten. Aber beides, Freiheit und Selbstherrlichkeit der Kirche und das Evangelium zu haben, war jetzt nicht mehr möglich. Mit Hohnlächeln nur schoben die Papisten ein Zugeständnis ums andere ein. Und die bischöfliche Gewalt sich wieder aufdrängen zu lassen, dazu waren nicht einmal die eifrigsten altgläubigen Städte bereit. Mit steigendem Unwillen sahen die Evangelischen in und außer Augsburg diesem Spiel zu. Philippus ist kindischer denn ein Kind worden, schrieb der Nürnberger Gesandte, „Brentius ist nicht allein ungeschickt, sondern auch grob und rauh, der einig Schnepf hat noch einen Schnabel, christlich und beständig zu singen". „Der Luther wär besser zu handeln, denn alle, so hier sind", schrieben die Ulmer, „die Evangelischen werden alle zum Spott werden". Wenig Eindruck machte es, wenn Brenz es eine kleinliche Beschränktheit nannte, um des Meßkleids oder des bischöflichen Namens willen die Welt in Aufruhr zu jagen, da man doch die Freiheit der Lehre rette, wenn er über die Stubengelehrten schalt, die von den hohen Sachen in Augsburg nichts verstehen und doch ihre unerbetenen Ratschläge schicken. Selbst sein treuer Freund und Kollege Isenmann schüttelte den Kopf bedenklich dazu und nannte das Meßkleid einen Skandal. Man munkelte von Verrat und Bestechung. In Hall hieß es, Brenz habe beim Kaiser Audienz gehabt. An Alber schrieb Melanchthon, er werde gewiß die Mäßigung billigen. Aber die Antwort von Reutlingen lautete, daß die Vorschläge alle unannehmbar seien. „Da gebet ihr unseres Bedünkens dem Antichrist das Scepter wieder in die Hand. Ihr habt lieber die christliche Freiheit wollen fahren lassen, denn der Bischöfe und ihres Anhangs Gnad verlieren". Die Vermittlungsvorschläge scheiterten schließlich an der Festigkeit der Laien und an der starren Unbeugsamkeit der römischen

Kirche, die sich eben nicht als die milde Mutter der Völker erwies, wofür sie Melanchthon gehalten. Mit einem harten Bescheid in der Religionssache an Sachsen und seine Verbündeten schloßen diese sturmbewegten Wochen. Nur eine Frist zur Unterwerfung bis 15. April 1531 war ihnen bewilligt. Der Kurfürst reiste noch am selben Tage ab; mit ihm verließen die Theologen das glatte Parkett der hohen Politik, auf dem sie doch beinahe zu Fall gekommen wären.

Der Rumpfreichstag blieb noch lange beieinander. Erst am 13. Oktober folgte der allgemeine Abschied, der noch schärfer als der Bescheid an Sachsen, alle sektiererischen Irrtümer der Lutheraner, Zwinglianer und Wiedertäufer ohne Unterschied verdammte und die Wiederherstellung der alten Lehre und Kirchengebräuche, auch aller geistlichen Stiftungen und Klöster mit ihren vollen Gütern und Rechten bei strengster Strafe anbefahl. Nun handelte es sich noch um die Antwort der Städte, ob sie sich dem gemeinen Beschluß der Stände fügen oder nicht. So wie die Sachen lagen, mußte jede einzelne Stadt Farbe bekennen. Rottweil, Gmünd, Weil, Ravensburg, Leutkirch, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Aalen schloßen sich der Majorität an. Der Eßlinger Holdermann tat sich nicht wenig darauf zu gute, daß er durch sein Jawort Eßlingen vor der kaiserlichen Ungnade beschützt habe. Aber Augsburg selbst gab den andern das weithin leuchtende Vorbild. Die Stadt, in der Kaiser und Reichstag tagten, verweigerte den Gehorsam. Nach einigem Winden und Drehen entschloß sich der Ulmer Rat, die folgenschwere Entscheidung in die Hand der Gemeinde zu legen. Die Bürger wurden auf den Zunftstuben versammelt und ihnen vorgestellt, wie aus der Verwerfung des Reichstagsbeschlusses folgen könne Sterben und Verderben, Zerstörung der Stadt, Beraubung des Gebiets, Wegführung von Weib und Kind, so jemand aber wider sein Gewissen in den Abschied willige, Gottes Zorn und ewige Verdammnis. Das möge jeder Biedermann vernünftig zu Herzen führen und dann erwählen, ob er annehmen oder weigern wolle. Mit 1576 Stimmen gegen 244 erklärte sich die Bürgerschaft gegen den Abschied. Alsbald gaben jetzt die Gesandten in Augsburg mündlich und schriftlich die Erklärung ab, daß man den Glaubensabschied gewissenshalber nicht anzunehmen oder zu bewilligen wisse. Ulm, das im vergangenen Jahr gewaltig an Ansehen eingebüßt und schon für halb abtrünnig gegolten, hatte seine Ehre wieder hergestellt. Heilbronn, das die sächsische Konfession nachträglich unterschrieben, und Reutlingen hatten ihren Bescheid schon mit Sachsen bekommen. Joß Weiß war längst unbekümmert um das kaiserliche Verbot vom Reichstag weggeritten. Biberach und Isny waren auch nicht mehr vertreten; sie standen im Gefolge Ulms. Hall war in besonders schwieriger Lage, weil Brenz seine Ansicht vom unbedingten Gehorsam gegen den Kaiser beibehielt und weil es seit Speier für eine gehorsame Stadt galt. Unter Berufung auf ihre Verdienste im Bauernkrieg, gegen Sakramentierer und Wiedertäufer erklärte die Stadt doch die Annahme des Abschieds für unmöglich und bat beim Speier'schen Abschied bleiben zu dürfen. Dieser verbot doch nur die Neuerungen und verlangte nicht Wiederherstellung des Alten. Darum erschien er auch Brenz jetzt als das kleinere Uebel, und es war so doch noch eine Möglichkeit, guten Willen zum Gehorsam zu zeigen.

Der Worte waren jetzt genug gewechselt. Man erwartete Taten zu sehen. Schon seit Monaten hatte Ulm begonnen, für alle Fälle seine Mauern zu bessern und sich mit Geschütz und Proviant zu versehen. Aber die Taten blieben aus. Der Kaiser war ins Reich gekommen, wohl mit dem Willen, der Glaubensspaltung ein Ende zu machen. Aber er war auf diese Hartnäckigkeit nicht gefaßt. Was wußte auch der von spanischen und burgundischen Höflingen umgebene Herrscher von der Gewalt der geistigen Bewegung in Deutschland. Mit diplomatischen Künsten, mit imponierender Schaustellung kaiserlicher Macht und päpstlicher Kirchenpracht hoffte er wohl zu gewinnen. Aber das Unternehmen eines Krieges gegen halb Deutschland war ihm zu gewagt. Er hatte schon Feinde genug, die ihm das Leben sauer machten. Sein eigener Bruder begehrte dringend Hilfe gegen den Türken. Sie war zu bekommen um den Preis des Glaubensfriedens. Ja die Evangelischen waren in dieser großen Sache eifriger und patriotischer als alle andern. Ihre Prediger rechneten es sich zur Aufgabe, wider den Türken zu predigen. Sollte man nicht lieber das lutherische Geld nehmen, statt erst Geld und Soldaten daran zu rücken im unberechenbaren Glaubenskrieg? Ferdinand selbst war unter denen, die für den Frieden sprachen. Tüchtige Kriegsmänner, auf die man im Ernstfall angewiesen war, wie der Truchseß Georg, wollten keinen Sattel auflegen für den Glaubenskrieg. Auch sonst war unter geistlichen und weltlichen Fürsten, so laut sie auch gegen die Ketzer geschrieen hatten, keine rechte Stimmung, als es nun Ernst werden sollte. Und so folgten den Worten keine Taten. Nachdem der Kaiser noch fast flehentlich die Augsburger gebeten hatte, in den Abschied zu willigen, zog er mißmutig durch Schwaben nach Aachen zur Königswahl. Sein Bruder Ferdinand sollte als römischer König, d. h. als Stellvertreter des Kaisers mit dem Recht der Nachfolge im Reich gewählt werden.

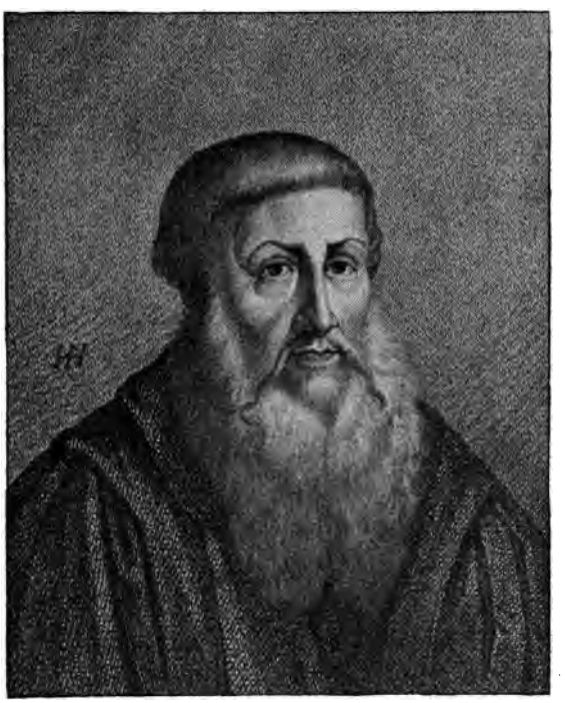
Die seither vereinzelten Evangelischen aber wurden durch die Hammerschläge des kaiserlichen Angriffs zur festen Einheit zusammengeschmiedet. Wie in Speier, so wurden jetzt in Augsburg wieder die ersten Fäden zur Wiederanknüpfung des zerrissenen Bundes gesponnen. Das Marburger Gespräch erwies sich jetzt doch als der fruchtbare Keim der werdenden Einigung. Noch in Augsburg hatte Butzer mit Melanchthon und Brenz zu unterhandeln begonnen. Es gelang ihm, das anfängliche Mißtrauen gegen seine „füchsische Schlauheit" zu überwinden und Luther zu überzeugen, daß auch die Oberländer keine Schwärmer, Sakramentsschänder und Unchristen seien. Luther gab einer milderen Auffassung Raum und widersprach dem Bündnis mit ihnen nicht mehr, wenn ihn auch die Formeln Butzers so wenig befriedigten wie Zwingli. Damit war der Hauptanstoß hinweggeräumt. Denn die Prediger der Städte, die Butzer nun bereiste, waren auf dem Boden einiger Freiheit in der Lehre zur Verständigung stets geneigt. Sam hatte die augsburgische Konfession von Anfang an günstig beurteilt und hielt dafür, daß man in der Hauptsache eins sei. Die lutherischen Sondermeinungen konnten sie von ihrem Standpunkt aus wohl ertragen. Der politische Gegensatz, der den dogmatischen Streit so sehr verbittert hatte, zwischen der kaisertreuen sächsischen Politik und der kaiserfeindlichen der Schweizer und Schweizerbündler trat jetzt zurück. Es waren ja beide in gleicher Verdammnis. Luther, durch den Verlauf der Geschichte

belehrt, daß es doch eine Unmöglichkeit war, seinem Fürsten zuzumuten, sich und sein Land wehrlos preiszugeben, änderte seine Ansicht vom Widerstand gegen den Kaiser. Nur Brenz hielt mit Lachmann und den Nürnberger und Ansbacher Theologen fest an der Lehre vom unbedingten Untertanengehorsam. So kam ohne große Schwierigkeiten schon am 29. März 1531 der schmalkaldische Bund zu stande, dem sofort Ulm, Biberach, Isny und Reutlingen beitraten. Der Bund lautete auf gegenseitigen Beistand in Glaubenssachen. Das Vierstädtebekenntnis und die augsburgische Konfession wurden ohne weitere theologische Disputation als Gottes Wort gemäß von allen anerkannt. Nur Gleichheit in Kirchengebräuchen wurde als wünschenswert bezeichnet und den Verbündeten anheimgegeben, dafür zu sorgen. Dieser Bund mit seiner Wehrverfassung stellte weitaus die stärkste Macht in Deutschland dar. Er ersetzte den schwäbischen Städten reichlich den Rückhalt, den sie durch die Niederlage der Züricher und Zwinglis Tod in der Schlacht von Kappel, Oktober 1531, verloren. Die Schweiz zog sich von da an auf ihr Sonderleben zurück. Zwingli war im Grunde der einzige gewesen, der sich für eine starke Beteiligung an der allgemeinen deutschen Sache interessierte. Von dort war nicht mehr viel auf Hilfe zu rechnen. Aber vor dem großen Bunde verschwand vorerst alle Lust zum Angriff, wenn sie noch vorhanden war. Der Kaiser wies in aller Stille den Reichsfiskal an, die Prozesse gegen die Evangelischen auf Herausgabe der Kirchengüter und Gehorsam gegen die Bischöfe einzustellen. Ja, um den Preis einer großen Türkenhilfe versprach der Nürnberger Religionsfriede von 1532 einen allgemeinen beständigen Frieden im ganzen Reich bis zu einem freien christlichen Konzil, oder, wenn dieses nicht binnen Jahresfrist zu stande komme, bis zum nächsten Reichstag. Das war vorläufig das klägliche Ende der großen kaiserlichen Aktion für den alten Glauben.

In den schwäbischen Städten aber brachen alsbald nach dem Augsburger Reichstag die Ruinen der alten Kirche vollends zusammen. Im Februar 1531 kamen auf Einladung Ulms die Gesandten der schwäbischen Städte nach Memmingen, um sich über den Eintritt in den schmalkaldischen Bund und die Grundsätze der Reformation zu einigen. Es kamen Ulm, Biberach, Isny, Konstanz und Lindau; Reutlingen sandte durch Ulm seine Ratschläge ein. Die Gleichheit der Kirchenbräuche wurde ganz im Sinn Luthers und der augsburgischen Konfession als unnützes, gesetzliches Joch abgelehnt. Strenge Kirchenzucht durch geistliche und weltliche Zuchtherren nach Konstanzer Vorbild wurde empfohlen. Gewaltsames Verfahren gegen die Wiedertäufer wird verworfen. Der Glaube soll nicht mit Schwert und Zwang eingetrieben werden. Nur wer Irrungen und Rottierungen anrichtet, wird ausgewiesen. Dieselben Maßregeln müssen aber auch gegen die Päpstler angewendet werden. Alles Päpstliche, Messe, Meßgewand, Bilder, Altäre, ist abzutun. In erfreulicher Einmütigkeit tagte die Versammlung unter dem Vorsitz Blarers, der hier schon in der Stellung erscheint, die er in den nächsten Jahren an der Spitze der Reformationsbewegung behauptet hat.

Jetzt endlich geschah in Ulm, was längst nur künstlich aufgehalten worden war. Sehr überlegt und wohl vorbereitet ging der Rat ans Werk. Die Erfahrungen, die

man anderwärts gemacht hatte, konnten ja jetzt schon benützt werden. Eine Reformationskommission wurde vom Rat eingesetzt. Diese hatte die Anträge der Reformatoren entgegenzunehmen und über ihre Ausführung zu entscheiden. Sodann berief man Männer gewichtigen Ansehens, Oekolampad von Basel, Butzer von Straßburg, Blarer von Konstanz, dazu die Prediger Bartholomäus Miller von Biberach und Simprecht Schenk von Memmingen. Ihr Zusammenwirken mit Sam gestaltete sich leicht und einfach; es bestand unter ihnen keine Meinungsverschiedenheit. Alle waren Zwinglianer, doch alle von der Notwendigkeit und Möglichkeit friedlichen Einvernehmens mit Luther überzeugt. Ihre Richtung entsprach den Gesinnungen der städtischen Bürgerschaft, wie sie Sam in jahrelanger Predigttätigkeit gepflanzt. Das Landvolk wurde von der Aenderung überrascht; denn bisher hatte man auf dem Lande alles gehen lassen, wie es ging. Nun wurden die Bauern auf 3 Tage in die Amtsorte Geislingen, Langenau und Leipheim beschieden, wo die Reformatoren täglich dreimal predigten. Das war doch kaum genug, um ein tiefes Verständnis der Glaubensfragen zu erwecken. Dann wurden 18 Artikel aufgestellt, die sämtliche Geistlichkeit aufs Rathaus vorgeladen und über ihre Stellung dazu verhört, zuerst die Geistlichen der Stadt, dann die Mönche, zuletzt die Landpfarrer. Stadtgeistliche waren es noch 35. Es läßt sich denken, daß es so ziemlich der geistig träge Rest war, der sich bis jetzt noch gehalten hatte. Die Besseren waren ausgetreten oder hatten sie weichen müssen. Fast nur der Spitalpfarrer Bauler gab eine würdige und bestimmte Antwort: er wolle bei der christlichen Kirche und dem Abschied von Augsburg bleiben und sich da bis in den Tod finden lassen; er bittet, ihn als einen alten und erlebten Mann dabei bleiben zu lassen. Andere konnten von den Artikeln nicht zwei Worte sagen, oder wollen sie bei gemeiner christlicher Kirchen und dem Abschied von Augsburg und den 18 Artikeln zugleich bleiben und einem ehrsamen Rat tun, was ihm lieb sei. Hans Reutter, der hinkend Pfaff, gab die geistreiche Antwort, entweder haben die Evangelischen oder die Päpste unrecht. Dr. Wilhelm Rot will sich künftig wie ein anderer weltlicher Bürger halten; er sei

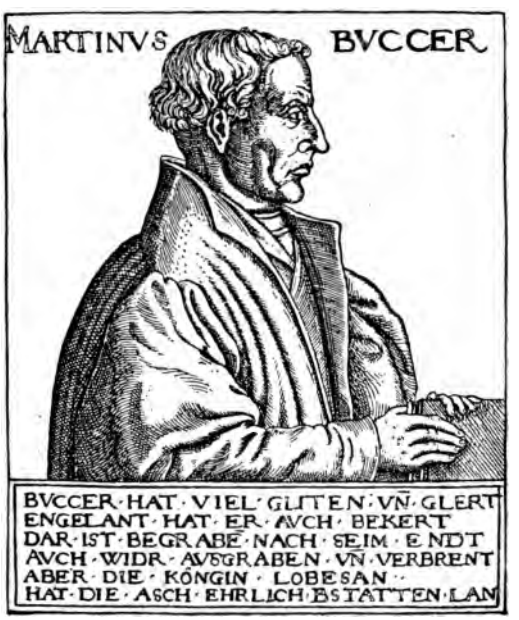


Johannes Oekolampad.

aus Armut Pfaff worden, wollte, es wäre nicht geschehen. Die Mönche am folgenden Tag müssen auch größtenteils gestehen, die Artikel seien ihnen zu hoch, sie können nichts davon sagen. Eingehender begründet seine Ablehnung nur der Prior Köllin von den Dominikanern. Er bestreitet die Befugnis des Rates, über Glaubenssachen zu entscheiden. Unter den 66 Landgeistlichen dachten viele, wie der Pfarrer von Lonsee, dem die 18 Artikel gefielen; nur des Sakraments wegen sei er beschwert. Es war das gemütliche Hängen am trauten Alten, an der Messe. Bei nicht wenigen aber brach die helle Freude hervor, daß es nun endlich vorwärts gehe; sie halten die Artikel für christlich, hätten längst schon so gepredigt. Aber unter ihnen ist auch der einzige eifrige, der Lage einigermaßen gewachsene Gegner, Dr. Oswald, Pfarrer in Geislingen. Er bestritt die Zuständigkeit des Rats: Laien haben nicht über den Glauben zu urteilen. Auch er wolle sich, wie die 18 Artikel, aus der Schrift rechtfertigen. Die Schrift sei recht, aber die Auslegung etwan irrig. Da brauche es einen unparteiischen Richter, ein Konzil der Kirche. Vor dem Rat wolle er nicht disputieren. Aehnlich hatte er in Geislingen gepredigt: „Es soll Richter sein, der den Handel versteht, als ein Goldschmied über Gold, ein Ledergerber über Leder, die Doktores auf den hohen Schulen über den Glauben".

Nach dem Resultat dieses Verhörs konnte etwa die Hälfte der Pfarrer für die neue Kirche gebraucht werden. Die anderen wurden mit Leibgeding entlassen. Die Anstellung und Entlassung wurde auf Grund eingehender Untersuchung der Verhältnisse in den einzelnen Gemeinden im Lauf des Sommers besorgt. Trotzdem die Reformation ganz von oben angeordnet war, wurde auf die Wünsche der Gemeinden alle Rücksicht genommen. Es kam etwa vor, daß ein Pfarrer probeweise in eine Gemeinde geschickt wurde, ob er dem Volk gefalle. In der Stadt wurde zunächst für den neuen Gottesdienst Raum geschaffen. „Bilder und Götzen sind nicht zu dulden" hieß es nach den Memminger Beschlüssen gut zwinglich in einem der 18 Artikel. Es bedurfte keines besonderen Befehls; hitzig ging die Bürgerschaft ans Werk. Alle 60 Meßaltäre in Münster wurden abgebrochen und die zwei Orgeln entfernt. Die Orgel war als neumodischer Luxus besonders anstößig; schon Eberlin hatte gegen das „Bomblen der Orgeln" in den Kirchen geeifert. So entlud sich der langangesammelte Haß gegen die alte Kirche. Mit Wonne räumte man auf mit dem Wust der Jahrhunderte und manches edle Kunstwerk wurde schonungslos zertrümmert. Es war der Rückschlag gegen das Uebermaß von künstlerischer Form und Sinnenschein, unter dem der Geist fast erstickt war. Am schlichten, hölzernen Tisch wurde im Chor des Münsters am 16. Juli das erste Abendmahl gehalten. Die Kirchenordnung wurde von Butzer entworfen. Der Gottesdienst entsprach in allem der reformierten Weise, welche jede Erinnerung an den Meßgottesdienst abgestreift hat. Die Feiertage wurden abgeschafft; nur der Sonntag blieb. Für die Kirchenzucht sollten 8 Warnungsherren sorgen. Mit der kirchlichen, wie mit der polizeilichen Sittenaufsicht nahmen es die Prediger sehr ernst. Blarer, unter dessen Einfluß sich Konstanz ganz verwandelte, war darin der strengste unter allen Reformatoren. Ein Ehegericht zum Ersatz des bischöflichen Gerichts wurde einge-

setzt. Für die lateinische Schule gewann man auch Lehrer des Griechischen und Hebräischen, die freilich vorerst für ihre Gelehrsamkeit wenig Abnehmer fanden. Jährlich zweimal sollten sämtliche Pfarrer mit Abgeordneten ihrer Gemeinden zu einer Synode zusammentreten. Die Messe wurde in der Stadt verboten, nicht aber im Söflinger Nonnenkloster, dessen Bestand der Rat nicht anzufechten wagte, obwohl es im Schutz der Stadt stand. Mit den andern Klöstern aber wurde ein Ende gemacht. Die Dominikaner mußte der Pfleger, den ihnen der Rat setzte, so lange plagen, bis sie „freiwillig" abzogen. Unendliche Prozesse folgten nach, der Rat gab selber später zu, daß mit ihnen etwas Unbilliges vorgefallen sei. Das Wengenkloster übergaben die 6 noch übrigen Mönche dem Rat; aber der entwichene Propst Ambrosius Kaut zeigte sich unversöhnlich und prozessierte. Ein erquicklicheres Bild als dieses Gezänk um das Klostergut, wo doch keine Möglichkeit fruchtbaren Wirkens mehr für Mönche war, gewährt der Abschied der Franziskaner, die damit noch etwas vom echten Geist der Söhne des hl. Franz verrieten. Provinzial und Guardiam sagten im Namen des Klosters herzlichen Dank „mit Mund und Herzen Gott, dem Rat und der Gemeinde für die Liebe, Freundschaft, Almosen und Guttat innerhalb 2 1/2 Jahrhunderten in Stadt und Land erwiesen, insbesondere in den letzten 50 Jahren der Reformation". Sie baten um freien Durchzug für die Zukunft und falls in künftigen Zeiten die Läufte sich ändern und Ordenspersonen wieder zugelassen werden, der Barfüßer günstig zu gedenken. Am 3. Oktober zogen sie feierlich das Kreuz voran zur Stadt hinaus, Dillingen zu. Mit ihnen verschwand aus Ulm die alte Zeit, wie die mondbeglänzte Zaubernacht mit ihrem geheimnisvollen Reiz, aber auch mit ihren Schrecken und ihrem unsicheren Dämmerschein vor dem scharfen hellen Tageslicht. Daß noch einige dem alten Glauben anhingen, ist kein Wunder. Ja es wäre ein schlechtes Zeichen für den Volksgeist, wenn es nicht so gewesen wäre. So schnell soll doch nicht sang- und klanglos vergessen werden, was Jahrhunderte heilig gehalten haben. Etliche Bürger gingen öfter nach Söflingen und Wiblingen zur Messe. Aber auch bei ihnen war kein harter Glaubenstrotz. Zur Rede gestellt, entschuldigten sie sich etwa, sie seien zufällig beim Gang in ihren Garten oder zum Vogelsang nach Söflingen geraten. Märtyrer gab es nicht. Härter war der Widerstand in Geislingen. Zwar gab es schon im Jahr



Martin Bucer.

26 dort eine Anzahl Bürger, die um einen Prädikanten baten und der Rat verschaffte ihnen einen, in der Person Paul Becks von Munderkingen. Aber der Einfluß des Pfarrers Oswald war übermächtig. Jetzt wurde Oswald entlassen und Blarer dorthin geschickt. Aber er richtete gegen den starken Glaubenseifer nicht viel aus. Sogar die Welt der Spuks wurde in Bewegung gesetzt. „Die alten Weiber stiften hie seltsame Wunderzeichen, wie man zu Nacht unser Frauen in einem weißen Mantel in die Kirche gehen sehn. Sie sehen Engel in den Lüften wie junge Kinder und ein Kind mit einer Hostie. Wunderseltsame Abenteuer geben sie für und der Teufel ist ganz unruhig". Der Geislinger Bürgerstolz wollte sich auch von Ulm den Glauben nicht bieten lassen. Aehnlich war es im nahen Altenstadt und auch in Kuchen hatte der alte Pfarrer noch etliche Anhänger, denen er von Gmünd aus Briefe und Weihwasser zur Stärkung ihres Glaubens schickte. Sonst im Land gab es wenig Widerstand. Das zeigte sich bei der ersten Visitation des ganzen Gebiets, die schon im Oktober 1531 gehalten wurde, um die neuen Einrichtungen zu prüfen. Wohl gab es noch Pfarrer, die keine Bücher haben und weder das Wort Gottes predigen noch ihre Dirnen ehelichen wollen. Von dem einen oder anderen Pfarrer weiß man auch zu sagen, daß er zeche und schandbare Worte brauche. Aber meist waren die Gemeinden mit dem Pfarrer und die Pfarrer mit den Gemeinden zufrieden. Dörfer, deren Pfarrei katholischen Patronatsherren zusteht, wie Merklingen und Lonsee, bitten um Aufrichtung der neuen Ratsordnung. Von Wiedertäufern verlautet fast nur in Leipheim, wo seit dem Bauernkrieg alles durcheinander geht. Dagegen kommt ein anderer Wunsch zu Tag, der an das Jahr 1525 erinnert. In Bernstadt meinen die Bauern, das wäre das rechte Evangelium, wenn der Rat die eigenen Leute los ließe. Von Meßnerei- und Frühmeßpfründen werden Schulmeister angestellt, so in Schalkstetten, Türkheim, Nellingen, wo der Schulmeister 60 Knaben in der Schule hat. An anderen Orten hält der Pfarrer selbst Schule. Schon im Februar 1532 wurde die erste Synode gehalten, wieder mit eingehendster Untersuchung der einzelnen Gemeinden. Das Bild ist womöglich noch günstiger. Von Scharenstetten berichtet der weltliche Abgeordnete, sie wollen für ihren Pfarrer keinen auf Erdreich, er hält selbst Schule und lehrt Psalmensingen; von Nellingen, Hurerei sei seit 40 Jahren nie weniger gewesen, „doch findt man zu Zeiten trunkene Leut". Aber gegen die allzu kräftige geistliche Bearbeitung wehrt sich die natürliche Trägheit. Zum Psalmensingen will sich die Zunge der Bauern nicht mehr recht bequemen; lieber singt man das „schöne Elslein". Die Bauern sagen „der Pfaff soll predigen, wir wollen kegeln". In Bernstadt ist viel Saufen, schlechter Kirchen- und Schulbesuch; manche backen am Sonntag. Freilich ist der Pfarrer dort auch von zweifelhafter Güte. Die Götzen stehen fast überall noch, daran hängen die Herzen der Leute fester als an allem anderen. Im Synodalabschied wird befohlen, die Götzen überall zu beseitigen, aber nur, wenn die Leute das Evangelium angenommen. Den Prädikanten wird befohlen, sich der Jugend mit Lehren zu beladen. Die Amtleute, über deren Leben fast überall zu klagen ist, werden ernstlich ermahnt. Der Bildersturm wird nirgends mit Gewalt durchgeführt. In Geislingen sagen die Leute

noch 1532, wenn die neue Lehre gut wäre, so ginge man nicht so leis mit der Sache um. Man sehe wohl, daß das Ding keinen Bestand habe. Auch in Geislingen gab es keine Märtyrer.

Diese genauere Schilderung der Reformation des ersten größeren Gebiets im heutigen Württemberg mag zeigen, mit welchem Ernst und Eifer und zugleich mit Verstand und Takt die Sache betrieben wurde. Noch nie im Lauf der Geschichte hatte eine so energische, auch über das ganze geistige und sittliche Leben des Volkes ausgedehnte Tätigkeit der Staatsverwaltung stattgefunden. Es ist der Anfang des modernen Staates, nicht bloß der evangelischen Kirche. Beide fielen noch ungeschieden in eins zusammen. Der Staat, die „fromme Oberkeit" richtete die Kirche ein, die Kirche gab dem Staatsleben die geistige Triebkraft und nahm das Volk in eine strenge Schule. Das war ob mehr lutherisch oder mehr reformiert der allgemeine Charakter der deutschen Reformationskirchen.

Große Befriedigung mag über das vollendete Werk Sam empfunden haben, der so lange dafür gestritten. Es trat ihm als Kollege Martin Frecht zur Seite, ein geborener Ulmer, und bisher Professor in Heidelberg. Auch Blarer blieb in beständiger Verbindung mit Ulm. Im Sommer 1532 machte er wieder einen längeren Besuch, verwendete sich für bessere Besoldung der Pfarrer, für Erhaltung des hebräischen und griechischen Lehrers, den der Rat aus Sparsamkeit entlassen wollte, für weitere Abschaffung der Götzen und regelmäßige Fortsetzung der Visitation. Endlich griff er der mittelalterlichen Welt ans Herz mit der Forderung an den Rat, das öffentliche Schandhaus abzutun. Der Rat beschloß auch wirklich, diesem Schaden zu Leib zu gehen. In einer Weise, die für die überlieferten sittlichen Anschauungen Bände spricht, beklagte sich der „untertänige Diener des Rats" der Frauenwirt, daß man ihm mit ärztlicher Untersuchung und Zuspruch mit Worten die Frauen abspenstig mache. Die „Herren" seien immer hinter ihnen her mit Zuspruch, „davon ihrem Leben zu stehen und von mir zu gehen". Sie wollen sich von ihm nichts mehr sagen lassen, wenn er sie z. B. über Gotteslästerung strafen wolle. Es war Sam nicht vergönnt, noch lange in der neugeordneten Gemeinde zu wirken. Er ließ sich auch jetzt, nachdem die Obrigkeit auf alle seine Wünsche eingegangen war, nicht abhalten, wie bisher des Rats Prediger zu sein, nicht in dem Sinn: „weß Brot ich eß, deß Lied ich sing", sondern in dem Sinn, daß er den Herren zuerst die Wahrheit sagte. Aus einer seiner letzten Predigten mag eine Stelle hier stehen: „Die Fürsten und Herren könnten gewarnt sein durch den Bauernkrieg; aber Fürsten und Bischöfe und Aebte und gar noch der ganze Adel und Obrigkeit leben gleich im Saus, hegen, jagen, huren, spielen, fressen, saufen von einer Mitternacht zur andern. Da ist kein Hintersichsehens noch Aufhörens. Also auch der Bauer und der gemeine Mann, sie habens der Obrigkeit abgelernt. Sie haben einen Bund mit der Hölle und mit dem Tod gemacht, sagen: Wir wollen fressen und saufen und thun was uns gebührt Tag und Nacht, vielleicht sterben wir morgen und kommt der Dinge, die der Pfaff sagt, keins über uns". Am 20. Juni 1532 ist er gestorben und wurde noch desselben Tages unter allgemeiner schmerzlicher Teilnahme der Gemeinde begraben.

Der Stadt Ulm folgte wie immer getreulich das benachbarte Biberach. Butzer und Oekolompad begaben sich auf der Rückreise von Ulm ebenfalls dahin. Auch dort kam es jetzt zum Bilderſturm, Abſchaffung der Meſſe und Einführung einer neuen Kirchenordnung.

Die Vertretung in Speier und Augsburg, die den Geſinnungen der Gemeinde geradezu ins Geſicht ſchlug, brach auch die Macht des Bürgermeiſters Holdermann in Eßlingen. Der neu gewählte Rat ging ernſtlich auf die Reformation aus. Hier war noch ziemlich unbeſtellter Boden. Es war zweifelhaft, wohin man ſich wenden ſollte, zur lutheriſchen oder zur zwingliſchen Richtung. Von beiden Parteien wurden Männer vorgeſchlagen. Die überwiegende Neigung ging doch zu dem Bekenntnis der Städte, d. h. dem zwingliſchen. Der Stadtſchreiber Machtolf gab den Ausſchlag. Er reiſte nach Geislingen, wo ſich Blarer eben vergeblich abmühte und gewann ihn für Eßlingen. Im September 1531 kam Blarer. Nachdem er etliche Wochen unter großem Beifall und Zulauf auch aus dem Wirtembergiſchen gepredigt hatte, ließ der Rat die Gemeinde über die Einführung der Reformation befragen. Von 1000 Bürgern waren nur 31 dagegen, darunter 5 Wiedertäufer. Nun ging man gerade ſo vor, wie in Ulm. Das Verhör der Geiſtlichen ergab, daß von 21 nur 5 willig waren. Die Götzen wurden gründlich beſeitigt, am 3. Dezember das evangeliſche Abendmahl in derſelben Weiſe wie in Ulm gehalten. Der Pfarrer Burkhardi, vom Domkapitel in Speier eben erſt geſchickt, da der Pfarrer Sattler die Pfarrei im Stich gelaſſen, wurde durch Veränderung des Schloſſes an der Sakriſteitüre von der Kirche ausgeſchloſſen und ging unter Proteſt. Einen Nachfolger ließ ſich der Rat nicht mehr aufdrängen und pachtete nach jahrelangem Streit endlich dem Domkapitel das Patronatsrecht ab. Die übrig bleibenden Mönche wurden im Barfüßerkloſter, die Nonnen im Spital untergebracht, die Austretenden mit Leibgeding abgefunden. Das Frauenhaus wurde abgeſchafft, eine Zuchtordnung eingeführt und öffentlich verleſen. Die Zuchtherren arbeiteten zur Zufriedenheit Blarers. Blarers Predigten wurden auch von den Wiedertäufern gerne beſucht und es gelang ihm, die Mehrzahl derſelben zu gewinnen. Die perſönlichen Beziehungen Blarers zu Eßlingen, wo er ſich ſehr wohl fühlte und zum Hauſe Machtolfs, wo er ſeine Wohnung hatte, wurden ſehr innig. 100mal grüßt er nachher in ſeinen Briefen die Kinder Machtolfs, das Agnesle, das Bärbele, das Dieterle, wollt ihnen etwas ſchicken aus Isny, „dem rauhen Lande, da nichts denn Tannenzapfen wachſen", möchte ihnen helfen, ihren Weinberg leſen und ihren Wein trinken. Er genoß auch in Eßlingen allgemein große Achtung und Liebe, wie er denn eine im beſten Sinn des Worts gewinnende Perſönlichkeit war, voll Verſtändnis und Teilnahme für anderer Eigenart. Trotz ſeines brennenden Eifers war er kein düſterer unnahbarer Bußprediger, ſondern auch ein Freund heiteren Scherzes und ſelbſt nicht ungewandter Dichter. Das mag z. B. ſein „chriſtlicher Buhlbrief an Frau Katharinen Walterin, Chorfrauen zu Münſterlingen" zeigen, eine poetiſche Epiſtel, mit der er im Jahr 1533 um Herz und Hand dieſer edlen Frau ſich mit Erfolg bewarb. Auch wenn er den chriſtlichen Jungfrauen unnötigen Schmuck abſprechen will, tut er

es nicht mit Strafmandaten, sondern mit einem schönen Lied wider weltliches Geschmuck, geschrieben an seine Schwester Barbara:

Er schenkt das Lied den Fräulein fein
Die sich als zierlich schmücken
Und wollen evangelisch sein;
Damit sie's Ziel verrücken.

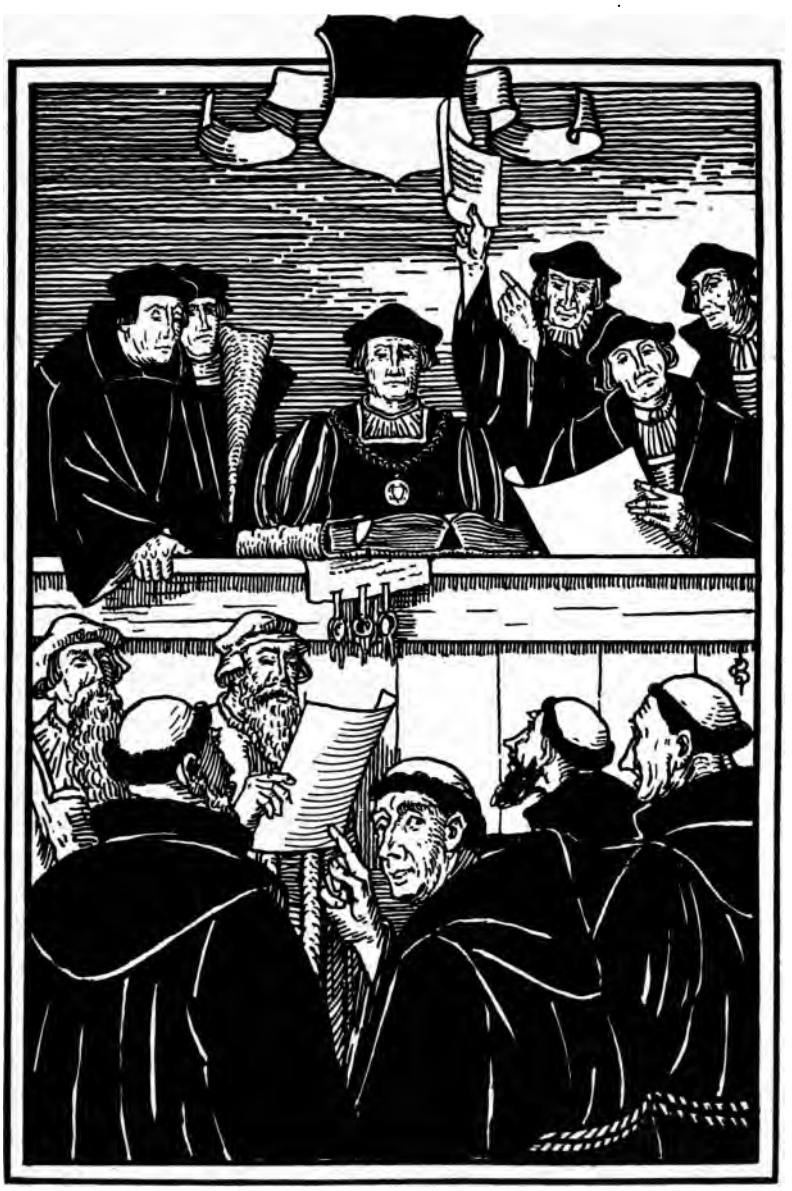
Dabei ist er ein Mann von seltener Lauterkeit, Uneigennützigkeit und Vornehmheit der Gesinnung, der sich seine Dienste in Ulm und Eßlingen nicht belohnen ließ, sondern noch dran rückte von seinem Eigenen. Seine letzte Hauptarbeit in Eßlingen war die Gewinnung eines tüchtigen Stadtpfarrers, der nach langem Suchen in der Person Jakob Otthers gefunden wurde. Otther war schon ein vielgewanderter Mann, 1529 kurz in Eßlingen gewesen und jetzt in der Schweiz. Er nahm den Ruf an, und so konnte Blarer nach neunmonatlicher angestrengter und erfolgreicher Tätigkeit sich von Eßlingen verabschieden. Auf dem Heimweg wurde er in Ulm, Memmingen und Isny noch lange aufgehalten.

Isny war bei seiner schwierigen Lage mitten im östreichischen und waldburgischen Besitz und mit dem Benediktinerstift in seinem ohnehin bescheidenen Mauerring mit bewundernswerter Treue seit Jahren evangelisch geblieben. Es war dort auch ein reges geistiges Leben und Streben im kleinen Kreise. Der Schulmeister Paul Fagius konnte mit Unterstützung des Ratsherrn Peter Buffler sogar das Wagnis der Errichtung einer hebräischen Druckerei unternehmen. Jetzt sollte dort auch nach den Memminger Grundsätzen das Kirchenwesen geordnet werden. Blarer fand „eine überaus fromme eifrige Gemeinde, aber der Stadtschreiber laicht mit dem Abt und mit den Mönchen und mit Herrn Wilhelm Truchseßen". Er machte dem Rat Angst vor dem Kaiser und vor dem Truchseß, der des Klosters Kastvogt war, „wußt auch dem Rat wohl zu sagen von den Götzen, wozu die Nutz seien". Bis März 1533 blieb Blarer da und erreichte noch die Ausräumung der Götzen in der Stadtkirche; aber das Kloster blieb. Der Truchseß wußte nicht nur ein kaiserliches, sondern was viel wirksamer war, ein Mandat des schmalkaldischen Bundes zu seinem Schutz zu erwirken. Das Beste aber was Blarer in Isny zu stande brachte, war eine Studienstiftung für Theologen und Präzeptoren, für die er in Peter Buffler den „reichen Lukull" gewann. Man fühlte ja täglich den Mangel an tüchtigen Geistlichen; denn der Dienst der evangelischen Kirche stellte bedeutend höhere Anforderungen an Charakter und Bildung, als man seither gewohnt war. Und in Süddeutschland war nicht einmal eine evangelische Universität. Darum bemühte sich Blarer so sehr, in Ulm den hebräischen und griechischen Unterricht zu halten. Nun gaben die Brüder Joß und Peter Buffler ein Stipendium von je 30 Goldgulden für vier Studierende. Die Städte Konstanz, Lindau, Biberach und Isny schlossen sich mit dem gleichen Betrage an. Die Stipendiaten wollte man beieinander „uff einer Schul und in einer Behausung halten, damit sie in gleicher Lehr, Sitten und Leben miteinander uferzogen und darnach uns und unsern Gemeinden desto einherziger zusammen richten und halten mögen. Die Stiftung hatte ihren Sitz in Straßburg.

Die Wirkung der Memminger Beschlüsse erstreckte sich bis in das lutherische und längst wohlgeordnete Reutlingen. Der versäumte Bildersturm wurde nachgeholt, der „große steinerne Herrgott", ein in der ganzen Gegend berühmtes Christusbild, zerschlagen, die Leonhardskirche abgebrochen, eine neue Kirchenordnung mit Zuchtherren eingeführt und das Ehegericht geordnet. Mit Blarer und Butzer stand Alber stets in freundschaftlichem Verkehr. Schon um der Nachbarschaft willen, aber auch nach seiner ganzen theologischen Richtung, konnte er unumwunden Blarer und seine Gesinnungsgenossen als Brüder anerkennen, auch ohne Konkordienformel. Die Klöster der Stadt gingen ein ohne Streit. 1535 übergab der Guardian der Barfüßer sein Kloster dem Rat: „Nachdem uns der allmächtige Gott unsere Herzen dermaßen erleuchtet, daß wir unseren vermeinten Gottesdienst, auch derselben Ceremonien mit der Kleidung, Kutten, Kappen und Platten mit gutem Gewissen, Gott hab Lob, frei abgestanden und also ob Gott will aus den Stricken und Banden des Antichrists nunmehr erlöst und mit gutem freien Willen außer dem Kloster gegangen sind".

In Heilbronn hatten Lachmanns beständige mündliche und schriftliche Mahnungen nicht bloß wegen politischer Sorgen, sondern zum guten Teil auch deshalb taube Ohren gefunden, weil seine sittlichen Anforderungen der alten Weinstadt wenig behagten. Seine Strafpredigten lassen erkennen, wie es oft herging. Maßlose Vergnügungssucht, Trunkenheit, Spielen, Tanzen ohne Kleider hat er zu rügen. Eine Erschütterung der Gemüter durch die Pest schaffte ihm endlich besseres Gehör. Im Dezember 1531 wurde auch hier die Gemeinde befragt, ob man die bisher noch um der Schwachen willen geduldeten Mißbräuche abschaffen solle, unangesehen Verfolgung und Gefahr, die daraus entstehen könnten. Die Bürgerschaft gab mit allen gegen eine Stimme ihre volle Zustimmung, ja sie wünschten es wäre vorlängst geschehen. Nun wurde mit der Weltgeistlichkeit und den Mönchen verfahren wie in den andern Städten. Die Klöster wurden aufgehoben. Der Rat hätte gerne eine Disputation veranstaltet und bat schon Blarer und Brenz dazu. Aber die Mönche zogen das Prozessieren vor. Eine Zuchtordnung versprach der Rat für später; doch wolle er inzwischen nur einmal in der Woche ehrbarlich tanzen lassen.

Hall wagte erst 1534 die Messe in der Schuppach- und Johanneskirche vollends aufzuheben. Wie zu Hall und Crailsheim damals gepredigt und die Kinder unterrichtet wurden, mag man aus den Kinderpredigten sehen, die Brenz der im Jahr 1533 unter seiner Mitwirkung abgefaßten brandenburgisch-nürnbergischen Kirchenordnung beigab. Zum Eingang des Vaterunsers sagt er: „Nun seht ihr wohl, lieben Kinder, wie lieb ein jeder Vater seine Kindlein hat, denn die Väter ziehen ihre Kindlein mit allem Fleiß, ernähren sie, kleiden sie, arbeiten um ihretwillen, lehren sie, bestellen ihnen Zucht- und Lehrmeister, ersparen ihnen auch Güter und sorgen für sie. Und wenn die Kindlein Unrecht tun, daß man sie strafen muß, so haben sie die Kindlein doch lieb und ist ihnen leid für sie. Und wenn sich die Kinder nun bessern und es nimmer tun, so freuen sich die Väter und ist ihnen schon alles vergeben und vergessen. Wenn ihr also betet, so redet ihr mit eurem Vater im Himmel, nicht auf Erden, denn er ist der rechte geistliche



Verhör der Geiſtlichen und Mönche vor dem Rat in Ulm. (S. 102.)

und ewige Vater. Und gleichwie die Kinder ihr Fleisch und Blut von ihrem leiblichen Vater haben und sehen ihm gemeiniglich gleich, also sollen wir auch den Geist von unserem himmlischen Vater haben und ihm nach dem Geist gleich sein, tun was er gebeut, lassen, was er verbeut und gesinnt sein nach seinem heiligen Willen". Zum 4. Gebot: „Es gefällt Gott wohl, wenn wir die Eltern ehren und ihnen gehorsam sind. Darum gefallen ihm auch alle unsere Werke wohl, die uns Vater und Mutter heißen und wenn es gleich nur wäre Stuben kehren und Wasser holen. Wir sollen aber auch den Eltern Gutes tun, aber nicht gedenken, daß wir einen großen Dank damit verdient hätten, sondern demütigen uns und bitten, sie wollens für gut nehmen, wir wollten gern Besseres tun, wenn wir könnten. Und warum? Sie sind Gottes Werkzeuge. Wenn Gott einen Menschen erschaffen will, so nimmt er keinen Leimbatzen, wie das erstemal, sondern nimmt Vater und Mutter dazu und läßt sie ein Kindlein gebären. Darnach wann wir geboren, will er uns ernähren, aber giebt uns nicht Speise vom Himmel herab, sondern giebt der Mutter Milch in die Brüste, daß sie ihr Kindlein säugt und giebt dem Vater Nahrung, daß er sein Kindlein aufziehen und kleiden kann. Weil wir aber im rechten Glauben auferzogen werden sollen, so giebt er uns Christen zu Vater und Mutter, die lassen uns taufen und dann pflanzt uns Gott eine Liebe zum christlichen Glauben durch sie ins Herz. Auch lehren sie uns weltliche Zucht, daß wir feine, friedliche, bürgerliche Leute werden, lehren uns ein Handwerk und allerlei feine Kunst. Und von ihnen haben wir das Vaterland, Bürgerrecht, Erbe. Die Ungehorsamen straft aber Gott auch: eins sticht ein Aug aus, das ander bricht den Arm, über das ander läuft ein Pferd, das fällt ins Wasser und ertrinkt, die jungen Gesellen werden ob dem Spiel auf der Gassen und im Krieg erwürgt. Und ungetreue Haushalter verderben danach, daß sie von Schulden wegen in das Geleit fliehen müssen. Oder kommt es dahin, daß sie lügen, und stehlen, so werden sie erhangen, oder müssen sie aus dem Land laufen". Wenn es das wahre Geheimnis der Frömmigkeit ist, überall im Natürlichen die Spuren des göttlichen Tuns zu sehen, so läßt sich das kaum schöner, einfacher und kindlicher ausdrücken, als Brenz es hier getan hat.

Ueberschaut man dies frische Leben und Schaffen in der Aufrichtung der neuen Kirche und in der Erfüllung ihrer Formen mit dem rechten Geist, so begreift sich die fortwährende Anziehungskraft auf die Nachbargebiete. Denn die katholische Kirche hatte dem immer noch nichts entfernt ähnliches gegenüberzustellen. Nach Hall liefen die Leute von weither, das Kochertal herauf von Ingelfingen, nachdem Chyträus dort vertrieben war. Bürger von Riedlingen gingen nach Biberach zum Abendmahl. Die Städte Riedlingen, Munderkingen, Waldsee, Saulgau und Mengen müssen sich vom König Ferdinand vorhalten lassen, daß sie die Mandate gegen die lutherische Sekte ganz liederlich halten. Mitten im Herzen Wirtembergs, angesichts der östreichischen Regierung in Stuttgart wagten die Brüder Konrad und Hans Friedrich Thumb von Neuburg in Stetten im Remstal und Köngen, beide schon längst evangelisch, dem schmalkaldischen Bunde beizutreten, und der letztere schaffte daraufhin in Köngen Messe und Bilder ab. Gegen die Sorge, welche im reformierten Gebiete dem religiösen Jugendunterricht in

Schule und Kirche gewidmet wurde, stechen die Zustände traurig ab, welche die wirtembergische Bettelordnung von 1531 beklagt: Die Jugend weiß nicht, was sie Gott, ihrer Obrigkeit und dem Nächsten schuldig ist, da sie nie etwas davon hören, sondern immer auf der Gasse und unter den Fleischbänken und anderswo spielen, wo sie nur von Ueppigkeit und schändlichen Dingen hören und lernen, Gott lästern, alle Leichtfertigkeit üben, lügen und betrügen". Es mußte auch in Wirtemberg endlich anders geholfen werden, als mit polizeilichen Mitteln, Landes- und Bettelordnungen.

Fünftes Kapitel.

Herzog Ulrichs Rückkehr und die Reformation in Wirtemberg.

„Die Leithund sein verzaget
Der Hirsch ist aus dem Strick
Den sie lang hand gejaget
Durch falsch erdichte Stück."
Volkslied auf Herzog Ulrichs Rückkehr.

Fünfzehn Jahre waren verflossen seit Ulrich in der Verbannung weilte. Inhaltsreiche Jahre waren es gewesen für die Welt, aber auch für ihn, der verurteilt war nicht mitzuhandeln, sondern zuzusehen. Er hat 1523 vermutlich zuerst durch Hartmut von Kronberg, einen fränkischen Ritter, Anhänger Sickingens und auch Luther treu ergeben, die persönliche Anregung zur Beschäftigung mit dem Evangelium erhalten. Etwas wie persönliches religiöses Leben ist ja wohl vorher bei ihm kaum vorhanden gewesen. Diese Seite seines Gemüts war ein unbeschriebenes Blatt. Darum gab er sich dem mächtigen Zug der neuen Lehre ohne Rückhalt hin, schon zu einer Zeit, wo unmittelbar nach Sickingens Fall von politischer Berechnung dabei kaum die Rede sein konnte. Er hat dann in Basel den Umgang Oekolampads gesucht. Mit Zwingli, der ihn bisher mit den Augen Ulrich Huttens angesehen und verabscheut hatte, kam er bald in freundschaftlichen Verkehr. Zwingli lernte anders über ihn urteilen und gewann die Ueberzeugung, daß es dem Herzog mit seinem Uebertritt tiefer Ernst war. Die hohe Vorstellung von den Pflichten eines Fürsten, die durch Luthers Lehre verbreitet wurde, war gerade für ihn, den herrischen, selbstbewußten und rechthaberischen Mann, eine treffliche Schule. Er wußte nun, daß er seinem angestammten Lande nicht nur sich selbst, sondern auch das Beste, was Gott der Zeit gegeben, das Evangelium, zu bringen hatte. Daß sich in den Jahren der Verbannung, die ihn oft in größte Not und Armseligkeit hineinführten, besonders nach den mißlungenen Anschlägen von 1525, eine Läuterung seines Charakters vollzog, ist unverkennbar. Da hatte die Volksstimme recht, wenn es im Lande hieß, im Elend haben die Schweizer den Herzog das Beten gelehrt und das Volkslied aussprach, Gott habe ihn mit seinem Wort erbaut. Mag die mildere Stimmung seiner bairischen Schwäger gegen ihn mehr dem Bedürfnis entsprungen sein, dem Kaiser und Ferdinand Schwierigkeiten zu machen, mag bei Philipp von Hessen ebenfalls die Absicht stark mitgespielt haben, ihn

zur rechten Zeit gegen den Kaiser zu benützen und der protestantischen Sache mit seiner Einsetzung zu dienen, so war das bei dem Kurfürsten von Sachsen sicher nicht der Fall, und doch hat er und haben eine ganze Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten ohne Unterschied des Glaubens sich 1529 ernstlich beim Kaiser für ihn verwendet. Das wäre gewiß nicht geschehen, wenn es sich um einen persönlich Unwürdigen gehandelt hätte. Für Ulrichs Vorgänger, Eberhard II., der ja auch vertrieben wurde, hat sich auch unter seinen fürstlichen Standesgenossen niemand ernstlich geregt. Er hat auch in den folgenden Jahren seiner Regierung die Erwartungen nicht enttäuscht, die man in ihn gesetzt, obgleich die alte Gewalttätigkeit und der alte Trotz immer wieder bei ihm zum Vorschein kamen. Diese Eigenschaften traten besonders unangenehm hervor in dem Streit mit der bundes- und glaubensverwandten Stadt Eßlingen über Jagdrechte und in seinem Verhalten gegen seinen Sohn Christoph. Der Chronist Dreytwein von Eßlingen nennt ihn noch bei der Erzählung seines Todes „der groß Tyranisirer, der wilden Säu Vater"; aber im Land Wirtemberg war die Volksstimmung stets für ihn und wurde es immer mehr, vollends seit man wußte, daß er evangelisch war. Wie manchem war es gegangen, wie dem Pfarrer Reich von Horrheim, den der Henker Aichelin aufhängte, weil er „Herzog Ulrich wohl bekannt" war. In Scharen strömte das Volk nach Eßlingen, als dort reformiert wurde und hörte die Predigt eines alten Denkendorfer Mönchs, der ermahnte zu beten für den frommen Herzog Ulrich, der unschuldig von Land und Leute vertrieben. Nach allen Bemühungen um gütliches und rechtliches Verfahren, wurde es doch immer deutlicher, daß auf diesem Weg nichts zu hoffen war. Da entschloß sich Philipp von Hessen nach 7jährigem Warten endlich den Weg der Gewalt zu versuchen. Er hatte nicht auf viel Unterstützung zu rechnen. Der schmalkaldische Bund beteiligte sich nicht; nur von Frankreich kam Geld. Dagegen war der Augenblick geeignet. Der schwäbische Bund hatte sich aufgelöst, die Herzöge von Baiern blieben neutral, der Kaiser war fern und Ferdinand, der an keine ernstliche Gefahr glaubte und kein Geld daran rücken wollte, war nicht gerüstet. Im Mai 1534 drangen Philipp und Ulrich in raschem Zug ins Land ein und schlugen am 13. Mai den Statthalter Pfalzgraf Philipp bei Lauffen. Es war ein leichter Sieg gegen eine bedeutend schwächere Macht und das Landesaufgebot, das nur mit halbem Herzen mitkämpfte. Gute Manneszucht und Schonung des Landes gewann die Herzen. Mit Freuden öffnete die Hauptstadt ihre Tore. Das Volk sang Siegeslieder auf die Schlacht von Lauffen und die Heimkehr des lang Verbannten. Am 14. Mai schon konnten die verbündeten Fürstlichkeiten Einzug in Stuttgart halten. In der Stiftskirche predigte sogleich — es war Himmelfahrtsfest — der hessische Hofprediger Konrad Oetinger und im Lager bei Untertürkheim Alber. Das ganze Land mit Burgen und Festungen wurde ebenso leicht eingenommen, wie es einst verloren gegangen war. Aber wenn sich Ferdinand, der doch mehr durch Ueberraschung besiegt war, nicht in sein Schicksal ergab, wenn er alle Machtmittel Oestreichs aufbot, so mußte ein Kampf entbrennen, dessen Ausgang noch recht zweifelhaft war, darum suchte denn auch Philipp sofort nach Erreichung dieses ersten Ziels Frieden zu machen. Es gelang durch Vermittlung der

Kurfürsten von Sachsen und Mainz im Vertrag von Kaden. Ulrich bekam sein Land zurück, aber als Afterlehen von Oestreich, eine spitzfindige Sache, die eigentlich mit der Stellung des Herzogs von Wirtemberg als Reichsfürst sich nicht vertrug. Ulrich nahm diese Bedingung sehr schwer auf und besann sich lange, ob er annehmen solle. Fast wäre es darüber zum Bruch zwischen ihm und Philipp gekommen. Aber es blieb ihm nichts anderes übrig, und es war wenigstens eine friedliche Anerkennung, die ruhigen Besitz des Landes verbürgte. Das Reformationsrecht war Ulrich stillschweigend zugestanden und nur die gefürsteten Abteien und reichsfreien Ritter davon ausgenommen. Das traf zu auf Zwiefalten. Aber auch Maulbronn und Königsbronn suchten sich auf ihre Reichsunmittelbarkeit zu berufen. Sodann mußte Ulrich noch ausdrücklich versprechen, Sakramentierer und Wiedertäufer nicht zu dulden.

Daß in Wirtemberg reformiert werden sollte, das war Ulrichs feste Absicht, das war auch die Voraussetzung des Zugs, den Philipp unternommen hatte und der Vermittlung Sachsens. Im Land selbst erwartete es kein Mensch anders:

Dem Pfaffeng'schmeiß war Angst und bang
Des Fürsten Zukunft legt ihn 's Gsang
Der Mut war ihn' entfallen
Um und um ward mit ihnen fehl
Dem Schelmen zittert Leib und Seel
Es g'schwand ihn eben allen.

O edler Fürst so hochgeborn
Wie hand sie deine Schäflein b'schorn
Sogar auf dürrer Heide!
Du hast das Schwert in deiner Hand
Das Gott vom Himmel dir gesandt,
Führ sie auf gute Weide
Nach Christi Wort und seiner Lehr,
So sammlest dir ein großes Heer.

So hieß es im Lied, das vermutlich ein Bäcker aus Stuttgart gedichtet hat. Da war denn die erste große Frage, wer die Männer sein sollten, die man zum Reformationswerk herbeirief. Ulrich selbst war mit Oekolampad und Zwingli seit Jahren befreundet, von der Schweiz und von Straßburg hatte er in den Jahren der größten Not Unterstützung erhalten. Der Aufenthalt in Hessen hatte gewiß nicht dazu beigetragen, ihn zum Lutheraner zu machen, so sehr er Luther verehrte. Aber wie Philipp von Hessen doch eine lutherische Landeskirche hatte und sich dieser Richtung fügte, so empfahl es sich auch für Ulrich, schon wegen des Verbots der Sakramentierer im Kadener Frieden. Auch das Land war beiden Richtungen zugetan. Von Heilbronn und Hall her wirkte das Luthertum und der Name Brenz, während von Ulm, Eßlingen und Straßburg aus die oberländische Weise eindrang und Blarers Name eben jetzt den besten Klang hatte. Es empfahl sich also eine vermittelnde Richtung, die Ulrich dadurch zu finden hoffte, daß er von beiden Parteien je einen Mann wählte. Die Wahl fiel auf Schnepf und Blarer, beide schon im Land wohlbekannt, wenn auch beide nicht Landeskinder, sondern

Reichsstädter und beide bisher nicht Rufer im Streit. Brenz konnte nicht in Frage kommen, weil er sich auf keine Vermittlung eingelassen hätte. Dagegen sprach man von Melanchthon. Blarer wurde von Straßburg aus empfohlen und der Landgraf machte auf Schnepf aufmerksam, der sich von seiner Marburger Professur nach der schwäbischen Heimat sehnte. Schnepf, dessen Schnabel in Augsburg nicht umsonst gerühmt worden war, war ein sehr redemächtiger, weltgewandter Herr, der durch seine bisherige Stellung an der Universität und am hessischen Hof für seinen neuen Platz wohl vorbereitet war. Er verstand es, sich auch unter Hofleuten und allmächtigen fürstlichen Räten zur Geltung zu bringen. Dagegen fehlte ihm die volkstümliche Ader, er schrieb auch lieber lateinisch als deutsch.

Das Zusammenwirken der beiden Männer hing davon ab, ob sie sich in der Abendmahlsfrage einigermaßen verständigen konnten. Zwar verlangte Schnepf zuerst in Anwesenheit des Herzogs rundweg von Blarer die Anerkennung der fleischlichen Gegenwart Christi im Abendmahl und des Genusses der Gottlosen, was Blarer ablehnte mit der Berufung, daß nicht einmal Luther selbst das gefordert habe. Er wollte das Augsburger Glaubensbekenntnis ohne weitere Auslegung zu Grund gelegt wissen. Erst bei einer zweiten Besprechung vor dem Herzog wurden die Geister milder. Schnepf begnügte sich mit einer höchst verzwickten Formel, welche die Wirklichkeit und Wahrheit des Heilsguts mit den denkbar stärksten Worten aussprach und doch grobe, fleischliche Vorstellungen ausschloß. Die Formel war in Marburg einst auch besprochen und von Luther gebilligt worden. Freudig erregt sprang der Herzog auf, der mit großer Geduld dem Aufmarsch der Bibel- und Väterstellen, der Gründe und Gegengründe zugehört hatte und rief: „Ich will des Zeuge sein. Das walte Gott. Das

Ambrosius Blarer.

soll eine gute Stunde sein. Ich weiß Anschläge und Praktiken, die gewißlich zu unnütz werden, so mein Land sich mit den Städten vergleichen kann". Die Eintrachtsformel wurde von beiden unterschrieben und im übrigen ausgemacht, daß jeder immer etwas nachgeben sollte, um den rechten Mittelweg für die Ordnungen der neuen Kirche zu finden. Freilich gab es jetzt ein großes Geschrei, Blarer habe seinen Zwinglianismus widerrufen. Gerwig Blarer in Weingarten, des Reformators unähnlicher Onkel, freute sich über die Niederlage seines Neffen und Eck schrieb eine triumphierende Schrift über seinen Widerruf. Auch Schnepf scheint diese Auffassung in lutherischen Kreisen verbreitet zu haben; der Landgraf und Melanchthon schrieben ihm mahnende Briefe. Für den öffentlichen Gebrauch und die Verpflichtung der Pfarrer wurde doch nicht die spitzfindige Stuttgarter Formel, sondern nach Blarers ursprünglichem Vorschlag die augsburgische Konfession benützt. Und Schnepf hat wirklich, soweit es eben in jener Zeit möglich war, ehrlich Frieden gehalten. Das Land wurde nun in zwei Bezirke geteilt, Schnepf bekam das Land unter den Steig, d. h. der Stuttgarter Weinsteige, und nahm seinen Sitz in Stuttgart als Prediger an der Hospitalkirche. Blarer wurde das Land ob der Steig zugewiesen. Der Herzog führte ihn persönlich in Urach und Tübingen ein. Die Befugnisse der beiden Reformatoren waren recht unbestimmt. Der Herzog, 15 Jahre lang der Freude des Regierens beraubt, wollte alles selbst machen. Die Aufrichtung einer dem göttlichen Wort entsprechenden Ordnung im Lande sah er als seine erste Regentenpflicht an, wie ein alttestamentlicher Josia. Die Ehe zwischen Kirche und Staat, wie sie die Reformationszeit überall brachte, fiel so in Wirtemberg enger aus als irgendwo anders. Natürlich kam dabei die Hauptrolle im einzelnen doch nicht dem Herzog zu, sondern seinen Räten und Beamten, so sehr er sich auch um Kleinigkeiten kümmerte, gerade kirchliche Fragen eingehend erwog und mit den Theologen persönlich besprach. Aber sein Interesse an den Einzelheiten war doch nicht nachhaltig und gleichmäßig genug. Er besaß auch nicht den überlegenen Verstand, vor dem sich alle ohne weiteres gebeugt hätten. Der Staatsmaschine fehlte so der gleichmäßige Gang. Schnepf und Blarer erscheinen oft nur als theologische Berater der Vögte und Amtleute, während sie wieder als herzogliche Kommissäre mit großer Machtvollkommenheit auftreten und ihr wirklicher Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung viel größer war, als ihre formelle Befugnis. Außerdem war in keinem bisher reformierten Land ein so schroffer Uebergang gewesen. Derselbe evangelische Glaube, der vor wenigen Wochen noch blutig verfolgt worden war, wurde nun von Regierungswegen angeordnet. Die Reformarbeit wurde mit mißgünstigen Augen scharf beobachtet. In Urach saß ein bairischer Spion Hans Wern, der dem bairischen Kanzler Eck Stoff zu seinen Umtrieben gegen Ulrich lieferte, und von Rottenburg aus wurde getreulich an Ferdinand berichtet.

So war es eine recht schwierige Aufgabe. Vor allem mußte erst das Volk mit der evangelischen Lehre vertraut gemacht werden, von der man bei aller Sehnsucht darnach noch recht wenig Begriffe hatte. Wern mochte nicht so Unrecht haben, wenn er berichtete, daß das gemeine „Böfel" die Reformation ersehne, weil es darunter die

Entlastung von Gülten und Renten verstehe. Das waren Nachklänge vom Bauernkrieg, wie sie auch im Ulmer Land zum Vorschein gekommen sind. Die Wiedertäuferei war tief eingewurzelt. Da war das erste Geschäft der Reformatoren Predigt und Sorge für Bestellung von Pfarrern. Ulrich betrachtete alle Ernennungen, die in östreichischer Zeit geschehen waren, als ungültig und verlangte also auch von den Pfarrern, daß sie erst Bestätigung bei ihm nachsuchen. Dadurch wurde es erleichtert, die Widerstrebenden abzuschaffen. Schnepf und Blarer ritten selbst als Reiseprediger durchs Land. Blarer schildert selbst seine Mühen, wie er von Ort zu Ort zog und täglich zweimal predigte, wie ihm dabei auch etwa einmal sein Rößlein verunglückte, das er von Konstanz mitgebracht. Die Pfarrer wurden in die Amtsstädte vorgeladen und ihnen anheimgestellt, ob sie sich der Reformation des Herzogs fügen wollen oder nicht. Die Willigen wurden auf ihren Stellen belassen, mußten sich auf die augsburgische Konfession verpflichten und ihre Mägde heiraten, so sie hatten. „Es tragen sich jetzt bei uns im Land zu Wirtemberg seltsame Läufte zu", schreibt ein Pfarrer des Vaihinger Amts seinem Patron, dem Abt von Maulbronn, „M. Erhardt Schnepf, von unserem gnädigen Herrn, wie er sagt, hinausgeschickt, alle Aemter zu durchreiten, beruft die Priesterschaft und mutet ihr zu, in eine Reformation, die dem Evangelio ähnlich, zu willigen. Dabei wirft er etliche Artikel vor: Die Messe sei kein Opfer, die Fürbitte der Heiligen, das Gebet für Verstorbene und das Fegfeuer seien zu verleugnen und anderes, welches das Evangelium, wie er meint, mit sich bringt". In manchen Aemtern, wie im Vaihinger, gingen fast sämtliche Pfarrer darauf ein. In Tübingen nahmen 7 an, 12 weigerten sich und unter den 7 waren viele unbrauchbare. Die Absetzung der Altgläubigen geschah mit Schonung. Denen, die das geistliche Amt aufgaben, wurde ein Leibgeding ausgesetzt, sie durften ungekränkt im Lande bleiben, nur mußten auch sie ihre Mägde zur Ehe führen. Die das nicht wollten, fanden leicht auswärts Stellen. Der Ersatz für sie war schwierig. Es mochte sich immerhin um einige 100 Pfarrer handeln, die so von heute auf morgen zur Stelle geschafft werden sollten, während doch überall großer Mangel an ausgebildeten Theologen war. Von allen Teilen Deutschlands wurden Leute angenommen. Diese Fremden vermochten sich oft in Land und Leute nicht recht zu schicken. Auch manche Eiferer zwinglischer oder lutherischer Art, die hereinkamen, konnten ihre Predigtweise nicht so schnell auf den milderen wirtembergischen Ton stimmen. Die Söhne des Landes, die bisher auswärts hatten Unterkunft suchen müssen, kamen jetzt auch mit Freuden zurück, so Martin Cleß, früher in Göppingen, Johann Gayling, Leonhard Werner u. a. So gelang es in überraschend kurzer Zeit, die Pfarreien zu besetzen und zwar dank dem sorgfältigen Verfahren der Reformatoren bei der Prüfung der Anzustellenden doch im ganzen mit würdigen Leuten. Wie der Herzog mit Stellen seines Patronats verfuhr, so befahl er auch den Aebten und Adligen, die seiner Macht unterstanden, die ihrigen mit evangelischen Pfarrern zu besetzen. Wenn sie keine finden, werde ihnen der Herzog seine Kandidaten zuschicken.

Man hat oft der Reformation Ulrichs den Vorwurf gemacht, daß es eine rein äußerliche, von oben befohlene Sache gewesen sei: Ulrich habe nur die Kirchengüter

haben wollen und das Volk sei dem Kommando gleichgültig gefolgt. Aber zu einer solchen Arbeit hätten sich Männer wie Blarer und Schnepf nicht brauchen lassen. Ein Blick in Blarers Briefe kann das wiederlegen und zeigen, wie eifrig die Reformatoren bei ihrer Arbeit waren, mit welcher tiefer inneren Beteiligung des Gemüts das geschah. Eselslasten seien ihm aufgelegt, kann er wohl klagen, unter denen er fast zusammenbreche, aber um Christi willen wolle er auch dies durchmachen und nicht von seinem Posten weichen. Aber er urteilt auch aus gründlicher, persönlicher Bekanntschaft mit dem Herzog, mit dem er oft tagelange Besprechungen hatte: „Er ist wahrhaftig ein Christ und sucht Christum". Ist es nun schon nicht wahr auf Seiten des Fürsten, daß bloß äußerliche Gründe der Staatsklugheit, oder private Habsucht maßgebend gewesen seien, so wäre es mehr als kindlich, anzunehmen, daß sich das wirtembergische Volk in wenigen Monaten zu einem neuen Glauben hätte kommandieren lassen, zu dem es keinen inneren Trieb und Zug empfand. Freilich das Volk wurde nicht gefragt. Aber das lag in der Zeitanschauung, wie sie sich schon ganz fest ausgebildet hatte. Auch den demokratischen Reichsstädten ist es nicht eingefallen, ihre „Untertanen" auf dem Lande zu befragen. Und Ulrich war der letzte, seinen Fürstenrechten etwas zu vergeben. Aber er brauchte auch das Volk nicht mehr zu fragen; denn dessen Gesinnung war längst aller Welt bekannt. Er wußte, daß er sich auf keine Weise besser einführen konnte bei seinem Volk, als durch die Reformation. Die Akten berichten denn auch Einzelzüge genug, an denen die ausbrechende Freude des Volkes zu spüren ist. Die Weinsberger bitten sogleich im August 1534 um Einsetzung Joh. Gaylings: der päpstliche Pfarrer sei mit seiner Lehre ganz unfruchtbar und gar nicht angenehm gewesen. In Waiblingen stimmte die Gemeinde in der Kirche das Glaubenslied von Paul Speratus an: „Es ist das Heil uns kommen her", als Schnepf den alten Prediger Leonhard Werner als Pfarrer wieder einführte, während die Priester vor dem Altar ausspieen und die Kirche verließen. Die Messe hörte in Stuttgart, Cannstatt und Herrenberg ohne Befehl von selbst auf. „Die Priester hatten ihre eigenen Gründe dazu", schreibt Blarer. Sie waren Hirten ohne Herde geworden. Im ganzen ließen sich die Gemeinden die Reformation mindestens so gern gefallen, daß über Widerstand nur in wenigen Fällen berichtet wird, so von Balingen, Tübingen und dem nahen Entringen. In Tübingen war es die Universität und wie überall im Land, die Ehrbarkeit, die dem Herzog und der Reformatiou feindlich war. Tübingen war ja der Hauptsitz dieser ehrbaren Familie, die schon vor Ulrichs Vertreibung in bitterer Feindschaft mit ihm lebten. Sie hatten ihre Gesinnung festgehalten und schielten jetzt immer noch nach Oestreich und Baiern. Schadenfroh berichtet Hans Wern von Blarers Auftreten in Tübingen: „niemand Rechtschaffener geht in seine Predigt, die Ehrbaren und Reichen von der Landschaft sind noch gut des alten Glaubens". Aber das Volk strömte auch dort ihm zu. Nach einigen Monaten stand es im ganzen Lande so, daß man die wenigen Altgläubigen schon fast mit Namen nennen konnte.

Da war die Zeit bald gekommen, wo man mit Aenderung der kirchlichen Ordnung vorgehen konnte. Die neuen Pfarrer hatten natürlich gar nicht mehr angefangen, Messe

zu lesen. An anderen Orten war sie von selbst eingeschlafen, auch wo noch Priester waren. Am 2. Februar wurde nun in Stuttgart auch in der Stiftskirche die Messe abgetan. Die Stiftsgeistlichkeit sang drei Aemter, „wobei viel Volks in der Kirche gewesen und viele Lichter und Kerzen gebrannt und das Volk sehr geweint", das war der Abschied. In den andern Stuttgarter Kirchen wurde schon vorher das Abendmahl auf evangelische Weise gehalten. Dabei schloß sich auch Schnepf an die einfache Reutlinger Art an. Die Verschiedenheit der Gebräuche zwischen ihm und Blarer war so nicht allzu groß. In Tübingen brauchte es ein besonderes, scharfes Mandat des Herzogs, und erst am 21. März konnte Blarer das erste evangelische Abendmahl in der Stiftskirche halten. Aber weder in Tübingen noch anderswo wurde Gewalt gebraucht, kein Scheiterhaufen rauchte, kein Schafott wurde errichtet, kein Gefängnis für Märtyrer des katholischen Glaubens aufgetan. Es war auch nicht nötig. Wo keine Freudigkeit zum neuen Glauben war, genügte doch der sanftere Druck herzoglichen Befehls und Beispiels. Aber auch die hartnäckigen gingen vorläufig ungekränkt zur Messe in angrenzende katholische Orte. Noch mehrere Jahre lang wurden erklärte Katholiken in städtischen Aemtern in Stuttgart und Calw ruhig belassen. Der Professor der Medizin Michael Rücker in Tübingen blieb Papist bis an sein Ende im Jahr 1561.

Erhard Schnepf.

Gleichzeitig wurde die Reformierung der Klöster in Angriff genommen. Es handelte sich dabei weniger um Bekehrung etlicher 100 Mönche und Nonnen, die man ja im Weigerungsfall auch hätte über die Grenze schaffen können. Es war vielmehr eine politische Maßregel, wie die Säkularisation am Anfang des vorigen Jahrhunderts. Es handelte sich um wichtige Rechte und großen Besitz. Die Aufhebung der Klöster war schon lange erwogen und durch ihre steigende Unterwerfung unter die Staatsgewalt seit Jahrzehnten vorbereitet. Wohl ist der Zusammenbruch alter Herrlichkeit ein schmerzlicher Anblick. Aber das Schicksal war nicht unverdient. Der Stand der Mannsklöster insbesondere war nicht gerade herrlich. In allen war eine größere oder kleinere lutherische Partei, trotz aller Aufmerksamkeit des östreichischen Regiments. Der

Landtag von 1525 beschuldigte die Aebte großer Pracht, faulen Lebens und öffentlichen Mutwillens. Zänkereien der Insassen waren an der Tagesordnung. In Anhausen und Alpirsbach beklagten sich die Klosterbrüder über Vernachlässigung: Der Abt lasse sich köstliche Kleider machen und lasse die armen Brüder nackt gehen. Die Klosteruntertanen leiden unter dem ungleichmäßigen, unvernünftigen und willkürlichen Regiment mancher Aebte und ihrer Vögte. Es ist unverkennbar unter den Stürmen der Zeit der Geist auch in den reformierten Klöstern wieder arg gesunken. Am leichtesten gestaltete sich der Uebergang, wenn die gegenwärtigen Inhaber des Klosterguts freiwillig zu Gunsten des Herzogs verzichteten und das wiederum machte sich von selbst, wenn sie zur evangelischen Kirche übertraten. Darum wurden zunächst sämtlichen Klöstern Lesemeister zugeschickt, welche das Bekehrungswerk betreiben sollten. Zugleich aber wurde eine genaue Vermögensaufnahme durch herzogliche Beamte vorgenommen und die Veräußerung von Klostergut verboten. Zu dem schwierigen Amt der Klosterprediger wurden tüchtige Männer ausgesucht. Nach Hirsau kam Theodor Reismann, bisher Lehrer an der Burs in Tübingen, ein vielgewanderter Humanist, zum großen Entsetzen des Abts mit seiner Frau. Mehrere Mönche schlossen sich freundlich an ihn an und baten selbst beim Herzog für ihn gegen die Klagen des Abts. In Maulbronn konnte ein Klosterbruder selbst als Lesemeister verwendet werden. Der Abt hatte sich bei Zeiten mit allem beweglichen Gut nach Speier geflüchtet. Um so leichter ließ sich ein Teil der Mönche gewinnen. Der Abt von Alpirsbach war einst Blarers nächster Freund im Kloster gewesen und hatte mit ihm noch mehrere Jahre korrespondiert, bis die Abtswürde ihn doch den alten Freund entfremdete. Als nun Blarer nach Alpirsbach kam, um die „Götzen" zu zerstören, mit denen er einst als Jüngling selbst die Kirche hatte schmücken helfen, da erinnerten sie sich wohl der alten Freundschaft. Die zwei einzigen katholisch gebliebenen Brüder klagen nachher gegen den Abt, er sei Arm in Arm mit Blarer durchs Kloster gegangen und habe seinem Freunde alles gezeigt. Aber er schickte doch das „Pfäfflein" wieder fort, das ihm Blarer zusandte und bat, da er wieder einen Prediger bekam, sowohl Blarer als den Herzog, ihn solcher Prädikanten künftig zu überheben, dieselben werden ihm den Himmel weder auf- noch zuschließen. Nachdem der Herzog von seinem Besuch in Wien bei König Ferdinand im Juli 1535 zurückgekommen war und dort erst eine klare Auslegung des Kadener Vertrags erreicht hatte, schritt man weiter zur Abfertigung der Mönche mit einem Leibgeding, so weit sie nicht etwa als Pfarrer verwendet werden konnten, selbstverständlich gegen Verzicht auf alle weiteren Ansprüche an das Klostergut. Der Revers, den sie zu unterzeichnen hatten, enthielt das Bekenntnis zu der christlichen Reformation des Herzogs. Doch gab es auch eine andere Form, wo der Abgefertigte bekennt, daß er „die Gnad noch nicht empfangen, die Wahrheit des Evangeliums zu erkennen". Aber auch bei ihnen war die Voraussetzung des Leibgedings, daß sie in kein auswärtiges Kloster mehr eintraten. Die streng an ihrem Gelübde festhaltenden Mönche weigerten jede Verschreibung und flohen, so in Murrhardt und Lorch fast der ganze Konvent, in Bebenhausen 20, während 18 evangelisch wurden. Die Ausgetretenen

gingen einem harten Los entgegen, denn in den Klöstern ihres Ordens waren sie keineswegs immer willkommene Gäste, wenn sie so ankamen „ohne Gelieger und Gefieder". Die große Mehrzahl nahm doch das Leibgeding an. Für die, die im Kloster zurückblieben, wurde eine evangelische Klosterordnung eingeführt, die sich mit Aufhebung der Messe, des Mönchsgewandes und der Tonsur sonst ziemlich an die gewohnte Tagesordnung anschloß. Schon im Herbst 1535 waren es so wenige, daß man sie alle bis auf wenige Alte und Kranke in Maulbronn unterbringen konnte. Die Herren Aebte wurden mit besonderer Rücksicht behandelt. An ihrer Person hing ja das Recht auf das Klostergut. Sie erhielten 200—400 fl. Leibgeding und den Titel eines herzoglichen Rats, durften im Kloster bleiben und neben dem herzoglichen Pfleger an der Verwaltung teilnehmen. Einzelne erhielten, wie der Abt von Murrhardt, wohl die Vergünstigung, die Kutte weiter zu tragen. Die sämtlichen Einkünfte der Klöster flossen in die Staatskasse; die Briefe und Pergamente, die Wertsachen wurden alle nach Stuttgart geführt. In Herrenalb wollte der Abt die Herausgabe des Vermögens weigern. Da erschien die Kommission, der Hofmeister Balthasar von Gültlingen, der Obervogt Harter von Tübingen und Blarer, mit 30 Reitern und 70 Schützen, die beim Einzug und Abgang die Büchsen abschossen, „daß die Tannenbäum zitterten und Berg und Thal widerhallten". Mit Trauern berichtet ein treuer Mönch, wie dann die heiligen Gefäße, Monstranzen, Abtstab, Meßgewand, silberne und goldene Trinkgeschirre, alles durcheinander, „wie die Schuhmacher die Leist" in Säcke geworfen und fortgeführt wurde. Es blieben doch in Herrenalb nur 4 Brüder mit dem Abt katholisch, die andern traten alle über. Der Abt Lukas Götz selbst wurde im Jahr 1536 unter der Anklage 30 000 fl. vom Klostergut bei Seite geschafft zu haben, gefangen gesetzt und starb nach zehnjähriger Haft in Stuttgart, der einzige Märtyrer, doch auch nicht des Glaubens, sondern des Geldes.

Viel härter und dauerhafter war der Widerstand in den Frauenklöstern. Die Nachbarpfarrer, die beauftragt waren, den Nonnen zu predigen, hatten nicht viel Erfolg zu verzeichnen. Nur in Rechenshofen trat ein größerer Teil des Konvents unter blutigen Händeln aus. In Lauffen schlossen sich die Nonnen zuerst in die Kirche ein und beteten Tag und Nacht. Allmählich nahmen einige wenige Leibgeding an und zogen fort, so 15 Pfullinger Nonnen, die sich zuerst am meisten gesträubt. Als Zeichen der überaus trinkbaren Zeit möge erwähnt sein, daß den Frauen neben ihrem Bargeld je $2\frac{1}{2}$ Eimer Wein jährlich verschrieben wurden. Den übrigen wurde ein Klostervogt gesetzt, der katholische Gottesdienst und die Aufnahme von Novizen ihnen verboten. Trotzdem wichen sie nicht von ihrem Platz und harrten mit großer Standhaftigkeit aus. Doch hatten sie weiter nichts zu leiden, als eben die Absperrung von ihrem Gottesdienst und ihren Glaubensgenossen.

Eine schwierige Sache für sich war die Reform der Universität. Diese war ja auch eine geistliche Körperschaft mit völlig freier Selbstverwaltung und eigenem Vermögen. Die tonangebenden Professoren, vor allem der Kanzler und Probst an der Stiftskirche, Ambrosius Widmann, waren katholisch und östreichisch gesinnt und blieben

es jetzt erst recht gegenüber dem Herzog und seinen Neuerungen. Sie hatten durchaus keine Lust, sich den strengeren Begriffen von Staatsverwaltung unterzuordnen. Die Herren hofften wohl, daß die neue Herrlichkeit nicht lange dauern werde. Blarer hatte eine schwierige Stellung. Zwar, daß er nur Magister war, hätte ihm wohl noch keinen Eintrag gethan, denn auch Melanchthon und Schnepf haben nie höhere akademische Grade erklommen. Aber er stand in gar keiner Beziehung zur Hochschule, war nicht einmal Pfarrer von Tübingen, sondern nur herzoglicher Kommissär nicht einmal für die Universität extra, sondern auch noch für Klöster und Bauern. Und so von einem, der in gar keinem Sinn zu ihr gehörte, wollte sich die Universität nicht reformieren lassen. Das allerschlimmste aber in den Augen der Professoren war Blarers Zwinglianismus. So machten sie ihm das Leben sauer, so gut sie konnten. Sie erklärten es für unter ihrer Würde, sich bloß in den neuen Glauben hineinpredigen zu lassen, wie die Bauern und verlangten eine Disputation. Blarer erbot sich oft dazu; aber sie verlangten einen Akademiker, womöglich Melanchthon. Auf eine neue Ordnung wollte sich die Universität überhaupt nicht einlassen, so daß der Herzog im September 34 schrieb „wir hätten uns von Euch solcher Grobheit und Hartnäckigkeit nicht versehen". Im Oktober trat dann an Blarers Seite der von ihm vorgeschlagene Grynäus, ein Gelehrter von umfassendem Wissen, liebenswürdig und gewandt; aber noch viel mehr Zwinglianer als Blarer. Nach den Vorschlägen, die sie einreichten, wurde die neue Ordnung durch herzoglichen Befehl einfach eingeführt, ohne weiter des Widerspruchs zu achten. Diese Ordnung schied die Elementarschule und das Pädagogium als vorbereitende Schulen deutlich von der Universität ab, verlangte für das Studium der Theologie einzig Unterricht in der heiligen Schrift nach den Grundsprachen und machte zur Bedingung, daß sämtliche Professoren der wahren, evangelischen Lehre anhängen. Das war die einschneidendste Maßregel. Der Kanzler Widmann ging nach Rottenburg. Von den vier Theologen blieb nur Käuffelin im Amt. Der alte Peter Brun wurde pensioniert, durfte aber in Tübingen wohnen und konnte noch lange die Studenten bearbeiten, doch bei der römischen Kirche zu bleiben. In den Neuberufungen waren

Simon Grynäus.

Blarer und Grynäus glücklich. Es gelang, bedeutende Männer, die Philologen Joachim Cammerarius und Volmar Roth, den Juristen Sichard und den Mediziner Leonhard Fuchs zu gewinnen. Der Herzog scheute dafür bedeutende Geldopfer nicht; trotz seiner Sparsamkeit lag ihm die Blüte der Universität sehr am Herzen. Aber bedauerlich war, daß sich für die damals wichtigste Fakultät, die theologische, kein Mann von überragender geistiger Bedeutung gewinnen ließ. Wohl berief man Paul Phrygio, einen tüchtigen Sprachenkenner und trefflichen Pfarrer, aber in der Theologie wenig ausgesprochenen Zwinglianer. Die Neuberufenen waren entweder lutherisch oder noch etwas katholisch; so gab es nur neuen Stoff zum Streit bei aller Friedfertigkeit Phrygios. Grynäus selbst ließ sich nicht in Tübingen halten. Er hatte für seine dogmatische Vorlesung eben als Zwinglianer nicht einmal Zuhörer gefunden und zog weg, noch ehe das Jahr um war, für das er sich verpflichtet hatte. Im Herbst kam Melanchthon auf einige Wochen nach Tübingen und wurde von Blarer und vom Herzog selbst zu Rate gezogen. Das Ergebnis der Beratung war, daß Blarer, der nach Grynäus Abgang vollends keinen Boden mehr in Tübingen hatte, seines Amtes als Kommissär enthoben wurde. An seine Stelle traten Brenz und Cammerarius. So kam eine neue durchgearbeitete Ordnung zu stand, die aber nicht viel änderte. Nur wurde für die Erteilung akademischer Grade wieder Vorsorge getroffen. Das war seither nur auf Grund päpstlichen Privilegs möglich gewesen und dieses war mit des Kanzlers Widmann Abgang verloren gegangen. Blarer aber und Grynäus waren darüber gar nicht unglücklich. In echt zwinglischer Einfachheit warfen sie auch die akademischen Titel zum alten päpstlichen Kram. Brenz blieb ein Jahr lang; dann mußte er nach Hall zurück, wo man ihn ungern genug hatte ziehen lassen. Das Uebel, daß kein tonangebender Theologe da war, dauerte fort, bis Schnepf 1544 als Professor nach Tübingen kam. Aber es waren nicht bloß diese Streitigkeiten und persönlichen Reibereien, welche die Blüte der Hochschule hinderten. Das Vermögen reichte bei weitem nicht mehr und der Zuschuß aus der herzoglichen Kasse war doch zu klein. Man konnte nicht einmal das Universitätsgebäude, das mit samt der Bibliothek abgebrannt war, wieder aufbauen. Ein hoffnungsvoller Sproß aber wurde gleich in den ersten Jahren der Reformation in Tübingen gepflanzt. Es ist das herzogliche Stipendium, durch das „armer, frommer Leut Kinder, eines fleißigen, christlichen, gottesfürchtigen Wesens und Anfangs und zum Studieren geschickt", auf der Universität Tübingen erhalten werden sollten. Die Stipendiaten mußten sich verpflichten, auf keiner andern Universität zu studieren und so oft einer in seiner Fakultät geschickt, sich als Prädikanten, Rat oder Diener gebrauchen zu lassen. Ein Vorbild für diese Anstalt gab es in Marburg, wo es Ulrich selbst vielleicht kennen gelernt hat. Aber auch Blarer hatte mit dem Buffler'schen Stipendium ähnliches schon ins Werk gesetzt. Die Absicht ging von Anfang an hauptsächlich auf Theologen für Kirchen und Schuldienst. Da war ja auch der größte Bedarf an studierten Leuten und der Mangel am empfindlichsten. Aber es finden sich entsprechend der angeführten Verpflichtungsformel unter den ersten Stipendiaten auch Juristen und Mediziner und der langjährige Vorstand war der

Mediziner Fuchs. Freilich die junge Pflanze gedieh anfangs etwas schwach; es fehlte am notwendigsten zum Begießen, am Geld. Es sollten nämlich die Städte des Landes von ihrem Armenkasten das Geld zum Unterhalt von Zöglingen aus ihrer eigenen Mitte liefern. Und diese Gelder wollten oft nicht recht fließen. Die fürsorgliche Hausordnung, in der es heißt, daß den Studenten „nicht ein Scheerwasser fürgesetzt werden solle, in dem die Gerstenkörner einander jagen", war da, ehe das Haus gefunden war und ein gemeinsamer Tisch gehalten werden konnte. Die ersten Stipendiaten wohnten mit den andern Studenten zusammen in der Burs. Aber schon 1537 konnten 14 Stipendiaten aufgenommen werden und von da an Jahr für Jahr eine ähnliche Zahl.

In der ganzen Schulverwaltung zeigt sich das gleiche Bestreben, einen tüchtigen Nachwuchs evangelisch gebildeter Männer für den öffentlichen Dienst heranzuziehen. Darum wurden die lateinischen Schulen mit aller Macht gefördert. Das war ja auch im Sinn der humanistischen Pädagogik, wie wir schon früher gesehen haben. Ein bedauerlicher Irrweg, werden wir heute sagen. Aber das Latein war doch das Höchste, was jene Zeit an Bildung und Wissenschaft kannte. Es war der alleinige Zauberschlüssel zum Reiche der Bildung und der Macht. Das Bestreben Ulrichs war nur löblich, den Zugang dazu so bequem wie möglich zu machen, auch für die Aermsten im Volk. Darum wurde verordnet, daß sich die lateinischen Schulmeister mit den deutschen Kindern nicht weiter befassen sollen. Die Regierung sorgte überall für Anstellung guter lateinischer Schulmeister. So hatten in jenen Jahren auch Orte wie Grötzingen eine feine lateinische Schule. In Stuttgart lehrte wieder Alexander Märklin, der einst Vertriebene. Seinen hohen Gehalt zahlte der Herzog zur Hälfte. Um der Lateinschule möglichst viele Schüler zuzuführen, wurde das Schulgeld an einigen Orten ganz abgeschafft, und armen Kindern noch mit Stipendien aus dem Armenkasten nachgeholfen, während gleichzeitig die deutsche Schule Schulgeld erhob. Für die deutschen Schulen geschah wenig. Doch wurde darauf gesehen, daß womöglich überall der Mesner im Lesen, Schreiben, Katechismus und Psalmensingen unterrichte. Das war ja der evangelischen Kirche unentbehrlich. Aber es traf sich hier der Hochmut der Humanisten, die da meinten, daß sich diese gewöhnlichen Dinge von selbst verstehen, mit der herzoglichen Sparsamkeit. Doch ist die Trennung der lateinischen und deutschen Schule sicher für beide ein Vorteil gewesen. Stuttgart z. B. bekam jetzt erst eine eigene deutsche Schule mit eigenem Lehrer, und es wurde dafür der Stadt das Beghinenhaus zugewiesen.

Noch im Jahr 1536 wurde das neue Kirchen- und Staatswesen unter Dach gebracht durch die verschiedenen Ordnungen, die im Frühjahr und Sommer nacheinander erschienen. Die Kastenordnung errichtet in jeder Gemeinde einen gemeinen Kasten, dem die bisherigen Einkünfte der Kirche, der gottesdienstlichen Stiftungen, der Brüderschaften, aufgehobene Pfründen, Meßgewänder, Kirchenzierden zugewiesen wurden, so weit sie nicht die Staatskasse in Anspruch nahm. Davon waren die Kosten für Armenpflege, Kirche und Schule zu bestreiten. Pflichtmäßige Armenfürsorge der Gemeinde trat an Stelle des Bettel und Armut befördernden Almosenwesens, das der bisherigen

Frömmigkeit unentbehrlich gewesen war. Die Kirchenordnung wurde von Schnepf verfaßt und Blarer und Brenz zur Begutachtung vorgelegt. Die besonderen Vorschläge von Brenz fanden aber keine Beachtung. Diese Kirchenordnung ist ein schönes Denkmal wirklichen Einvernehmens zwischen Blarer und Schnepf, der lutherischen und oberdeutschen Richtung. Schon die ganze Anordnung des sonntäglichen Hauptgottesdienstes zeigt, daß man nicht der eigentlich lutherischen Weise folgte, welche die Predigt nur in die zur Abendmahlsfeier umgestaltete Messe einfügt und also eigentlich allsonntägliche Abendmahlsfeier als Hauptgottesdienst voraussetzt.

Um das Volk mit der Bibel bekannt zu machen, wird jeden Sonntag vor dem Zusammenläuten eine Vorlesung aus dem Neuen Testament angeordnet, fortlaufend von Sonntag zu Sonntag. Die sonntägliche Hauptpredigt soll nicht über eine Stunde dauern, „damit die Leut nit der Viele und Länge überschüttet und verdrießlich werden". In großen Städten und Flecken wird täglich gepredigt, in kleinen Orten wenigstens zweimal in der Woche, ungefähr ½ Stunde lang. Gesang deutscher Lieder wird aufs wärmste empfohlen, „da durch Gesang der Menschen Gemüt, sonderlich der Jugend trefflich erherziget und beweget wird". Der Chorrock soll wegfallen. Der Pfarrer hat also kein Amtskleid, „dann wir gar zu lange pharisäische Röck nit achten, also mißfällt uns auch die kurz und zuviel beschnittene und balgische Kleidung und wöllen darin Mittelmaß aller Ehrbarkeit gemäß gehalten haben". Die Sonntage werden gefeiert, außerdem Weihnachten, Christi Beschneidung, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten als hohe Festtage. Doch soll niemand sein Gewissen damit beschwert werden; es soll fürderlich zu christlicher Versammlung treulich ermahnt und darnach, wo die Not erfordert, auch anderes nach Gelegenheit ausgerichtet werden. An allen übrigen Feiertagen — es sind die noch jetzt kirchlich gefeierten — wird nur morgens gepredigt, darnach das Volk ermahnt, daß sich nachmittags männiglich an seine Arbeit verfügen soll.

Das Abendmahl wird in der Regel sechsmal im Jahr gehalten, nach Bedarf auch häufiger. Am Abend zuvor ist eine Vorbereitungspredigt und öffentliche Anmeldung in der Kirche. Der Pfarrer hat dabei Gelegenheit, solche, die besonderen Zuspruchs bedürfen, freundlich zu persönlicher Vorstellung aufzufordern. Wer ärgerlich lebt, soll in der Stille und ohne öffentliche Schmach von der Teilnahme abgemahnt werden. Die Abendmahlsfeier beginnt mit den jetzt noch gebräuchlichen Einleitungsworten, woran sich sofort die öffentliche Beichte in der ebenfalls noch gebräuchlichen Beichtformel anschließt. Dann folgen die Einsetzungsworte, gesprochen hinter dem Altar, aber ohne die lutherische Elevation. Die Austeilung geschieht vom Altar aus.

Am Sonntag Nachmittag ist Katechismusgottesdienst. Der Katechismus, das ist der Glaube, Vaterunser und 10 Gebot wird verlesen und darnach ein Stück nach dem andern für die Kinder und das jung Volk einfältig und der Jugend verständlich ausgelegt. Als Katechismus zum Auswendiglernen wird im ganzen Land der von Brenz benützt. Die von zwinglischer Seite angefochtene Spendung des Nachtmahls an Kranke und Sterbende wird erlaubt mit ausführlicher Rechtfertigung dieses Gebrauchs, der keine päpstliche Winkelmesse, sondern ein Beweis der Teilnahme auch der Kranken an

den Heilsgütern der Kirche sei. Die Taufe entfernt sich sehr weit von der lutherischen Art. Die Teufelbeschwörung oder Exorzismus, das Glaubensbekenntnis und die Teufelsabsagung des Täuflings, bezw. der Taufpaten fehlt. Am auffallendsten gegen heutigen Brauch ist, daß die Taufe ohne das apostolische Glaubensbekenntnis gehalten wird. Die Frage an diejenigen, die das Kind herzutragen, lautet einfach: „Begehret Ihr, daß dies Kind auf Christum Jesum getauft und durch das äußerlich Zeichen des Tauffs seiner heiligen Gemein eingeleibt werde?" Eine Form für die Einfältigen, wie man die Sterbenden trösten soll, ist vorgesehen und endlich eine Begräbnisordnung, welche die „mancherlei heidnisch und unchristlich Meinung, Gebräuch und Gepräng" bei den Begräbnissen verbietet und für Arm und Reich die gleiche einfache Feier anordnet.

Der Kirchenordnung folgte die Landesordnung, welche alle Laster mit strengen Strafen bedroht. Die geistliche Zuchtordnung, die anfangs geplant war, ist darin aufgegangen. Eine selbständige Kirchenzucht gab es nicht, außer der beim Abendmahl möglichen und anbefohlenen persönlichen Ermahnung. Die staatliche Sittenpolizei tritt an ihre Stelle. Jetzt wurde auch der Kirchenbesuch allgemein befohlen und das Auslaufen zur Messe verboten. Das Fernbleiben von der Kirche wird mit Geldstrafen bis zu 2 fl. belegt. Den noch vorhandenen Katholiken wurde somit nur das Recht des Herzensglaubens und der Hausandacht gelassen. Ein dringendes Bedürfnis befriedigte die Eheordnung, welche ebenfalls von Schnepf unter dem Einfluß von Brenz verfaßt, im Jahr 1536 erschien. Der Wegfall des bischöflichen Gerichts und des kanonischen Rechts hatte hier große Unsicherheit geschaffen. Dem wurde jetzt abgeholfen.

Für gleichmäßige Durchführung dieser Ordnungen im Lande wurde die Visitation bestellt. Das ist eine Behörde aus geistlichen und weltlichen Räten zusammengesetzt, wie sie schon bisher in dem Zusammenwirken Schnepfs und Blarer mit den weltlichen Beamten bestanden hatte. Die Mitglieder dieser Behörde nannte man Visitatoren oder Superattendenten. Sie hatten über Geistliches und Weltliches zu wachen. Als Grundlage der Lehre galt für sie die augsburgische Konfession und Apologie, als Norm der Kirchengebräuche die eben erlassene Kirchenordnung. Ihrer Aufsicht unterstand das Leben von Pfarrern und Amtleuten, Schulmeistern und Kirchendienern, die Amtsverwaltung der Geistlichen, die Kastenverwaltung. Auf den Stand der Schulen sollten sie besonders achten, sodann aber auch auf Sitten und Glauben des Volkes, besondere Laster, Kirchenbesuch, Wiedertäuferei und die Reste des Papsttums.

So war in kurzen 2 Jahren eine ungeheure Arbeit bewältigt; man muß die Energie bewundern, mit der Ulrich und die Männer, die ihm zur Seite standen, vorangingen. Es läßt sich hier dasselbe sagen, wie bei der Reformation im Ulmer Land, daß noch niemals eine so eindringende, auch das geistige und sittliche Leben umfassende Verwaltung gearbeitet hatte. Dazu war nicht nur der geistliche, sondern auch der weltliche Beamtenstand so gut wie neu zu schaffen. Unumgänglich notwendig waren allerdings für die Neueinrichtung des Staates die Mittel, die aus dem Kirchengut flossen. Ulrich hatte bei seinem Regierungsantritt nicht nur die Kriegskosten des Landgrafen zu bezahlen, sondern er mußte auch noch die gesamten Landesschulden, die unter

der östreichischen Herrschaft nur gewachsen waren, übernehmen und dazu noch die Kosten seiner zweimaligen Vertreibung aus dem Land. Dann mußte er erst verpfändete Landesteile, Möckmühl, Heidenheim, Neuenbürg wieder einlösen. Das alles der Steuerkraft der Untertanen aufzubürden neben den laufenden Ausgaben, besonders für Landesverteidigung, Festungsbau, wäre unmöglich gewesen und ungerecht. Das überreiche Kirchengut hatte schon allzulange am Mark des Volkes gezehrt. Es war Zeit, dem ein Ende zu machen. Hatte doch auch schon Ferdinand immer stärker die Geistlichen und die Klöster herangezogen, Steuer auf Steuer von ihnen erpreßt und die Besteuerungsrechte des Bischofs von Konstanz mißachtet. Katholischen Fürsten erlaubte der Papst in Notfällen, das Kirchengut anzugreifen. Auch die deutschen katholischen Fürsten haben sich ihren Anteil daran gesichert. Karl V. hat für den schmalkaldischen Krieg $^1/_3$ der Einkünfte der spanischen Kirche zugewiesen bekommen. Ulrich tat dasselbe ohne Papst; sein Recht wird darum vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht schlechter sein. Den Pfarreien verblieb ihr Pfründeinkommen, den Gemeinden wurde vieles in den Armenkasten zugewiesen, Klostergebäude zu Schulen oder Spitälern benützt. Von eingezogenen geistlichen Stellen wurden Grundbesitz und Gebäude verkauft. Das Gold und Silber der Kirchen und Klöster wanderte ohne Rücksicht auf Kunstwert in die Münze. Die jährliche Einnahme seines Vaters aus dem nicht veräußerten Kirchengut, also besonders aus der Verwaltung der Klöster berechnete Herzog Christoph auf 100 000 fl. Davon wurden auf Verbesserung des Einkommens der Pfarreien jährlich 24 000 fl. verwendet, anderes für Schule und Universität. Der Hauptanteil fiel auf allgemeine Staatsbedürfnisse. Unter der großen Sparsamkeit litten die Beamten sehr, besonders aber die Pfarrer. Denn der Zustand der Pfarrhäuser und Pfarrpfründen war durch die Schuld der aufgeregten Zeiten überall miserabel. Seit Jahren machte ja die Erhebung der Zehnten die größten Schwierigkeiten und für die kirchlichen Gebäude hatte vollends niemand mehr etwas tun wollen. Die neuen Pfarrer mußten die böse Erbschaft der alten Kirche antreten. Aufbesserung war schwer zu erlangen, die dafür ausgesetzten Mittel genügten nicht. Witwen und Waisen hatten oft ein hartes Los. Ulrich wußte selbst wohl, daß es eigentlich nicht so sein sollte und er versprach auch, wenn man ihn vom schmalkaldischen Bund aus mahnte, sobald er aus den ärgsten Schulden heraus sei, besser für Kirche und Schule zu sorgen. Er selbst verschwendete nichts mehr. Die Einnahmen und Ausgaben des Kirchenguts wurden sorgfältig verrechnet, wie die noch vorhandenen Rechnungen beweisen. Die einzige Liebhaberei, die er sich noch etwas kosten ließ, war seine Sängerei, die Hofkapelle, die doch auch vornehmlich dem Kirchengesang diente. Auf diese Weise gelang es Ulrich, das Land finanziell wieder auf einen soliden Boden zu bringen und trotz der ungeheuren Leistungen im schmalkaldischen Krieg und nachher, neben einer nicht unverhältnismäßig großen Schuldenlast sogar noch etliche 400 000 fl. bar Geld seinem Sohn zu hinterlassen.

Sechstes Kapitel.

Die Weiterentwicklung der evangelischen Kirche.

Ihr könnt mich hinter den Ofen setzen, nur macht,
daß das zu stande kommt, wozu wir da sind.
Herzog Ulrich in Schmalkalden.

Die besten Gesetze helfen bekanntlich nichts, wenn sie nicht gehalten werden. Dafür zu sorgen, war in Wirtemberg die Visitation da. Die gegebenen Ordnungen waren auch so unbestimmt, daß im einzelnen noch vieles zweifelhaft sein konnte, und eine feste Gewohnheit in ihrer Auslegung und Anwendung war noch nicht da. So blieb den Visitatoren noch von Ort zu Ort genug zu tun übrig. Die Akten der Landesvisitation aus der ersten Zeit sind verloren. Doch gibt das, was man über Pfarrer und Gemeindezustände erfährt, im ganzen ein günstiges Bild. Selten sind, trotz genauer Befragung, Klagen der Gemeinden über ihren Pfarrer, häufig dagegen ehrende Zeugnisse, die beweisen, wie in das kirchliche Leben nach langer Verkümmerung doch ein neuer Geist gekommen ist. In Lorch, in Frickenhofen z. B. sind Pfarrer angestellt aus Kempten und Salzburg; von beiden heißt es, daß sie sich wohl halten. Die Herrschaft Heidenheim, die von Ulm verpfändet war, hatte Ulrich erst 1536 wieder zurückbekommen. Auch jetzt noch wehrte sich das Kloster Königsbronn mit Berufung auf seine Reichsunmittelbarkeit mit Erfolg gegen die Aufhebung. Da war denn auf einer Pfarrei des Klosters, in Söhnstetten, ein Pfarrer, Thomas Frech, früherer Mönch in Königsbronn, aber jetzt evangelisch geworden und verheiratet. Er versah das Pfarramt, zu dem auch Steinheim und Sontheim gehörten, mit großer Treue; bei Tag und Nacht „in sterbender Zeit". Doch gab er sich keinen Einbildungen hin und urteilte selbst noch 1544, daß bei den Leuten, die eben ihrem Herrn, dem Abt, im Glauben anhängen, wenig fruchtbarliches geschafft werde. Diesen wollte der Abt vertreiben. Aber nicht nur die Amtleute schildern ihn als „wesenlichen, gelehrten Prädikanten, der sich in großer Ehrbarkeit gehalten", sondern auch die Gemeinden, denen er so wenig zugetraut, erklärten, er habe sich in Leben und Lehre mit Weib und Kind so christlich und still und eingezogen gehalten, daß sie ein sonder Wohlgefallen und Freud an ihm gehabt und ihn mit traurigem Herzen ziehen lassen würden. Hin und wieder kommen auch seltsame Gestalten vor, wie der Pfarrer von Thailfingen bei Herrenberg. Der war oft vollgesoffen auch unter den Päpstlichen im Pfarrhof zu Mötzingen, wo er die alte Kameradschaft pflegte; seine Mutter war die Zuhälterin des

Meßpfaffen von Hechingen, wie sich bei der Vernehmung durch Blarer ergab. Die alten Pfaffenmägde verwandelten sich nicht mit einem Schlag in ehrbare Pfarrfrauen, wenn sie auch jetzt die Haube der Ehefrau trugen. Die Gelehrsamkeit ließ namentlich bei älteren Herren noch zu wünschen übrig. 1537 traf die Visitation in Altdorf und Simozheim Pfarrer, die kein einziges Buch besaßen. Den Altdorfer versetzte man daraufhin auf eine untergeordnete Kaplanei. Einen andern derartigen nimmt der Herzog in seinen Hofdienst, da man wohl gelehrtere Prädikanten zu der Kirchenordnung brauchen möge. Der Pfarrer Kundig von Gussenstadt hat sich mit seiner Magd „übersehen". Er wird lange gefangen gesetzt, um Geld gestraft und des Landes verwiesen. Später verwendeten sich die Amtleute von Heidenheim für ihn, er habe sich als Pfarrer ehrlich und recht gehalten, daß ihm männiglich nur Gutes nachsage und herzliches Mitleid mit ihm habe; denn die Magd sei „ein böses verleumptes Mensch gewesen". Aber es half nichts, er wurde doch nicht wieder angenommen. Gerade in diesem Punkte zeigt sich der Unterschied von einst und jetzt, die Schärfung des Gewissens durch die Reformation am allermeisten. Hinderlich war bei dem Verfahren gegen schlechte Pfarrer, daß die Visitation nur zeitweilig ins Leben trat und es sonst den Vögten überlassen blieb, einzuschreiten, oder Anzeige zu machen. Aber die Vögte zeigten sich darin im allgemeinen eher übereifrig; sie wußten wie der Wind von oben wehte. Es geschah doch, was nötig war, nicht nur gegen die Pfarrer, sondern auch sonst in der Sittenpolizei. Wie schon bisher in den Reichsstädten wurden jetzt auch die Frauenhäuser geschlossen, z. B. in Kirchheim. Wo ein Bedürfnis sich zeigte, wurde auch ein tapferer ernsthafter Mann als Schultheiß eingesetzt, wie in Ilsfeld. Des Herzogs Privatleben gab ein gutes Beispiel. Der Wandel der Reformatoren, Schnepf und Blarer war ohne Tadel, ihr Familienleben vorbildlich. Sie hatten wenigstens die Frage nicht zu fürchten, die einmal der Graf von Fürstenberg in Donaueschingen den bischöflich Konstanzer Visitatoren entgegenhielt, nachdem er sie freundlich aufgenommen und im Schloß bewirtet: „Ihr Herren, wer visitiert denn den Visitator und die da oben in Konstanz". Freilich das Bild der Volkssitten ist auch jetzt so wenig wie vorher oder nachher ein ungetrübtes Lichtbild. Die alte Roheit und Zuchtlosigkeit ließ sich nicht so schnell hinauspredigen. Der Wechsel des Glaubens bedeutete für die große Menge des Volkes doch zunächst nur einen Wechsel der äußeren Formen, mit dem keine Aenderung in der sittlichen Lebenshaltung verbunden war. Aber es wird jetzt mit ganz anderem Ernst und Eifer von der Durchdringung des Volkslebens mit sittlichen Gedanken und feinerer Empfindung gearbeitet. Dem „wilden verruchten Wesen der Mehrzahl der Unsrigen", das die wirtembergischen Theologen in den Gutachten über die Behandlung der Wiedertäufer beklagen, sind sie doch ernstlich mit tapferem, unerschrockenem Glauben zu Leibe gegangen. Daß die Bestialität auch jetzt nicht ausgerottet wurde, dafür sorgte die Natur leider selbst; sie räumte auch dem Evangelium den Platz nicht. Im Jahr 1540 gab es einen guten Wein und an den Folgen unmäßigen Genusses des Neuen sollen in diesem Jahr im Herzogtum über 400 Personen gestorben sein.

Wie die Gemeinden im allgemeinen über die alte und neue Kirche dachten, kann man schließen aus den zahlreichen Bitten von Filialgemeinden um eigene Pfarrer oder von Gemeinden, deren Pfarrei erledigt war, um Wiederbesetzung. Im Güglinger Amt brauchte man den Paragraphen der Landesordnung über den Kirchenbesuch nicht. Wo kein Pfarrer war, liefen die Leute in Nachbarorte zur Predigt. Freilich brachte das herzogliche Sparsystem mit sich, daß auch manche Gemeinde eine Fehlbitte tat. Zu den Bürgern von Glems, die sich auf der Straße vor ihm niederwarfen und um einen eigenen Pfarrer baten, sagte der Herzog, wohin sie denn zum Wein und Bad gingen. Als sie antworteten: „Nach Neuhausen", meinte er, dann können sie auch zur Predigt dahin gehen. Fortdauernde päpstliche Neigungen sind in vielen Fällen tatsächlich nur der Ausdruck der Sehnsucht nach dem alten Schlendrian und des Widerspruchs gegen die ungewohnt scharfe und standhafte Bearbeitung von geistlicher Seite. So, wenn der Schultheiß von Heimsheim lieber den „Penzenauer" singen hört oder das „schwarze Mönchlein" als einen Psalm und die Leute in den Turm stecken will, wenn sie nichts als Psalmen singen. Auch in der Form des Aberglaubens lebte der alte Glaube recht dauerhaft, mit Wetterläuten, Reliquien, Teufelbeschwörung. Eben deswegen war auch die Behandlung der Bilder in und außer der Kirche eine wichtigere Frage, als man heute sich denkt. Gerne kniete das Volk noch vor den alten Heiligtümern, lief nach Feldkapellen und Wallfahrtsorten, wenn auch nur aus alter Gewohnheit und in gemütlichem Hängen am Alten. Der Herzog, dessen gut schweizerische Gesinnung darin besonders deutlich hervortritt, hatte aus seiner Schloßkapelle alle Bilder entfernen lassen. Im allgemeinen galt der Grundsatz, daß man die ärgerlichen, d. h. die zur Anbetung dienen, entfernen müsse. Das gab eine ungleiche Behandlung. Denn Blarer galten alle Bilder als ärgerlich; die Vögte beriefen sich, wenn sie alles beseitigten, gern auf Beispiel und Befehl des Herzogs. Die Sache erschien wichtig genug, um eine Versammlung von Theologen zu veranstalten, zu der außer Blarer und Schnepf auch Phrygio von Tübingen, Brenz, Alber und Schradin berufen wurden. Das ist der sogenannte Götzentag in Urach. Eine Einigung wurde nicht erzielt. Blarer verlangte die Beseitigung aller Bilder; der Mißbrauch derselben sei zu tief eingewurzelt. Nur der sonst eifrige Lutheraner Schradin trat ihm bei. Die andern dachten menschlicher mit den armen Götzenbildern zu fahren. Brenz meinte, die völlige Beseitigung werde in den Geruch des Zwinglianismus bringen. Es sei auch gewiß noch viel ärgerlicher, wenn die Jungfrauen in der Kirche die jungen Gesellen als lebendige Götzen beschauen, und das müsse man doch auch dulden. Die Entscheidung wurde dem Herzog überlassen, der sich für Entfernung sämtlicher Bilder aussprach. Aber erst 1540 erfolgte der förmliche Befehl an alle Amtleute, die Bilder, doch ohne Stürmen und Poltern mit Zucht und bei verschlossenen Türen auszuräumen, nicht zu vergessen das Gold, das etwan an den Bildern befindlich. Es soll ja sorgfältig abgeschabt werden und dem Armenkasten zufallen. Der Befehl ist doch nie ganz ausgeführt worden. Die Entscheidung in der Götzenfrage war Blarers letzter Sieg. Denn noch ehe dieser Befehl erging, hatte er den Schauplatz seiner Thätigkeit verlassen müssen.

Er wurde im April 1538 plötzlich und ohne Angaben von Gründen entlassen. Auch Schnepf blieb nicht unangefochten. Er war den Beamten auf die Dauer zu selbständig und manche Klage lief über ihn ein, daß er herrisch und eigenmächtig verfahren sei. Er mußte sich verklagen lassen, weil er einem Prädikanten eigenmächtig 15 fl. Zulage gegeben. Es erhellt daraus nur, wie unklar die Geschäftsverteilung zwischen Staats- und Kirchenbeamten war. Schnepf fühlte wohl selbst die Mängel dieser allzuengen Einheit von Staat und Kirche. So protestierte er auf dem Götzentag in Urach dagegen, daß die herzoglichen Räte als Schiedsrichter auftreten, auch dem Herzog selbst wollte er die Entscheidung nicht überlassen. Er trat auch den Herren sonst zu nahe. Vor dem ganzen Stuttgarter Stadtrat habe er einem angesehenen Mann in der Kirche Vorhalt gemacht wegen mangelhaften Kirchenbesuchs und ihn nicht als Taufpaten zulassen wollen. Ueber das Almosen predige er so, daß einmal eine arme Frau nach der Predigt zu einem Reichen gekommen sei und den dargebotenen Pfennig zurückgewiesen habe mit den Worten, man solle den Armen Wein und Korn reichlich mitteilen. Derartige Dinge wurden immer wieder vor den Herzog gebracht. Schnepf ging endlich 1544 als Professor nach Tübingen, wo sein Erscheinen sehr willkommen war. In seiner Schule wuchsen die trefflichen Männer heran, die nachher an der Spitze der evangelischen Kirche standen, Beurlin, Herrbrand, Andreä. Der eigentliche geistliche Berater des Herzogs wurde immer mehr Brenz, dessen Gutachten seither schon bei jedem wichtigen Schritt eingeholt wurden, obgleich er sich nach wie vor nicht bewegen ließ, sein Hall zu verlassen.

Die große Veränderung, die in Wirtemberg vor sich ging, mußte die Lust zur Reformation ringsum mächtig stärken. Vor allem hoffte jetzt wieder aufs neue das immer noch gut evangelische Volk der Herrschaft Hohenberg auf die lang ersehnte Reformation. Ferdinand sah sich genötigt zu erklären, daß er keineswegs mit der Reformation in Wirtemberg einverstanden sei; nur dem Zwang der Umstände habe er nachgegeben. Selbstverständlich wurde sofort der Besuch der Predigten Blarers in Tübingen verboten. Aber auch in Rottenburg selbst trat im Frühjahr 1535 ein Karmeliter Namens Jakob Bern, ein Rottenburger Bürgerssohn, als evangelischer Prediger auf. Als er ausgewiesen wurde, stellte ihn Blarer in Remmingsheim als Prediger an und die Rottenburger kamen jetzt zu ihm hinaus. Auch mehrere andere Priester traten über und gingen nach Wirtemberg. Der Stiftsherr Hipp wagte sogar, sich die evangelische Pfarrei Remmingsheim übertragen zu lassen und sie von Rottenburg aus zu versehen. Die Stadtobrigkeit war lässig und selbst der Stadtknecht durfte sich's herausnehmen, die Messe zu schmähen. Es war das kein Wunder. Denn angesichts dessen, was im Nachbarland geschah, lebte der frühere Pfarrer Wölfflin von Reutlingen, jetzt Probst in St. Moritz, mit einer verheirateten Frau in offenem Ehebruch, und er hatte 1535 noch den Mut, trotzdem sich um die Pfarrei Rottenburg zu bewerben. Er konnte es schon wagen. Denn in demselben Jahr erließ die Innsbrucker Regierung auf die dahingehende Eingabe der Hohenberger Beamten den denkwürdigen Bescheid, man müsse „aus etlichen Bedenklichkeiten dieser Zeit es anstehen lassen, den Geistlichen

die Mägde und Kellnerinnen zu nehmen". Die Zustände in den Klöstern waren trostlos. Das Karmeliterkloster in Rottenburg war verödet. Aus Horb entführte 1537 ein Priester eine adelige Nonne. Der Abt von Reichenau gab ihm eine Pfarrei und begnügte sich mit der Erklärung, daß er nicht lutherisch sei und die Nonne nicht förmlich geehlicht habe. Solche Dinge konnten wahrlich den Rottenburgern weder Hochachtung noch Liebe zu ihrer Kirche beibringen. In ihrer Verzweiflung machten schließlich die Hauptleute und Amtleute der Regierung den Vorschlag, man solle die Stadt Rottenburg überfallen, die Anhänger des neuen Glaubens gefangen nehmen und richten, wie vor 10 Jahren in Waldshut. Das sei das einzige Rettungsmittel für den alten Glauben. Aber die Regierung in Innsbruck scheute die Kosten. Ferdinand versuchte es noch einmal mit einer außerordentlichen Sendung, welche in der Tat eine Religionsordnung zu stande brachte mit strengen Strafen für jedes Versäumnis kirchlicher Pflichten. Dann drückte man wieder beide Augen zu und vertraute auf die heilende Macht der Zeit.

In Gmünd regten sich die unterdrückten Lutheraner wieder kräftiger, ohne daß der Rat dagegen eingeschritten wäre. Seit 20 Jahren klagte der Pfarrer im Jahre 1554 seien viele Bürger nicht zum Sakrament gekommen. In Rottweil mußte im Jahr 1534 wieder ein lutherischer Prediger abgesetzt werden. 10 Jahre später kam es noch einmal zur Austreibung evangelischer Bürger. Da lustwandelte zum Schrecken der Leute, so meldet die Sage, der Teufel am hellen Tage durch die verödeten Straßen. In Weilderstadt war die evangelische Predigt unterdrückt. Brenz' Vater entging trotz seiner Stellung als Schultheiß dem drohenden Prozeß nur durch den Tod, und ihm und seiner Frau wurde das Grab in geweihter Erde verweigert. Aber jetzt gingen die Bürger fast alle nach Schafhausen zur Predigt.

In Giengen war seit jener Bitte der Bürger im Jahr 1529 Martin Rauber, dann Pfeiffelmann als evangelischer Prädikant gewesen. Der Probst von Herbrechtingen, dem die Pfarrei zustand, erleichterte durch schlechte Versehung derselben den Fortschritt der Reformation. 1534 beschwerte sich der Rat beim Bischof in Augsburg, daß oft zur Reichung des Sakraments und Versehung der heiligen Aemter weder Pfarrer noch Helfer in der Stadt gewesen seien. „Der ehrwürdige und christliche Herr Pantaleon, Probst zu Herbrechtingen, verus pastor, Pfarrer und Lehensherr, hat sich der Seelsorg und seines hirtlichen Amtes entladen und dieselbe uns seinen Schäflein auf den Rücken samt dem Hirtenstab, uns selbst vor den Wölfen zu hüten, übergeben". Sie bitten darum den Bischof um richtige Versehung der Pfarrei durch einen Pfarrer und 2 Helfer. Da nichts erfolgte, so nahmen die Herren der Stadt Giengen nicht so ganz ungern den aufgedrungenen Hirtenstab kräftig in ihre Hände und riefen im Juni 1534 Martin Rauber von Ulm in ihre Stadt zurück. Der Pfarrer Ammann schloß sich bald an Rauber an, ohne dadurch besser zu werden. Denn als man an Peter und Paul 1535 in üblicher Weise die sämtlichen Geistlichen wegen ihrer Mägde beschickte, ob sie dieselben entlassen oder heiraten wollen, bat er sich einen Monat Bedenkzeit aus. Schritt für Schritt fiel die alte Sitte. Den Metzgern wurde erlaubt, in der Fastenzeit zu

schlachten. Am Himmelfahrtsfest wird der Herrgott nicht aufgezogen, an Fronleichnam rät der Pfarrer selbst, das Sakrament „im Häusle" bleiben zu lassen. Seit die Herrschaft Heidenheim wieder wirtembergisch war, ging es vollends ungehindert vorwärts. Man beriet die Einführung einer evangelischen Kirchenordnung, kam damit nicht zu stande, wohl aber erreichte Rauber durch kräftige Worte, daß der Rat eine Zuchtordnung erließ und selbst beschloß, am Weihnachtstag nicht auf das Rathaus zu der üblichen Zech zu gehen. 1537 wurde Butzer berufen und nun auf seinen Vorschlag einfach die wirtembergische Kirchenordnung angenommen. Was die wirtembergische Kirche bewegte, die Bilderfrage und dann der Abendmahlsstreit, warf auch in Giengen Staub auf. Rauber, der bisher die Seele der Reformation gewesen war, ging infolgedessen wieder nach Ulm zurück.

Eine Reihe weiterer ritterschaftlicher Orte wurden jetzt auch reformiert. Georg Ludwig von Freyberg reformierte seine Orte Justingen, Oepfingen, Griesingen und Heufelden. In Oberschwaben setzten die Ulmer und Biberacher Patrizier in ihren Orten evangelische Pfarrer ein, ebenso die Besitzer der ritterlichen Orte um Tübingen, Derendingen, Wankheim, Bühl, Kilchberg, und der wilde Raubritter Christoph von Landenberg in seiner Herrschaft Schramberg. Im Frankenland wurde jetzt weitere Bahn gebrochen. Vom Haus der Schenken von Limpurg wurde die eine Linie 1544, die andere 1547 evangelisch. Allenthalben tauchen in katholischen Gegenden evangelische Pfarrer auf, auch ohne obrigkeitliche Ermächtigung. Die Gemeinde Obersteinach bat 1543 den Deutschorden um einen evangelischen Pfarrer. Da man einen gar alten Meßpriester schickte, ging die ganze Gemeinde nach Haßfelden zur Predigt, nur „4 Hausgesinde" gingen noch zur Messe. Im hohenlohischen Gebiet war die alte Kirche nicht mehr zu halten. Graf Wolfgang in Weikersheim berief 1541 einen evangelischen Prediger Kuppelich und reformierte in Weikersheim und Schäftersheim. Aber auch im Gebiet der Grafen Albrecht und Georg, die im Bauernkrieg so üble Erfahrungen gemacht, wurde kein Widerstand mehr geleistet. 1536 verheiratete sich die Aebtissin Anna Nothaft von Gnadental. Das Kloster löste sich auf. Das Stift Oehringen war schon Jahrzehnte lang das Schmerzenskind der hohenlohischen Herrschaft. Die Zustände wurden immer unerträglicher. 1544 raffte sich endlich die Gemeinde zur dringenden Bitte um

Caspar Huberinus.
Nach dem Stich von Jos. Friedr. Rein.

einen evangelischen Prediger auf: „Nachdem wir hie zu Oehringen in der Kirchen so übel versorgt, daß wir glauben, in 40 Meilen Wegs kein solche Kommun so erbärmlich versäumt wird; dann wir mit Predigern und Pfarrherrn also beladen, daß männiglich ab ihrer gottlosen Lehr und ärgerlichen Leben ein Greuel und Abscheu hat, dadurch das gemein Volk also gottlos und grob wird, daß es schier nicht mehr zu zähmen ist und wie das Vieh ohn alle geistliche Unterweisung und Sakrament verscheiden". Nun beriefen die Grafen den als strengen Lutheraner bekannten Huberinus von Augsburg mit dem Auftrag, das Wort Gottes zur Erbauung des rechten Glaubens, christlicher Lieb und äußerlicher Zucht vorzutragen. Die Zeremonien soll er möglichst erhalten und recht behutsam verfahren.

Von demselben Jahr an datiert auch in Ravensburg die Reformation. Der Umschwung geschah, wie in so mancher Stadt im Zusammenhang mit dem Sieg der Zünfte. Bei der Neuwahl des Rats waren die Geschlechter unterlegen. Der neue Rat ließ die Geistlichen auffordern, das Wort Gottes lauter und rein zur Erbauung der Gemeinde zu verkündigen. Da begann der Helfer Konstanzer an der Frauenkirche evangelisch zu predigen unter großem Beifall des Volkes. Es läßt sich aus dem Gang der Dinge erkennen, wie sehr damals evangelische Neigungen in der Luft lagen. Vergeblich beschwert sich Gerwig, der mächtige Nachbar von Weingarten, vergeblich war eine kaiserliche Gesandtschaft. Die Vorladung Konstanzers vor das bischöfliche Gericht wurde schroff abgewiesen. Auch die Entfernung des kaiserlichen Landvogts Laubenberg, der ein Anhänger Schwenkfelds war, konnte nichts mehr helfen. Der Rat erbat sich trotz der Nähe von Konstanz und der Schweiz Prediger aus Nürnberg, Straßburg und Biberach, die im Mai 1546 nach Ravensburg kamen. Konstanzer hielt öffentlich Hochzeit. Die Geistlichen wurden alle aufs Rathaus beschieden und ihnen eröffnet, daß sie mit ihrer päpstlichen Religion, Lesen und Singen stillzustehen haben. Der Stadtknecht vertrieb die betenden Weiber aus der Kirche, die Lichter wurden gelöscht, der Chor geschlossen, die geweihten Hostien wurden entfernt. Konstanzer selbst schüttete das Taufwasser aus und deckte die Altäre ab. Zur Leitung der neuen Kirche wurde der Böhme Johann Tilianus, bisher Pfarrer in Gengenbach, berufen. Gleichzeitig kam auch in Leutkirch die Reformation zum Durchbruch. Lange war der Einfluß Fabers, der die Pfarrei Leutkirch auch als Bischof von Wien noch inne hatte, übermächtig gewesen. Aber jetzt hatten 150 Bürger eidlich gelobt, ihr Leben an die Durchführung der Reformation zu wagen. Der Rat gab dem Druck des Volkswillens nach. In Bopfingen hatte der Rat nach dem Bauernkrieg den beliebten evangelischen Prediger Jedler entlassen. Jetzt aber wurde die Stadt aufs neue „ungehorsam". Das Jahr 1546 kann als das Datum der entschiedenen Reformation gelten.

Jetzt zeigten sich aber auch in der katholischen Kirche wieder die Regungen neuen Lebens. Es waren die Jahre, wo drüben über den Alpen mit der Entstehung des Jesuitenordens der große Umschwung sich anbahnte. Dem Rat des Abtes Nikolaus Buchner von Zwiefalten folgend beschlossen die Benediktineräbte Oberschwabens, eine hohe Schule zu gründen, um dem Verfall ihres Ordens zu wehren, der aus Gottes

Verhängnis und der Prälaten Fahrlässigkeit sich zum Abgang neige. Dort sollte der Kirche der rechte Nachwuchs an geistigen Kräften herangezogen werden, den man so bitter vermißte, streng katholisch geschult, aber auf der Höhe der Zeit stehend. Man hatte es den Protestanten abgesehen. Die Schule hatte in Ottobeuren ihren Sitz, mußte aber schon nach einem Jahr nach Elchingen wandern und gedieh nicht recht; der schmalkaldische Krieg machte ihr ein Ende. Doch zeigt der Gedanke schon, wie man sich den Wegen näherte, auf denen nachher die katholische Kirche sich wieder innerlich gekräftigt hat.

Der Kampf gegen die Wiedertäufer dauerte fort. Es gab solche trotz aller Verfolgung noch überall in Stadt und Land. Ihr Auftreten war vorsichtiger geworden; aber immer noch mischten sich unter die ernsten, frommen, aufrichtigen Christen recht bedenkliche Gesellen. Aus Mähren und aus Westfalen kamen ihre Sendboten aufs neue ins Land. Der Strom der Auswanderer nach Mähren stockte und begann zurückzufließen, infolge mancher bittern Enttäuschung, die ihnen dort geblüht hatte. Jetzt kamen viele „unter dem Schein, sie wollten widerrufen, um ihre Güter wieder einzunehmen". Bei einer Eiche im Eßlinger Wald hielten sie Monatsversammlungen, ebenso im Schelmenholz bei Winnenden, in Weitmars bei Welzheim. Im Hohenlohischen zogen ihre Apostel von Hof zu Hof, baten um Herberge, lasen den Leuten aus Büchern vor und ermahnten sie vom Uebel abzustehen. Als der Rat von Heilbronn sich seiner Dörfer ernstlich anzunehmen begann und sie seiner Kirche anschließen wollte, fanden sich Flein und Neckargartach, die bisher katholische Pfarrer gehabt, voll von Wiedertäufern, deren Standhaftigkeit jeder Belehrung und jeder Drohung spottete. Als der Rat endlich alle aus Flein ausweisen ließ, fiel nur einer ab, die andern erklärten, sie wollen hinziehen zu einem Zeugnis über sie am jüngsten Gericht. Es werde Sodom und Gomorrha erträglicher gehen, denn ihnen, die die Frommen austreiben, die Bösewichter und Buben aber behalten. Herzog Ulrich hatte im Vertrag von Kaden ausdrücklich sich zur Ausrottung der Wiedertäufer verpflichten müssen. Die Sache war also für ihn nicht so einfach. Duldete man die Leute, indem man ihre abweichenden Lehren für unschuldig erklärte, so drohten Schwierigkeiten vom Reich und von König Ferdinand. Spione und Neider gab es genug, welche jede Gelegenheit benützten, Ulrichs Regierung zu verleumden. Es war ja auch die Zeit der Greuel in Münster. Da konnte man schon auf den Verdacht kommen, „ob es nicht der Wiedertäufer Vorhaben sei, wann sie sich stärken, daß sie zusammenlaufen, Städte und Schlösser einnehmen alle Ober- und Ehrbarkeit zu tot schlagen wollen". Ulrich ließ sich zunächst von seinen Juristen und Theologen Gutachten ausstellen. Das Gutachten der Theologen anerkennt vollauf den reinen und heiligen Eifer bei vielen der Sektierer. Man findet bei den Rottengeistern einen feinen Schein des Lebens. So geraten die meisten dieser armen Leute nicht aus Bosheit, sondern aus lauter Einfältigkeit und gutem Eifer in ihre Schwärmerei. „Wie also der barmherzige Gott nicht eilet mit dem armen Sünder, sondern giebt Raum zur Buß, so wollen wir auch nicht mit dem Blut der Vorsteher, sowenig als des gemeinen Pöbels Blut unsere Händ beflecken". Die Verführer solle man im Gefängnis halten, wie es die Straßburger mit Melchior Hoffmann tun, ob sie sich nicht bessern. Den Verführten

aber möge man, soweit sie sich nicht belehren lassen, eine hölzerne Schandtafel zu tragen geben. Das Mandat Ulrichs befahl darauf, die Wiedertäufer genau zu befragen über ihre Meinungen, insbesondere ob sie schon mit im bäurischen Aufruhr gewesen, ob sie der Münster'schen Sekte angehören u. s. w. Die Widerrufenden werden ohne Strafe freigelassen, die übrigen des Landes verwiesen. Vor allem aber sollen die Amtleute dafür sorgen, daß zu den gefangenen Wiedertäufern die geschicktesten Prädikanten berufen werden, sie aus der heiligen Schrift zu belehren. Man kann wohl merken, daß kein fanatischer Glaubenseifer vorhanden ist, weder bei dem Fürsten noch bei den Theologen. Es ist hauptsächlich die bedenkliche Beimischung aufrührerischer Elemente unter den Täufern, was den Verfolgungseifer belebt. Der ursprüngliche evangelische Grundsatz, daß der Glaube ein freies Ding sei und nicht gezwungen werden könne, ist noch nicht ganz verlassen, obgleich man es im Sinne jener Zeit für notwendig hält, Glaubenseinheit im Lande herzustellen. Es ist denn auch die Todesstrafe gegen Ketzer, die man längst schon aus dem Arsenal päpstlicher Waffen auch auf evangelischer Seite wieder hervorgeholt hatte, in Wirtemberg nicht zur Anwendung gekommen, weder unter Herzog Ulrich, noch unter Christoph. Verschwunden sind die Wiedertäufer erst im Lauf der Jahrzehnte; noch in den 60er Jahren gab es viele, z. B. im Bezirk Kirchheim. 1564 berichtet Herzog Christoph nach Heilbronn, es werden im Wald bei Gruppenbach täuferische Konventikel gehalten, an denen auch Heilbronner und Böckinger beteiligt seien. Immer wieder tauchen sie auf, bald da, bald dort, beunruhigen die Gemeinden und bringen Pfarrer und Behörden in Aufregung. Unter der nicht immer sehr verständigen und billigen Kritik der auserwählten Frommen haben vor allem die Pfarrer zu leiden, wenn z. B. eine Schuhmachersfrau in Stuttgart Anstoß nahm an dem Sammtgoller und dem goldenen Ring der Frau Stadtpfarrer Schnepf: eines Apostels Frau müsse sich solcher weltlichen Zierden enthalten, auch wenn sie das Geld dazu habe.

Tiefer bewegte in jenen Jahren die Gemüter ein merkwürdiger Mann, der nicht ganz zu den Wiedertäufern zu rechnen ist. Denn er machte aus der Verwerfung der Kindertaufe keinen Glaubensartikel. Aber er stand ihnen doch in vielem nahe und teilte ihren Widerspruch gegen die neue Staats- und Volkskirche. Es ist Kaspar Schwenkfeld, ein schlesischer Adliger, den man schon den Zinzendorf des 16. Jahrhunderts genannt hat. Er war von ernster, tiefsinniger Gemütsart, ein „Melancholicus" sagten seine Gegner, dabei von feinen Sitten und Lebensformen und großer persönlicher Liebenswürdigkeit. Er war und blieb ohne geistliches Amt, hatte auch nicht studiert, sondern predigte als Apostel von Gottes Gnaden, anfangs von Luther begeistert, später auf eigenen Wegen, als die neue Kirche in festen Formen sich ausbildete und durch Abendmahls- und Taufstreit die Freiheit des Denkens und der Lehre immer mehr verschwand. Da hatte er mit seinem mystischen Tiefsinn und seinem Bedürfnis nach engerer, traulicher, religiöser Gemeinschaft keinen rechten Platz mehr in der Kirche. Man wird auch sagen können, er wollte keinen finden, weil er sich nicht die Mühe gab, das Wirken anderer zu verstehen und von seinen oft recht sonderbaren Einfällen zu sehr eingenommen war. Schwenkfeld kam nun aus Schlesien auf verschiedenen Umwegen nach

Süddeutschland und streute überall den Samen seiner Gesinnungen aus. Von Straßburg und von Blarer aus waren die Evangelischen in Ulm und Eßlingen schon vor ihm gewarnt worden, als er 1533 dorthin kam. Dennoch genoß er in Eßlingen zuerst die Gastfreundschaft des Predigers Otther. Es waren besonders die adligen Standesgenossen, die er leicht gewann. Konrad Thumb von Neuburg in Stetten, der Erbmarschall Herzog Ulrichs und sein Bruder Friedrich in Köngen waren Schwenkfelds Schwäger und standen schon vor der Rückkehr Ulrichs in bestem Verhältnis zu ihm. Besonders eifrig war für ihn Georg Ludwig von Freiberg in Justingen. Aber auch die bessere Gesellschaft in den Städten interessierte sich sehr für den Apostel des Kreuzes und der Brüderlichkeit mit der Freiherrnkrone. In Ulm war der alte Bernhard Besserer und viele vom Rat auf seiner Seite, so sehr auch der damalige Leiter der ulmischen Kirche, Frecht, gegen ihn eiferte. Als nun in Wirtemberg reformiert wurde, benutzte er auch die Gelegenheit, seinen Einfluß im Lande geltend zu machen. Er besuchte von Stetten aus die Versammlungen der Sektierer im Remsthal und brachte etliche namhafte Bürger von Schorndorf dazu, daß sie nicht mehr in die Kirche gingen. Die Leute der Umgegend wallfahrteten nach Stetten, so daß das Auslaufen dahin verboten wurde. Es war doch nicht so leicht, gegen ihn vorzugehen, da die einflußreichsten Ratgeber des Herzogs für ihn waren. Blarer insbesondere hat sich verpflichtet gefühlt, gegen ihn aufzutreten, als gegen einen schädlichen Mann, der die Kirche zerstöre und leichtsinnig Zwiespalt anrichte. In diesem Sinn berichtete er den Herzog persönlich in Bebenhausen und schrieb auch an Konrad Thumb. Der Erbmarschall brachte darauf eine Besprechung in Tübingen zu stande, zu der Butzer, Blarer und Frecht erschienen, um mit Schwenkfeld in Güte zu verhandeln. Auf irgend einer faßbaren Ketzerei ließ sich Schwenkfeld nicht festnageln, besonders nicht in den damals gefährlichsten Punkten, Taufe und Abendmahl. Aber an der Kirche hatte er allerlei auszusetzen. In ironischer Weise stellte er den von Gott berufenen geistbegabten Apostel in Gegensatz gegen die Schriftgelehrten, die bloß nach dem Buchstaben und mit menschlicher Gelehrsamkeit die Kirche aufrichten. Sie fangen die Sache verkehrt an, wollen die Kirche ohne Glauben bauen und mehr Leute in den Himmel bringen, weder Gott wolle darin haben. Es schimmert nicht undeutlich durch, daß er mit dem Apostel sich selbst gemeint hat und mit den bloßen Schriftgelehrten seine Gegner, die Prädikanten. Am Ende verstand er sich doch zu dem Versprechen, den Dienst der Kirche nicht mehr schelten noch verstören zu wollen, sofern dieser Dienst nur recht und christlich, dem Glauben und Gottes Wort gemäß geübt werde. Dagegen verpflichteten sich die Prediger, den Ritter nicht mehr als Zerstörer der Kirche und Widersacher der Wahrheit auszurufen. Das war eine für solche Fälle vorbildliche, die einzig mögliche Lösung. Die württembergische Kirche und die christlichen Gemeinschaftskreise haben sich seit 2 Jahrhunderten auf diesem Boden gehalten und sind sich so gegenseitig zum Segen geworden. Aber Schwenkfeld besaß nicht das Maß von Bescheidenheit und Klugheit, das nötig gewesen wäre, um einfach an der Vertiefung und Reinigung des religiösen Lebens in der Kirche mitzuarbeiten. So wenig es ihm anstand, sich so turmhoch über Männer

wie Blarer zu erheben, so hatte er doch immer wieder etwas zu sagen gegen die Prädikanten und gegen den neuen Ablaßkram und Buchstabendienst in der Kirche. Es war ebenso seine Schuld, wie die seiner Gegner, wenn es wieder zum Bruch kam; denn es zeigte sich nach wie vor überall, daß er seine Gemeinschaftskreise in Wirklichkeit der Kirche entfremdete. In Ulm, wo er sich viel aufhielt, kam er bald in Streit mit Frecht. Dieser hatte einen schweren Stand in seiner wenig beneidenswerten Rolle als Ketzerrichter. Er ruhte nicht, bis der Rat Schwenkfeld, wenn auch in den Formen höflicher Hochachtung, zum Abzug veranlaßte, und bis er 1540 in Schmalkalden von den versammelten lutherischen Theologen ein Verdammungsurteil durchgesetzt hatte. In Wirtemberg trat jetzt auch Schnepf in den literarischen Streit mit ihm ein. Schwenkfeld meinte, Schnepf habe gröber und irriger über ihn geschrieben, als andere lutherische Theologen. Aber Schwenkfelds Anhänger blieben zahlreich im Lande. In den Visitationsvorschriften von 1544 erscheinen die Schwenkfelder als verbotene Sekte neben den Wiedertäufern. Ein Bürger von Cannstatt, Andreas Neff, mußte als Schwenkfelder über ein Jahr lang im Gefängnis sitzen. In Ulm hinterließ er mehrere Anhänger unter der Geistlichkeit. Etwas gröber und volkstümlicher als er, setzte der Frühbeter Konrad Schaffner am Münster seine Opposition gegen Frecht und die Kirche fort. Der Bann sei ein Kehrbesen, der gegen die Laster in hohen Kreisen nicht zur Anwendung komme. Dergleichen hatte er immer auszusetzen und vermutlich nicht mit Unrecht. Der Rat ließ ihn gewähren. Gegen Schwenkfeld selbst wurde, so lang Herzog Ulrich lebte, nie etwas unternommen. Erst Herzog Christoph erließ scharfe Befehle gegen seine Person; er mußte von da an das Herzogtum Wirtemberg meiden. Aber die Freundschaft der Thumb, Freiberg, Helfenstein, Gültlingen, blieb ihm. Auch im katholischen Oberland hatte er Freunde, wie den Pfarrer Kübler in Waldsee, und selbst Reichsfürsten korrespondierten mit ihm. Er blieb in Schwaben und durfte schließlich unangefochten 1561 in Ulm sterben.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie Schwenkfeld kam noch ein anderer Gast ins Schwabenland. Im Herbst 1532 bat er um Aufnahme in Ulm. Er habe in Eßlingen etwas Tapferes eingebüßt, weil sein Handwerk im Land zu Wirtemberg wenig Absatz gefunden, da fast allein der Adel und gar wenig Bürgerinnen mit Seife waschen. Er möchte jetzt in Ulm oder Geislingen sein Handwerk ausüben; wisse auch ohne Ruhm zu reden, daß ihms im Seifensieden nicht bald einer zuvortue in deutschen Landen. Dieser beste Seifensieder des deutschen Reiches war Sebastian Frank, von Hause aus ein wohl studierter und gelehrter Mann, in Heidelberg Studienfreund von Frecht, dann Geistlicher im Nürnbergischen. Aber der Glaubensstreit hatte ihn am Glauben, der geringe sittliche Erfolg seines Predigens an dem Wert der Predigt überhaupt irre gemacht. Er meinte, wenn die Predigt so wenig Frucht schaffe, solle man die Perlen nicht länger vor die Säue werfen. „Wir haben auch ein Amt zu schweigen". Darum gab er sein Amt auf, nährte sich bald als Seifensieder, bald als Buchdrucker und entfaltete eine eifrige schriftstellerische Tätigkeit, besonders in geschichtlichen und geographischen Werken. In der religiösen Frage wollte er über den Parteien stehen, keiner

Kirche, keiner Sekte angehören, noch für eine werben. Er schreibt „seinen Glauben nicht gern über Feld". Das wars, was seiner Zeit unverständlich blieb. „Es sind in unserer Zeit 3 fürnemlich Glauben aufgestanden, die großen Anhang haben, als lutherisch, zwinglisch und tauferisch; der viert' ist schon auf der Bahn, daß man alle äußerliche Predigt, Zeremonien, Sakrament und Beruf als unnötig will aus dem Weg räumen und glatte ein unsichtbar geistlich Kirchen, allein durchs ewig unsichtbar Wort von Gott selbst ohn irgend ein äußerlich Mittel regiert, will anrichten". Wie immer solche Geister, ist Frank sehr stark in der Kritik, aber den Weg, es besser zu machen, kann er nicht zeigen. Seine Kritik trifft vornehmlich die evangelische Kirche, weil er aus derselben hervorgegangen war und zeitlebens von Luther nicht loskam. Er tadelt das Leben vieler Evangelischen mit ihrem Glauben ohne Werke, „die juchzen und einen guten Suff tun, sprechend: Es ist ein fröhlich Ding um einen Christen, ich bin kein Werkheilig". Die hohe Geltung der Schrift, aus der man einen papiernen Papst mache, das Drängen auf theologisch scharf formulierte Bekenntnisse über Dinge, die den persönlichen Christenstand des einfachen Menschen doch gar nichts angehen, ist ihm aufs äußerste zuwider. Vor allem aber die Verbindung von Kirche und Staat mit ihren Folgen, Glaubenszwang und blutige Verfolgung der Täufer, findet bei ihm schärfsten Tadel und beißenden Spott. „Wenn der Fürst für das Christentum ist, so regnet es plötzlich Christen". Er hat mit alledem viel Recht gehabt und solche Wahrheiten verteidigt, welche die evangelische Kirche schon vergessen hatte, oder zu vergessen im Begriff war. Aber er war und blieb nicht bloß in religiösen Fragen, sondern auch in allen politischen und sozialen Dingen ein Kritiker und Pessimist, ohne Kraft und Mut zur aufbauenden Arbeit. Darum haben die Männer, für deren heißes Ringen und Kämpfen er keinen Sinn und kein Verständnis hatte, deren Wirken er nur stören konnte, sehr hart über ihn geurteilt. Luther sagte über ihn, seine Worte werden vergehen wie der Fluch eines zornigen Menschen. Er wurde in Ulm aufgenommen und 7 Jahre lang vom Ulmer Rat gegen alle Anfechtung gehalten, aus demselben Grund wie Schwenkfeld, weil sich der freie Sinn der Bürgerschaft gegen das scharfe theologische Zwangsregiment Frechts sträubte. Frecht tat alles, ihn von Ulm wegzubringen. Denn so wenig er öffentlich hervortrat, so war doch in jener harten Zeit, wo alles Partei war, kein Raum für den einsam schwermütigen Betrachter des Elends der Kirchen und Sekten. Er hat allerdings das „Amt des Schweigens" doch nicht ganz üben können; darin ist er sich selbst untreu geworden. Er konnte es nicht lassen, für den vierten Glauben zu werben und dem lieben Gott, der ihn ganz allein ohn menschlich Mittel anrichten sollte, etwas nachzuhelfen, wenn auch nur durch eingestreute Bemerkungen in seinen Schriften. Schließlich verlangte man von ihm, um ihn zu fassen, Beschwörung eines extra scharf gefaßten Bekenntnisses, auf evangelischem Boden ein unerhörtes Vorgehen, wenn man bedenkt, was Brenz noch im Jahr 1527 über die Behandlung der Wiedertäufer gesagt hat und über das Recht des persönlichen Glaubensbekenntnisses. Es war Butzer, der den Rat dazu gab. Frank verweigerte denn auch die Beschwörung als etwas Widersinniges. „Der Glaube soll frei im Herzen, unbenötigt und in keinen

Eid eingebunden sein. Meine Faust und Feder, meine Glieder, das Herz ausgenommen, will ich bis in den Tod dem ehrsamen Rat gern unterworfen haben". Im Jahr 1539 mußte er trotzdem aus Ulm weichen, wenn auch in Ehren; der Rat bat ihn freundlich, sich zu entfernen. Der schmalkaldische Bund hatte einen deutlichen Wink gegeben. Dieser Kampf Sebastian Franks in Ulm ist besonders deswegen interessant, weil man daran sieht, wie die evangelische Kirche immer weiter von dem Grundsatz der Glaubensfreiheit sich abdrängen ließ.

Aufs große Ganze gesehen, ist das, was Schwenkfeld und Frank unternahmen, doch nur ein Rückzugsgefecht. Kraftvoll und mächtig, die Geister beherrschend, blieb auf dem Platz die in Lehre und Kultus befestigte und geeinte evangelische Kirche. Die Reformation in Wirtemberg gab dem evangelischen Bekenntnis nicht nur Kraft zur Ausdehnung nach außen, sondern auch einen festen Rückhalt in den inneren Kämpfen. Die wirtembergische Landeskirche war ja von Anfang an auf ein Einverständnis der lutherischen und oberländischen Richtung gegründet, und nicht nur Blarer war der Nachgebende, sondern in den praktisch doch für eine Kirche wichtigsten Dingen, in Gottesdienst und Kirchenordnung, kam überall die reformierte Anschauung zum Wort, allerdings um den Preis des Nachgebens in der Abendmahlslehre. Denn das konnte man sich doch nicht verhehlen, daß trotz aller Verwahrung gegen das Geschrei des Widerrufs die Konkordie Blarers mit Schnepf nur ein weiterer Schritt war in dem allmählichen, tapferen Zurückweichen der Oberdeutschen vor der lutherischen Abendmahlslehre. Sie wollten die geistig Stärkeren sein, die den schwächeren Brüdern nachgeben. Aber ihre Schwachheit war eben, daß das Einheitsbedürfnis bei ihnen so viel größer war, als auf lutherischer Seite. Vollends seit Zwinglis und Oekolampads Tod hatten sie ja kein anerkanntes Haupt mehr. Die mächtige Anziehungskraft des Namens und der Person Luthers mußte um so stärker wirken. Und die Politik wies auf den Norden, mit dem man verbündet war. So gewann Butzer, der allezeit konkordienfreudige, die Führung und seinen Bemühungen gelang es, im Jahr 1536 die Wittenberger Konkordie zu stande zu bringen. Es wäre vielleicht besser gewesen, auf dem Standpunkt des schmalkaldischen Bundes und der wirtembergischen Kirchenordnung zu bleiben, die die augsburgische Konfession mit ihrer unbestimmten Fassung der Abendmahlslehre zu Grund legten. Einig wäre man dann wohl nicht gewesen; aber man hätte mehr Freiheit bewahrt und sich vielleicht doch mit der Zeit eins fühlen lernen. Butzer war es vornehmlich, der alles Heil von den Einheitsformeln erwartete und die Kirche auf diesen Weg drängte. Er lud die vornehmsten Theologen des Südens ein zu der Zusammenkunft mit Luther. Aber Schnepf und Blarer, Brenz und Lachmann kamen nicht, dagegen der Eßlinger Otther, der Ulmer Frecht und Schradin von Reutlingen. Noch gab es heftige Szenen in Wittenberg. Luther war mißtrauisch geworden und trat zuerst mit solcher eisigen Kälte auf, daß der Augsburger Prediger Muskulus einmal seufzte: „Ach Gott, was soll dies Leben, muß man doch dem Luther schier genaden und ihm zu Füßen fallen wie dem Papst", worauf ihn der feurige Lutherverehrer Schradin anfuhr: „Welcher Teufel bittet Euch, daß Ihr hieher

Herzog Ulrich und Landgraf Philipp von Heſſen beim Religionsgeſpräch in Marburg. (S. 119.)

kommet und ihm also genadet. Hat er doch nicht nach Euch geschickt. Hört Ihr, Herr Mäuslein, es wird noch besser werden. Wir wollen bald hören, ob Butzer oder Dr. Martin Luther geschickter sein werde". Aber Melanchthon, der im Jahr 29 der Hauptgegner der Einigung gewesen war, hatte seine Ansicht geändert. Er bereitete der Versöhnung den Weg auch bei Luther. Es war doch ein großer Augenblick, als Luther mit Butzer und Capito zusammen das Abendmahl nahm. Der traurige Zwiespalt zwischen den feindlichen Brüdern schien beseitigt. Das ganze heftige Kampfgetöse lag hinter ihnen wie ein böser Traum. Sie dankten Gott aus überströmend vollem Herzen. Luther selbst gestand zu, daß er in der Form zu scharf gewesen sei gegen Zwingli und Oekolampad, und faßte zu Butzer ein ehrliches Vertrauen. Die Formel, die von Melanchthon verfaßt wurde, war ganz lutherisch und verriet nur noch in einer Wendung einen Rest zwinglischer Theologie und das löbliche Bestreben, einem allzu fleischlichen Mißverständnis der Rede vom Leib und Blut Christi zu wehren. Dennoch war damals die Stimmung so, daß man nicht nur auf Beitritt der schwäbischen Städte, sondern auch der Schweizer zu hoffen wagte. Der Streit wurde aber durch die Konkordie erst recht wieder entfacht. Denn vorerst hatten die Gemeinden gar keine Lust zu dem, was die Theologen in Wittenberg ausgemacht hatten und namentlich nicht zu etwa daraus folgender Aenderung ihrer nun gerade eingelebten Kirchenordnungen. In Ulm spottete man, Frecht habe den Leib Christi von Wittenberg mitgebracht. In Isny dagegen freute man sich, daß Luther sich zu Zwinglis Anschauung bekehrt habe. Der Ulmer Rat „achtete sich in diesen den Geheimnissen Gottes der Klugheit nicht, diese Handlungen und die scharfen angesetzten Worte in dem Artikel vom Nachtmahl mit seinem einfältigen Verstand zu erforschen". Dennoch unterschrieben die Städte, auf die es ankam. Zuerst Eßlingen, dann auch Ulm, doch mit dem Vorbehalt der Uebereinstimmung der Konkordie mit der Ulmer Kirchenordnung. Biberach und Isny folgten diesem Beispiel. Blarer dagegen verweigerte seine Unterschrift. Er hatte mit diesen erzwungenen Formeln einmal üble Erfahrungen gemacht und wollte sich auf nichts mehr einlassen. Nach seinem Rat verweigerte auch Konstanz den Beitritt. Dennoch war auf dem zahlreich besuchten Bundestag in Schmalkalden im Jahr 1537 eine schöne Einmütigkeit. Herzog Ulrich, seit einem Jahr Mitglied des Bundes, ging selbst hin, mit seinen Theologen Schnepf und Blarer. Auch Brenz war anwesend. Blarer konnte in Schmalkalden predigen, und dank der Freundlichkeit Melanchthons wurde von seiner Ablehnung der Konkordie kein Aufhebens gemacht. Die augsburgische Konfession und Apologie wurden von sämtlichen 32 anwesenden Theologen anerkannt. Die Unterschrift unter Luthers kraftvoll entschiedenes Bekenntnis, das unter dem Namen der schmalkaldischen Artikel bekannt ist, wurde nicht verlangt. So gingen die Theologen und die Fürsten im Frieden auseinander. Aber in den Gemeinden war noch kein Friede. Wie es da gelegentlich zugehen konnte, mag ein Beispiel aus Waiblingen lehren, wo der Pfarrer lutherisch, der Prädikant mehr zwinglisch predigte. Dem Pfarrer wurden Lästerschriften ins Haus geschoben und solche am Rathaus angeschlagen, dem Prädikanten aber wurden die Fenster eingeworfen. So lebhaft erhitzten sich die

Geister über die Frage, ob das Brot der wesentliche natürliche Leib Christi sei, oder ob nur geistlicherweise mit Brot und Wein Christi Leib und Blut gegeben werde. Das Schelten auf der Kanzel gegen Andersgläubige, wozu schon durch den Streit gegen Papsttum und Wiedertäufer überflüssig Gelegenheit war, wurde dadurch in bedauerlichem Maß vermehrt. Es war Ulrichs persönliches Anliegen und seiner Regierung eifriges Bestreben, die Pfarrer davon abzubringen und zu erbaulichem Predigen zu veranlassen. Aber auch Schnepf entging nicht der Anklage, daß er allzu heftige Streitpredigten halte. Der Lutheraner Forster, der nach Tübingen berufen worden war, nannte in öffentlicher Vorlesung den Oekolampad einen gottlosen Sohn Elis und, statt von seinem Kollegen Phrygio das Abendmahl zu nehmen, ging er nach Reutlingen. Er wurde dafür entlassen. Schnepfs Nachfolger Vannius in Stuttgart, der die lutherische Privatbeichte mit scharfer Untersuchung des Glaubensstandes der Einzelnen einführen wollte, wurde von der Regierung gerügt. Aber trotzdem war seit Blarers Verabschiedung im Jahr 1538 das Luthertum unaufhaltsam im Vordringen. Es ist nie recht klar geworden, wie es eigentlich zu dieser Entlassung kam. Denn Blarer war bisher offenbar der Mann des Vertrauens beim Herzog gewesen. Aber ohne Zweifel machte seine Ablehnung der Wittenberger Konkordie doch bedenklich gegen ihn und die hochmögenden Freunde Schwenkfelds am Hof haben wohl von der anderen Seite auch mit dazu beigetragen. Er ging ohne Groll gegen den Herzog und trug auch die Kränkung in der Stille, daß ihm keine Belohnung für seine 4jährigen Dienste wurde. Aber ein Gedicht über seine Erfahrungen an Fürstenhöfen offenbart seine Gefühle:

Und wer sich geit
In Dienstbarkeit,
Deß er sich möcht entladen,
Der ist ein Gauch,
Trägt billig auch
Den Spott zusamt dem Schaden;
So er doch weißt,
Wies Sprichwort heißt,
Daß man den schönen Frauen
Und Herren soll
Ganz dienen wohl,
Daneben übel trauen.

Er hat aber dem Herzog immer die Ehre gelassen, daß es ihm mit seinem Glauben heiliger Ernst gewesen sei. Daß er von Wirtemberg loskam, war ihm schließlich selbst erwünscht. Seinem warmen Gemüt fehlte der Hintergrund persönlicher Freundschaft. Die verwickelten Verhältnisse der Universität, des Hofs und der Beamtenschaft, die Spannung zwischen ihm und seinem Kollegen Schnepf, das waren Hindernisse, die er nicht überwinden konnte. Es war doch ein tragisches Geschick, das Blarer widerfuhr. Ihm, der einst mit vielem Recht der Apostel Schwabens genannt werden konnte, wurde jetzt der Schauplatz seiner Tätigkeit entfremdet. Denn nicht nur in Wirtemberg, auch in allen Städten, wo er tätig gewesen war, siegte das Luthertum. Im schmalkaldischen Krieg fiel auch noch seine geliebte Vaterstadt Konstanz, deren Kirche seine eigentliche

Schöpfung war, in Feindeshand. Er war heimatlos und mußte in der Schweiz eine Zuflucht suchen. Als er nach Jahren wieder durch Schwaben kam, fand er eine veränderte Welt, in seinen Augen keine bessere. Er blieb doch bis zu seinem Ende der treue, selbstlose Verkündiger des Evangeliums, das ihm Lebenskraft geworden war und sein sicherer Halt wurde im Unglück, wie er es einst als Jüngling in der Stille seines Schwarzwaldtales so freudig begrüßt und so innig aufgenommen hatte.

Der Sieg des Luthertums in den Städten vollzog sich langsam aber sicher. Die Schwierigkeiten, die Frecht mit Schwenkfeld und Frank bereitet wurden, galten auch seinem Neuluthertum. Der Sieg über beide wurde also auch der Sieg der Wittenberger Konkordie, obgleich der Rat diese nicht ohne weiteres zum Lehrgesetz machen ließ. Noch 1540 erschien der Katechismus Sams, des eigentlichen Ulmer Kirchenvaters, in neuer Auflage. Anfangs der 40er Jahre folgte die Einführung der Beichte und der Privatkommunion. Aber erst das Interim machte mit dem ganzen evangelischen Kirchenwesen auch den Resten des Zwinglianismus ein Ende. Isny und Biberach erlebten ebenfalls jetzt einen langdauernden Abendmahlsstreit. So ziemlich im ganzen evangelischen Schwaben herrschte um die Mitte der 40er Jahre das Luthertum. In den neureformierten Städten Ravensburg, Leutkirch, Bopfingen hatte es von Anfang an die Führung. Aber die Einheit der Lehre war teuer erkauft mit viel häßlichem Zank und der Gewöhnung an engherziges Richten über das Maß des Glaubens. Es war kein Halten mehr auf dem eingeschlagenen Wege. Immer ausführlicher wurden die Bekenntnisformeln, immer enger wurde der Kreis gezogen, in dem sich die Gedanken bewegen durften, damit es ja keine Abweichung von der Einheit gebe. Die Rechtgläubigkeit verschlang den Glauben.

Siebentes Kapitel.

Die Feuerprobe.

So wird nun die Messe wieder eingeführt in der Kirche, in der ich 20 Jahre das Evangelium Christi gelehrt. Wird das der Herr auf ewig dulden? Nein gewiß, er wirds nicht dulden.

Brenz.

Nie hatte die katholische Kirche, nie der Papst und auch nicht der Kaiser aufgehört, nach Unterwerfung der Protestanten mit Güte oder Gewalt zu trachten. Der Nürnberger Religionsfrieden von 1532 hatte die Entscheidung nur aufgeschoben. Das sah der Kaiser wohl ein, daß mit einfachem, päpstlichem Bannstrahl und kaiserlichem Machtgebot nichts mehr zu erreichen war. Darum machte er die Forderung eines allgemeinen Konzils, welche die Protestanten immer erhoben, zu seiner eigenen Sache. Es sollte in einer deutschen Stadt gehalten werden. Ueber den fortwährenden Schwierigkeiten, die von seiten des Papstes gemacht wurden, gingen die Jahre dahin. Und mit jedem Jahr wurde es gewisser, daß auch mit einem Konzil nicht zu helfen war: einem päpstlichen hätten sich die Protestanten nicht unterworfen und ein anderes konnte kein Papst zugeben. Luther selbst hoffte schon lange nichts mehr von einem Konzil. Immer mehr befestigten sich die Ordnungen der evangelischen Kirche. Die Verwahrung „vorläufig bis zum Konzil", die man den Kirchenordnungen beizufügen pflegte, wurde zur bloßen Redensart. Aber auch die Ausdehnung des Protestantismus und die Macht des schmalkaldischen Bundes wuchs durch Beitritt weiterer Mitglieder.

Einigemal schien der Krieg zwischen dem Bund und dem Kaiser in drohender Nähe. Vom Bundeskonvent in Frankfurt 1539 schrieb der tapfere Reutlinger Bürgermeister Joß Weiß schon nach Hause: „Lueget um Geld und Pulver und was dazu gehört". Aber der Kaiser war immer noch nicht kriegslustig und kriegsfertig. Er versuchte auch ohne Konzil den Weg gütlicher Einigung in der Religion. Es fehlte nicht an Männern auf beiden Seiten, die zur Vermittlung geneigt waren. Denn immer noch erschien der Zeit der Gedanke an eine dauernde Spaltung der Kirche unerträglich. Er entsprach ja auch gar nicht den ursprünglichen Absichten Luthers. Die Politiker erwogen die Unmöglichkeit, ein Reich mit getrennter Religion zu regieren, die Frommen hielten mit aller Kraft ihres Herzens fest an dem entschwindenden Idealbild der einen unteilbaren Kirche Christi. Einzig wird Sebastian Frank dagestanden sein, der die vielfache Spaltung begrüßte, weil jetzt endlich die Zeit der großen Kirchen vorbei sei

mit ihrer Einbildung, daß man jemals alle Menschen zum gleichen Glauben bringen könne. Nachdem in Frankfurt und in Hagenau wochenlang verhandelt worden war, wurde auf Oktober 1540 eine Versammlung nach Worms ausgeschrieben. Es war tatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, ein deutsches Nationalkonzil. Die besten Theologen von beiden Seiten wurden ins Feld geschickt. Wirtemberg war durch Balthasar von Gültlingen und die Theologen Schnepf und Käuffelin vertreten, Ulm durch Georg Besserer und Frecht, Hall sandte seinen Brenz. Unbefangen und freundschaftlich verkehrten die Häupter miteinander, selbst mit dem päpstlichen Legaten. Nur die Wirtemberger seien grob und wild wie ihr Herr, schrieb der Legat. Die Stellung der Protestanten war eine andere geworden seit 10 Jahren. Das Nachgeben war nicht mehr an ihnen allein. Vielmehr kamen die katholischen Theologen im Lauf der Unterhandlungen so weit, daß Granvella, der kaiserliche Minister, der die Sache leitete, plötzlich abbrach und erklärte, man wolle in Regensburg weiter verhandeln. Schnepf schilderte nachher seine Erfahrungen in einer Predigt in Stuttgart: die Bischöfe seien ungebildete Leute; sie wollen kein Konzil, daß ihre Mißbräuche nicht abgeschafft würden; er sei 12 Wochen in Worms gelegen, bis man 3 oder 4 Tage Religionsgespräch gehalten. Schnepf gehörte nicht zu den Friedensseligen. Doch mußte er im Juli 1541 wieder zum selben Zweck nach Regensburg reisen. Auch der junge Herzog Christoph war, wie schon in Hagenau und Worms, anwesend und schrieb voll Freuden seiner Mutter als seinen Eindruck vom Verlauf der Dinge: „Verhoff wir sollen alle luthrisch werden". Es war auch nahe daran. Der Papst hatte diesmal einen wirklichen Theologen als Legaten geschickt, Gasparo Contarini, der bereit war, die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben anzunehmen. Daß man hinzusetzte „durch den in der Liebe tätigen Glauben" war eine Vorsichtsmaßregel, die die wahre Meinung Luthers nicht ausschloß, nur ihren Mißbrauch. Denn Luther kannte und meinte nie einen anderen Glauben, als einen solchen, „der ein tätig, mächtig und geschäftig Ding ist". Freilich auch die katholische Verdienstlichkeit der Werke konnte sich dahinter verstecken. Schließlich war doch alles Bemühen umsonst. Luther wollte zwar die katholischen Zeremonien und Sonderlehren dulden, wenn man nur die Gerechtigkeit aus dem Glauben rein und lauter lehre. Aber von Wiederannahme der Zeremonien und Unterwerfung unter den Papst war keine Rede. Und dem Kaiser kam es doch gerade darauf an. Aber auch die strengen Katholiken waren diesmal päpstlicher als der Papst und sein Legat. Der Abschied verschob wieder alles auf das künftige Konzil. Noch einmal begann im Jahr 1546 das fruchtlose Spiel. Es war von vornherein klar, daß der Kaiser jetzt nur Anlaß zum Krieg suchte. Er hatte mit Frankreich Frieden geschlossen und mit dem Papst ein Waffenbündnis. Zum Gespräch hatte er lauter unversöhnliche Katholiken berufen. Mitten in die Verhandlungen hinein kam die Nachricht von Luthers Tod, zur tiefen Trauer der Evangelischen. Um so leerer erschien ihnen das Wortgefecht in Regensburg. „Ach daß ich Wasser genug in meinem Haupte hätte, daß meine Augen Tränenquellen würden, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte nicht die Erschlagenen, sondern die Verlassenen meines Volks. Allein ihr werdet sagen, es ist

ja Christus nicht gestorben, der lebet noch und sitzet zur rechten Hand Gottes! Ist gar recht. Indessen ist uns doch das auserwählte Rüstzeug Christi entzogen. Großer Leute Tod ist insgemein kein guter Vorbote. Was sollen wir hoffen, da wir diesen teuren Mann verloren haben". So schrieb Brenz aus Regensburg unter dem frischen Eindruck der Todesnachricht. Wenige Wochen nachher verließen Gültlingen und Schnepf als die Letzten den Reichstag.

Es war höchste Zeit, wenn der Kaiser die katholische Religion in Deutschland noch retten wollte. Von mächtigeren weltlichen Fürsten waren bloß noch Bayern und Oesterreich übrig; schon begannen auch die geistlichen Fürstentümer zu wanken. Der Kaiser tat freilich vorerst, als handle es sich nur um Niederwerfung der ungehorsamen Fürsten von Sachsen und Hessen mit ihrem Anhang. Er brauchte diese Verstellung, denn er hatte es verstanden, mächtige evangelische Fürsten auf seine Seite zu ziehen. Aber sein hoher Verbündeter, der Papst, der ihm Hilfstruppen und Gelder aus dem Schatz der Kirche zur Verfügung stellte, sprach es offen aus. Er übergab seinen Truppen Kreuz und Fahne für den Glaubenskrieg. Die Schmalkaldischen aber rückten ins Feld mit einer Proklamation, in der sie erklärten, wider Karl, König von Hispanien, der sich den fünften römischen Kaiser nennt, zu verteidigen die Freiheit des Evangeliums und die Freiheit der deutschen Nation. Noch einmal erneute sich diese hoffnungsvolle Verbindung, die von Anfang an über der Reformationszeit geleuchtet hatte. Nachdem die Ritter und die Bauern gescheitert waren, nahmen die Fürsten noch einmal die Fahne der nationalen Sache gegen das schädliche Fremdkaisertum auf. Sie waren alle zwinglisch geworden, sagte Herzog Christoph nach dem Krieg, den er nicht billigte. Noch immer galt der Name des großen Zürichers als das Zeichen zugleich evangelischer und habsburgfeindlicher Politik. Was daraus noch vernünftiges hätte werden können, läßt sich nicht sagen. Auch diese letzte Mühe, dem unheilvollen Lauf der deutschen Geschicke eine andere Wendung zu geben, verlief im Sande.

Im protestantischen Schwaben flammte die Begeisterung hell auf. Die Lieder und Flugschriften erschienen wieder. „Alle Welt war herzhaft und tröstlich, nirgends sah man einen Verzagten. Jedermann zeigte sich voll guter Hoffnung, selbst die Landsknechte ließen sich vernehmen, sie seien getrost, sie hätten noch nie einen solchen Hauptmann gehabt, als den allmächtigen Gott. Es sah alles einem tapferen Ernst gleich und tat sich alle Tage stärken und mehren", berichteten im Juli 1546 die Eßlinger Gesandten aus dem Sammelplatz Ulm. Herzog Ulrich beteiligte sich mit aller Kraft und großen Geldmitteln. Ungezählte Wagen voll Proviant zogen täglich über die Alb ins Kriegslager. Er allein fast von allen Verbündeten machte sich keiner Versäumnis in seinen Zahlungen schuldig. Auch sein Land war willig. Ohne Schwierigkeit zahlten die Städte die verlangten Kriegssteuern. Die Stadt Stuttgart erbot sich noch mehr zu leisten, als von ihr verlangt wurde, weil diese Sache die wahre Religion, die deutsche Nation und das Fürstentum betreffe. So waren die Protestanten zuerst auf dem Platz. Sie überzogen das katholische Oberschwaben und begannen überall zu reformieren; die fetten Klöster boten willkommene Kriegsbeute. Das Volk ließ sich die Aenderung gefallen.

Abt Gerwig von Weingarten floh nach München. In Weingarten und Weißenau konnte die Messe erst durch scharfen Befehl von Oestreich wieder hergestellt werden, als die Schmalkaldener längst auf Nimmerwiedersehen aus der Gegend verschwunden waren. Aber die Protestanten wußten ihre Ueberlegenheit nicht zu einem entscheidenden Schlag auszunützen. Sie ließen dem Kaiser Zeit, seine Streitkräfte aus Italien und aus den Niederlanden heranzuziehen und zogen sich langsam zurück, trotz dem Drängen der öffentlichen Meinung, wie sie sich ausspricht in dem offenen Brief des Pfarrers Ratz von Neuenstadt, eines echten politischen Pastors, an den Landgrafen. Als im September die Kriegsführung stockte, schrieb er: „Euer fürstliche Gnaden als die das Schwert führen, wollen dem Exempel Judä Machabäi folgen und den Feind nit sparen. Das red ich nit aus Blutgier. Nein da behüt mich Gott vor. Sondern Ihr sehet das Euer Not erfordert, bedenket den großen Kosten so aufgeht und das bös Herz Eurer Feinde. Und es ist besser, sie weinen, denn wir, dieweil sie Gottes und unsere Feinde sind. Sie wollens doch nit anders. Dann weil Kriegen Gottes Erlaubung ist, so ist auch erlaubt, was es mit sich bringt. Darum soll Euer fürstliche Gnaden den kaiserlichen Haufen schlagen, wo Sie mag". Im Oktober und November lagen sich die feindlichen Heere wochenlang im unteren Brenztal gegenüber. Das Landvolk hatte Ursache zu weinen, und die noch heimlich dem Papsttum Geneigten konnten wohl schimpfen über die lutherischen Pfaffen samt ihrer neuen Lehre, damit sie die Einfältigen betrogen und solchen Jammer und Krieg über das Land gebracht. Der Kriegseifer begann zu schwinden. Die Gelder aus den Reichsstädten wollten nicht mehr fließen: die Uneinigkeit wuchs. Vergebens trieb Herzog Ulrich, der wegen seines schweren Gichtleidens nicht im Feldlager sein konnte, zur Entscheidungsschlacht. Aus dem Norden kamen immer trübere Nachrichten; Herzog Moritz von Sachsen hatte schon seines kurfürstlichen Vetters ganzes Land eingenommen. Da ließ der Kurfürst von Sachsen alles im Stich und zog heim, und Philipp von Hessen folgte ihm. Das abziehende Bundesheer hinterließ nicht den besten Ruf. Gmünd wurde noch auf dem Rückweg eingenommen, stark ausgeplündert und eine gewaltsame Reformation ins Werk gesetzt. Wirtemberg und die schwäbischen Reichsstädte standen allein. Da verließ sie der Mut. Nachdem die Uebermacht des Kaisers auf dem Umweg über Hall und Heilbronn von Norden her ins Land eingebrochen war und man die Wut der Spanier ein wenig erfahren hatte, ergab sich Stadt um Stadt. Ein Landsknechtlied spottete:

Kaiser Karl von Gent
Hat den schmalkaldischen Bund zertrennt.
Es geschieht ihnen eben recht,
Vor warens Herren, jetzt seins Knecht.
Wirtemberger gib Wein,
Landgraf schenk ein,
Kaiser Karl trink aus,
Reich bezahl's —
Dem Schmalzhafen ist der Boden aus.

Brenz floh aus Hall; mit Lebensgefahr nur entrann er den spanischen Soldaten, die in sein Haus eingebrochen waren und irrte wochenlang auf dem Lande umher.

Schnepf flüchtete sich aus Tübingen zu Blarer nach Konstanz. In Biberach veranstalteten die Spanier unter dem Obersten Alfonso Vives ein Religionsgespräch zwischen dem Prediger Schopper und spanischen Geistlichen. 4 Wochen darauf starb Schopper; es hieß, die Spanier haben ihn vergiftet, weil seine Rede zu tiefen Eindruck gemacht. Freilich auch die Spanier machten friedliche Eroberungen; als sie aus Biberach abzogen, verschwanden mit ihnen 12 Biberacher Mädchen aus guten Familien, darunter 2 Pfarrerstöchter. Der Kaiser selbst vermied jeden Schein von Religionsverfolgung. Mit großer Klugheit erleichterte er die Uebergabe, indem er versprach, daß keine Aenderung in der Religion vorgenommen werden solle. Freilich mußte sich Herzog Ulrich aufs äußerste demütigen und der Heilbronner Friedensvertrag enthielt bedenklich unbestimmte Sätze, so den Vorbehalt aller Ansprüche König Ferdinands auf das Herzogtum. Der schwer Kranke mußte sich im März 1547 in Ulm persönlich zum Fußfall vor dem Kaiser einfinden. 300 000 fl. bar kostete außerdem die kaiserliche Gnade. Die Städte bekamen es leichter; die Rechnung wurde ihnen nicht auf einmal vorgelegt. Die Haller waren schon ganz entzückt von der Gnade des Kaisers, bis auch ihnen die Rechnung präsentiert wurde; sie betrug die Kleinigkeit von 130 300 fl. In Ulm zeigte der Kaiser, daß er sein Versprechen bezüglich der Religion auch halte. Denn er wies das dringende Verlangen der strengen Katholiken ab, wieder alle Tage wenigstens in einer Kirche der Stadt Messe lesen zu lassen. Nachdem der erste Schreck vorüber und der Kaiser nach dem Norden abgezogen war, atmete man schon wieder auf, obwohl noch überall kaiserliche Besatzungen lagen. Brenz konnte sein Amt wieder in Ruhe übernehmen. Herzog Ulrich aber erließ wichtige, lang vorbereitete Gesetze, welche der evangelischen Landeskirche die so schwer vermißte Selbständigkeit geben sollten. Es war, als wollte er sie noch für die kommenden Stürme besser ausrüsten. Es wurde jetzt eine ständige Oberkirchenbehörde eingesetzt, Visitationsrat genannt, neben den reisenden und reitenden Visitatoren. Dazu wurde das Land in 23 Dekanate eingeteilt, die noch den alten Namen Landkapitel führten. Der Dekan, der jedem Kapitel vorstand, wird von den Pfarrern des Kapitels gewählt. Er hat jeden Pfarrer einmal im Jahr unversehens zu visitieren. Jetzt wurde auch dem Stipendium in Tübingen das leerstehende Augustinerkloster eingeräumt, so daß es endlich sein eigenes Heim bekam. Das alles ließ sich nicht wie Rückkehr zum Papsttum an.

Aber es kam anders. Mit dem Geld, das er von den Süddeutschen erpreßte — es war weit mehr, als sie für den ganzen Krieg vorher aufgewendet hatten — führte der Kaiser den Krieg gegen Sachsen und Hessen siegreich zu Ende. Nun hatte er freie Hand. Am 1. September 1547 eröffnete er den „geharnischten Reichstag" in Augsburg, bei dem die gefangenen Fürsten von Sachsen und Hessen paradieren mußten, ein abschreckendes Vorbild dessen, was den Feinden des Kaisers drohte. Herzog Ulrich war nicht selbst anwesend. Aber durch seine Gesandten ließ er kräftig protestieren gegen die Anerkennung der bisherigen Beschlüsse des Konzils, das sich in Trient endlich versammelt hatte und verlangte Wiederaufnahme der Konzilsverhandlungen auf Grund der heiligen Schrift. Sei das nicht zu erreichen, so sollen die Evangelischen bei der augsburgischen

Konfession belassen werden. Aehnlich sprachen sich die Städte aus durch den Mund Jakob Sturms von Straßburg. Es war klar, daß sie mit der Unterwerfung unter den Kaiser nicht von ihrem Bekenntnis lassen wollten. Aber der Kaiser war entschlossen, von sich aus eine Religionsordnung einzuführen, mit der er das Reich zu regieren für möglich hielt. Sie sollte den Protestanten nicht das ganze Papsttum auf einmal auflegen, das verbot schon die Rücksicht auf die protestantischen Verbündeten. Aber sie sollte die Brücke bilden zur vollen Einigung. So kam die kaiserliche Deklaration zu stande, das heißt die Kirchenordnung, die im Reich für die Protestanten gelten sollte, „inzwischen bis zum endgiltigen Beschluß des Konzils" daher das „Interim" genannt. Protestantische und katholische Theologen hatten daran gearbeitet. Aber das Resultat war ein überwiegend katholisches. Einzig die Priesterehe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt waren zugestanden. Die ganze bischöfliche Gewalt wurde wieder aufgerichtet und die Herstellung der Klöster befohlen. Die Glaubenslehre war in der Hauptsache katholisch, und was für das Volk das wichtigste war, der ganze katholische, lateinische Gottesdienst, mit allem Pomp, Prozessionen, Feiertagen, mit Beichte und Fasten war wiederhergestellt. Daß der Messe der eigentliche Wert als Wiederholung des Opfers Christi abgesprochen wurde, war eine Feinheit, die höchstens die Theologen verstanden. Da nun der Papst und die deutschen Katholiken von dieser Ordnung nichts wissen wollten, ergab sich für Deutschland das Bild einer einheitlich von den Bischöfen regierten Kirche, innerhalb deren in den seither evangelischen Gemeinden einige Abweichungen von den gewöhnlichen Gebräuchen einstweilen geduldet wurden, und je kirchlich treuer die Bischöfe waren, desto weniger. Jetzt sahen erst die Protestanten, die im Krieg nicht mitgetan und die sich unter der Bedingung der Religionsfreiheit unterworfen hatten, wie sehr sie betrogen waren. Durch das ganze evangelische Deutschland ging ein Murren des Unwillens. Auch das Volk in Schwaben nahm die kaiserlich deutsche Reichsreligion mit Hohn und Verachtung auf. „Das Interim hat den Schalk hinter ihm" hieß das Sprichwort. Aus den Buchstaben des Wortes Interim las man die spöttische Rede des Kaisers heraus: „Ihr närrischen Teutschen, Euer Reich ist mein". Die evangelischen Prediger, die es annahmen, verfielen der Verachtung; sie galten als Abtrünnige. Es waren nicht viele von Namen, in Württemberg nur 2, Huberinus in Oehringen und Menrad Molther in Heilbronn. Man müsse sich in die Zeit schicken, sagten sie, der Kaiser gestatte den Glauben und die Predigt, die Zeremonien könne man schon sich gefallen lassen. Durch Nachgiebigkeit werde man die Gemeinden vor Schlimmerem bewahren. An der Spitze der weitaus größeren Mehrzahl aber stand Brenz, der sich durch sein Verhalten in diesen schweren Zeiten den Ruhm des Bekenners und die Hochachtung des ganzen evangelischen Deutschlands erwarb. In den schärfsten Worten beleuchtete er in Gutachten an den Rat von Hall und an Herzog Ulrich den zweideutigen Charakter des Interims, das unter dem Schein einer gewissen Duldung doch nichts mehr und nichts weniger als das ganze Papsttum wieder einführen wolle. Aber was blieb jetzt übrig, machtlos wie man war, die Kassen alle erschöpft, die Spanier auf dem Hals, der Kaiser in nächster Nähe und Mut und Tatkraft ganz gebrochen,

seit der großen Demütigung. Nach einigem Widerstreben fügten sich alle Obrigkeiten, Fürsten und Städte trotz der Gutachten ihrer Prediger und erboten sich zum Gehorsam. Sie bedienten sich der Hintertüre, die das Interim dem Gewissen doch noch eröffnete, daß der Kaiser ja den evangelischen Glauben nicht verboten habe. Mit den Zeremonien dachte man sich schon abzufinden. Am schlimmsten war Herzog Ulrich dran. Er hatte im Heilbronner Vertrag versprechen müssen, zu tun, was der Kaiser dem Reich zu gut anordnen werde. Was der Vorbehalt der Ansprüche König Ferdinands bedeutete, das hatte sich auch gezeigt. Denn Ferdinand begann einen Prozeß gegen ihn wegen Bruchs der Lehenspflicht, dessen er sich im schmalkaldischen Krieg schuldig gemacht habe. Die Entscheidung in diesem merkwürdigen Rechtsstreit lag in den Händen des Kaisers. Ein Wort von ihm und Ulrich war wieder abgesetzt und zwar unter der Form des Rechts. Dazu wurde sein Land auf schändliche Weise von den kaiserlichen Truppen ausgesogen und das Volk an den Rand der Verzweiflung gebracht. Er mußte suchen, seinem Volk Erleichterung zu verschaffen. Katholisch zu werden, wäre der einfachste Weg gewesen, mit einemmal alle Schwierigkeiten los zu werden. Aber Ulrichs persönliche Ueberzeugungstreue ist keinen Augenblick schwankend geworden. Da tat er wenigstens, was möglich war, und erklärte das Interim anzunehmen. Man müsse in dieser Sache dem Teufel den Willen lassen, äußerte er sich.

Man hoffte wohl auch im stillen, es werde mit dem Interim gehen, wie mit so manchem Reichsgesetz, das ohne viel Lärm wieder in der Versenkung verschwunden war. Aber der Kaiser wollte jetzt auch einmal Kaiser sein. Die störrischen Deutschen sollten noch spanisch lernen, hieß es an seinem Hof. Wütend hatte Granvella den hällischen Gesandten, Dr. Wiedmann in Augsburg, angefahren: „Dein Brenz hat wider kaiserliche Majestät und sein heiliges Interim gepredigt". Wenige Tage nachher war Brenz wieder auf der Flucht, mit genauer Not und großer Geistesgegenwart der Verhaftung entronnen. Nachdem er einige Wochen in der Nähe von Hall sich aufgehalten, wanderte er ins Wirtembergische. Mit gutem Humor schreibt er aus dieser Zeit: „Weil ich durch Gottes Güte noch gesunde Beine habe, muß ich durch Dörfer und Städte wandern, manchmal in etwas seltsamer Verkleidung". Es war ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Seine Frau hatte er schwer krank verlassen und sah sie nicht wieder; seine Kinder aßen fremdes Brot. Aber am meisten schmerzte es ihn, daß sein Hall seiner fast vergaß und der „Götzenwahn" dort wieder ganz aufkam. So schien es ihm wenigstens in seiner Verbannung. Herzog Ulrich sorgte treulich für ihn, hielt ihn auf Hohenwittlingen eine Zeitlang verborgen, dann ließ er ihn sicher nach Straßburg geleiten und von da aus nach Basel. Er nahm ihm aber das Versprechen ab, sobald es die Zeit erlaube, in seine Dienste sich zu begeben. In Basel fand Brenz freundliche Aufnahme bei denselben Zwinglianern, die er immer am heftigsten bekämpft, mit denen er noch 1532 nicht glaubte, gegen die Papisten zusammen stehen zu dürfen. Jetzt brachte die Not die Geister einander näher. Nach Hall aber kamen zur Strafe dafür, daß man Brenz habe entkommen lassen, 1200 Spanier ins Quartier, die dem Interim in ihrer Weise aufhalfen. Brenz' Kollegen, Isenmann und Gräter, wurden entlassen.

In den Kirchen ließen die Spanier Messe lesen. Auch der gefangene Landgraf, den sie mit nach Hall geschleppt, mußte bei der Messe mitknieen. Am Jakobifeiertag richteten sie in der Kirche ein großes Kreuz mit dem Bilde des Heilands auf, auf dessen Wunden Wein floß und hielten ein Bankett, freilich eine sonderbare Empfehlung ihrer Religion. An die anderen Städte und an Herzog Ulrich ergingen strenge Befehle, mit Aufrichtung des Interims vorzugehen. Der Herzog ließ es am 22. Juli von der Kanzel verkündigen, aber nicht ganz und nur als kaiserlichen Befehl. Er könne es nicht hindern, wenn jemand sich herausnehmen wolle, auf Grund dieses kaiserlichen Befehls in seinem Lande Messe zu lesen. Es sollen sich also die Prediger alles Polterns, Scheltens und Hohlhippens enthalten und überhaupt niemand in dieser Sache verächtlich und aufrührerisch handeln. Er mußte doch weiter gehen. Sonst war keine Hoffnung, vom Kaiser, der im August selber durch das Land reisen wollte, Erleichterung der Quartierlasten zu bekommen. So ließ Ulrich das Fastengebot auch verkündigen mit der Begründung, daß sonst Fleischmangel entstehen könnte. Für die Kaiserstraße von Göppingen bis Vaihingen sollten wenigstens einige Meßpriester zur Stelle geschafft werden. Wie der König im Evangelium sandte er also seinen Vogt Sebastian Hornmolt von Bietigheim aus an die Hecken und auf die Landstraßen, einzuladen wen er finde zum Messelesen. Und es gelang dem Eifer der Beamten, einige zu finden, die man längs der Kaiserstraße aufstellte. Auch die Städte bemühten sich, Meßpriester zu bekommen. Die erste, die dem Kaiser glücklichen Erfolg vermelden konnte, war Giengen a. Br. In Reutlingen half der Abt von Zwiefalten mit seinen Mönchen nachbarlich aus. In Heilbronn wollte keiner der Pfarrer, auch der alte Diez nicht, der sich einst so lang gegen die Reformation gesträubt, jetzt Messe lesen. Der Rat wandte sich an den Bischof von Würzburg; aber auch der wußte nicht zu helfen. Ebenso verzichteten in Eßlingen sämtliche Pfarrer lieber auf ihre Pfründen, als daß sie die vorschriftsmäßige Messe gelesen hätten. Der Rat trug in seiner Not den neun Geheimen auf „Meßpfaffen anzunehmen, wo man dieselben überkommen möge". Im Ulm war noch gar nichts geschehen, als daß das Interim verkündigt und 2 Altäre im Münster wieder aufgerichtet worden waren.

So standen die Dinge, als der Kaiser am 14. August in Ulm einzog. Eine starke Heeresmacht und ein Troß von 6—700 Wagen, zahlreiche Dienerschaft mit einer ganzen Menagerie von englischen und spanischen Hunden, auch Bären und Affen folgte ihm. Aber auch den ungebeugten Märtyrer des Evangeliums, Kürfürst Johann Friedrich von Sachsen, sah die Stadt Ulm wieder. Ein trauriges Wiedersehen nach 2 Jahren! Am andern Morgen, es war Mariä Himmelfahrt, schritt der Kaiser in feierlichem Zug, im schwarzen Samtrock mit dem goldenen Vließ selbst zum Münster. In seiner Gegenwart weihte der Bischof von Arras, Granvellas Sohn, die 2 Altäre und las eine Messe. Dann empfing der Kaiser selbst das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nach der Interimsordnung. Tags darauf wurden die Stadtgeistlichen vorgeladen und noch einmal zur Annahme des Interims aufgefordert. Granvellas Zorn und gütliches Zureden war umsonst, sie weigerten sich standhaft und wurden alsbald paarweise

zusammengeschlossen unter großer Bedeckung ins Gefängnis abgeführt. Unterwegs rief Frechts Bruder Georg, Zunftmeister und Ratsherr, dem Gefangenen zu: „Lieber Bruder, seid standhaft und keck, der allmächtige Gott wird Euch wohl helfen". Diese Aeußerung wurde sogleich dem Hof hinterbracht, aber mit der Wendung: „Der gemeine Mann wird Euch wohl helfen". Er wurde sofort gleichfalls verhaftet. Aber das war nur der Anfang. Nicht nur die Religion, auch die Freiheit der Städte war dem Kaiser längst ein Anstoß. Er ließ den großen Rat antreten. Als die 72 Zunftmänner vor ihm erschienen, sagte er verächtlich: „Mein Gott, was soll eine so große Menge im Rat thun? Wie können die einfältigen Leute sich auf so hochwichtige Dinge verstehen?" Der alte Rat wurde für aufgelöst erklärt und ein neuer von 31 Mitgliedern aufgestellt, bestehend aus 20 Patriziern und 10 von der Gemeinde, alle möglichst katholisch gesinnt. Die Zünfte wurden aufgehoben und die Zunfthäuser geschlossen. Im Handumdrehen war die demokratische Verfassung Ulms gestürzt, wie es in Augsburg auch geschehen war. Dasselbe Schicksal wartete noch auf die übrigen Städte. Sie konnten jetzt zum Schaden auch den Spott haben. Und mancher Bürger mochte sich sagen, daß die Hälfte des Geldes, das sie dem Kaiser für den Frieden gezahlt hatten, zur Verteidigung der Freiheit besser, nützlicher und mannhafter verwendet worden wäre. Aber es war nun zu spät. Geld und Freiheit waren dahin.

Die Kunde von dem, was in Ulm geschah, erregte ungeheures Aufsehen in ganz Deutschland. Jetzt entfloh Alber mit 2 Kollegen aus Reutlingen. Er fand in Wirtemberg Zuflucht. Die 6 Gefangenen nahm der Kaiser mit fort und schickte sie nach Kirchheim, wo sie nach einigen Monaten schwerer Haft mürbe wurden und eine Erklärung unterschrieben, daß sie wider das Interim nicht allein nicht reden oder schreiben, sondern auch dasselbe halten wollen. Der Kaiser selbst ging weiter nach Eßlingen, wo der Prediger Otmar Mayländer kaum dem Schicksal der Gefangennahme entging. Er wurde aus der Stadt verwiesen und die Ratsherren mußten mit ihrem Kopf dafür bürgen, daß er nicht wieder zugelassen werde. Auch in Göppingen, Markgröningen und Vaihingen forschte Granvella persönlich nicht nur nach den spärlichen Meßpriestern, die da dem Kaiser zur Parade Messe lasen, sondern auch nach dem Verhalten der Prädikanten, und bemerkte der herzoglichen Kanzlei das Nötige über den Pfarrer von Markgröningen und seine unpassenden Reden. Die Begegnung zwischen dem gefangenen Kurfürsten und dem Landgrafen, die in Cannstatt veranstaltet wurde, war für Ulrich ein deutlicher Wink, der dem kaiserlichen Wunsche Nachdruck gab, er möge nur ja getreulich dem Interim nachleben. Der Kaiser ging, aber seine Spanier blieben in Kirchheim, Schorndorf und Asperg liegen. Sie sorgten für das Interim so, daß manche Orte um Einführung des Interims baten, um vor spanischen Besuchen geschützt zu sein. Die Pfarrer wurden besonders heimgesucht, ihre Häuser ausgeplündert, ihre Bücher geraubt und verbrannt. Der Pfarrer von Sersheim wurde so mißhandelt, daß er ein ganzes Jahr lang krank lag und noch lange nachher nicht recht gehen konnte. Die Klöster wurden allmählich wieder hergestellt. Eins ums andere mußte die herzogliche Verwaltung den Aebten überlassen, die von den geflohenen Mönchen in der Fremde

gewählt worden waren. Von den alten Insassen kehrten wenige mehr zurück; auch aus dem Lande gewannen sie keinen Zuzug. Sie mußten sich von auswärts ergänzen. Bei den Klöstern war von Interim kaum die Rede. Sie brachten gleich das volle Papsttum mit und suchten es auch in den Pfarreien ihres Patronats einzuführen.

Die Sache wurde immer ernsthafter. Die Bischöfe, deren Rechte ja wieder hergestellt waren, begannen sich zu regen. Die von Speier, Würzburg und Augsburg forderten ihre Geistlichen zu Synoden. Der Eifrigste unter ihnen war der Kardinal Otto, Bischof von Augsburg, aus dem waldburgischen Haus. Er war der nimmermüde Mahner und Aufpasser auch weit über die Grenzen seines Bistums hinaus. Im Oktober ergab sich Konstanz, die einzige Stadt im Süden, die das Interim nicht angenommen hatte, nach anfänglich tapferem Widerstand, von allen Seiten verlassen, an König Ferdinand. Es wurde zur österreichischen Landstadt und die evangelische Kirche hörte auf, zu sein. Die besten Bürger wanderten aus. Da fand das Edikt des Kaisers vom 24. Oktober einen wohlvorbereiteten Boden. Nochmals befahl er, das Interim jetzt in allen Punkten vollends ins Werk zu setzen. Es sei nicht genug, wenn nur in etlichen Kirchen Messe gelesen werde. Die Prädikanten haben sich alles Widerspruchs zu enthalten und seien im Fall des Ungehorsams sofort zu entlassen. Wo Mangel an tauglichen Leuten sei, haben die Bischöfe Vorsorge zu treffen. Auf dieses hin beschloß der Herzog, eine allgemeine Feier der Messe auf den 11. November anzuordnen und sämtlichen Pfarrern, die das Interim nicht annehmen, den Dienst aufzukündigen. Sie mußten alle persönlich in Stuttgart erscheinen und sich da erklären. Die Entlassung traf 3—400 Pfarrer auf einmal. Dazu kamen die um dieselbe Zeit entlassenen Pfarrer des Ulmer Landes und die noch übrigen städtischen Prediger. Angesichts des Winters waren diese Männer alle brotlos geworden mit Weib und Kind. Viele von ihnen waren bei ihrer kärglichen Besoldung schon vorher in Not und Schulden, viele waren von den Spaniern ausgeplündert. Es waren ergraute Männer darunter, treue Anhänger des Herzogs in der Zeit seiner Verbannung. Die Meisten sahen die Zwangslage doch ein, in der der Herzog sich befand und wollten nicht murmeln wider ihre Entlassung. Auch frühere Mönche sehnten sich nicht zurück „nach den Fleischtöpfen Aegyptens, nach den vollen Häfen mit Fleisch und Fisch und den großen Fässern mit Wein, die sie im Kloster gehabt. Sie begehrten kein abgöttisches Wesen". So weit es möglich war, ließ ihnen der Herzog auch andeuten, sie sollen nur ein wenig Geduld haben, er werde schon für sie sorgen. Schnepf verließ in etwas bitterer Stimmung Tübingen unter den Tränen der Gemeinde und wandte sich nach Sachsen. Viele andere gingen ebenfalls ins Ausland. Jakob Andreä ging vom Diakonat in Stuttgart nach Tübingen und begann ein Knabenpensionat. Andere suchten als Schullehrer unterzukommen, oder nährten sie sich von Handarbeit. Die Kommission für das Kirchenwesen, die der Herzog eingesetzt, empfahl das denen, die darnach fragten: sie sollen nur ruhig wie andere Untertanen in ihren Gemeinden bleiben. Die evangelische Kirche war zerstört. Nun ging es ans Aufrichten der Interimskirche. Es geschah mit großem Eifer aus Angst vor den Spaniern und gelang zum Teil mit erheblichen Geldopfern. „Die Pfaffen

Die Ulmer Stadtgeistlichen werden wegen ihrer Standhaftigkeit ins Gefängnis abgeführt. (S. 149.)

waren jetzt wert". Man freute sich wie über einen köstlichen Fund, wenn man einen halbwegs brauchbaren entdeckt hatte. Die Eßlinger zahlten schließlich 200 fl. neben erheblichen Naturalien für ihren Interimisten. In Wirtemberg gab es 1549 etwa 100 Interimisten. Das war der höchste Stand. Es war so schwierig, weil die Zahl der evangelischen Pfarrer, die sich dazu hergaben, verschwindend gering war. In der katholischen Kirche aber herrschte arger Priestermangel. Die sich von dieser Seite für das Interim gewinnen ließen, waren auch nicht gerade die Besten. Auch die Chorherrnstifte bemühte sich der herzogliche Kirchenrat wieder in Gang zu bringen. Aber die alten Mitglieder derselben wollten nichts mehr davon wissen. Schließlich stellte man in Stuttgart um 2 Taler Wochenlohn eine Anzahl Stiftsherren an, ausgediente Kapläne, pensionierte Mönche und unbrauchbare Pfarrer, ein seltsames Volk von zwecklosen Müßiggängern.

Und alle diese Mühe weder Gott zu Ehren noch den Gemeinden zu Lieb, sondern nur um dem Kaiser zu gefallen und die Spanier los zu werden. Jetzt mußte sichs zeigen, ob die Reformation nur ein Fürstenwerk war. Jetzt hatten die unterdrückten Katholiken alle Gelegenheit, sich zu zeigen. Jetzt konnte allenthalben das Volk mit Freuden wieder der Messe anwohnen, die man ihm angeblich mit Gewalt genommen hatte. Es kam auch zum Vorschein, was an solchen Neigungen vorhanden war; aber es war nicht viel. In Tübingen besuchten die Professoren, auch der alte Käuffelin, die Messe und sahen die Aenderung gar nicht ungern. In Leonberg, in Asperg gab es „spitzfindige geschwinde Päpstler", die es mit den Spaniern hielten und gerne die Prädikanten zur Anzeige brachten, die sich etwas zu Schulden kommen ließen. In den Reichsstädten zeigte sich teilweise eine reformationsmüde Stimmung, der Rückschlag nach der angespannten geistigen Tätigkeit der vergangenen Jahre. So war es in Hall. Begeisterung ist keine Heringsware; sie war auch jetzt vielfach verschwunden mit dem goldenen Schimmer und dem Reiz der Neuheit. Das ist nur menschlich. Aber Begeisterung für die Rückkehr zur alten Kirche gabs noch weniger. Das Interimskirchenwesen selbst, das doch noch ein drittes unbestimmbares Etwas neben der katholischen und evangelischen Kirche war, hat nie irgend einen Boden im Volke gefunden. Schon die ersten Interimspfarrer klagten, sie seien verachtet und gemieden wie unehrliche Leute. In Biberach klagte der erste Interimist, er werde, wo er sich zeige, beleidigt, beschimpft, ja mit Steinen geworfen. Dabei blieb es. Dem ganzen katholischen Zeremonienwesen stand besonders das jüngere Volk mit völliger Verständnislosigkeit gegenüber. Mit wahrem Ingrimm spricht der Schuhmachermeister Sebastian Fischer von Ulm in seiner Chronik von der „Rumpelmette", die man nun wieder im Münster aufführte, nachdem man sie 20 Jahre lang nicht gesehen. Herzog Ulrich besuchte die Messe nie, sondern blieb bei seiner Predigt. Die Beteiligung des Volkes war gering. Ueberall standen die Kirchen fast leer. In Ulm gingen höchstens 3—4 alte Betteln zur Messe, hieß es im September 1548. Das Abendmahl wurde über ein Jahr lang gar nicht gehalten, trotz des kaiserlichen Vorgangs, weil man es nicht in evangelischer Weise halten durfte. Als man endlich im Dezember 1549 anfing das Sakrament, nach der Interimsordnung zu reichen, nahmen es die 27 Interimspfarrer, „danach etlich Mann und

Weiber aber gar wenig". Nach 14 Tagen hielt mans wieder, aber „es empfing das Sakrament nit ein Mensch". Religionshaß, Streitsucht und Fanatismus — oder Gleichgiltigkeit wurden hervorgerufen. In Gingen rief ein Wiedertäufer dem Pfarrer, der mit dem Sakrament über die Straße ging, zu, er trage den lebendigen Teufel. Der eine Pfarrer habe das Abendmahl unter beiderlei Gestalt eingeführt, der andere es wieder aufgehoben und nur das Brot gereicht. Der eine lehre dies, der andere das, sie wissen nicht mehr, woran sie seien; dabei gedächten sie, es bleiben zu lassen und wollen das Abendmahl gar nicht mehr empfangen, erklärten die Bauern von Ohrnberg. Das Interim hätte nur zur Religionslosigkeit geführt. Man fand denn auch bald Mittel und Wege neben und unter dem Interim, das evangelische Kirchenwesen wiederaufzurichten. Die Bitten der Gemeinden, die von November 1548 an überhaupt ohne geistliche Versorgung waren, häuften sich, ebenso die Klagen über die Interimspriester deren Sitten, Kenntnisse und Fähigkeiten im allgemeinen noch unter dem Stand der katholischen Kirche vor der Reformation sich hielten. „Geh hin und versieh die Widder, wir müssen doch einen Bösewicht haben; es ist ebenso gut, wir schicken dich als einen andern", konnte der Weihbischof von Speier zu dem Pfarrer sagen, den er geprüft hatte und nun nach Löchgau hinausschickte. Die Nachfolger eines Brenz und Isenmann in Hall waren allgemein als übermütige Prasser, Verschwender und Spieler bekannt. Obgleich die Priesterehe gestattet war, zogen die Herren vielfach vor, im Konkubinat zu leben. Der Interimist in Thuningen hatte ein Weib bei sich, dem der Rat von Rottweil den Aufenthalt auf 5 Meilen in der Runde verboten hatte, der Schwenninger eine übelschwörende, in Worten und Gebärden schamlose Dirne, besonders wenn sie Wein trank. Der Interimist Widmann in Plochingen blamierte sich mit seiner Bibelkenntnis vor den Laien, indem er Psalmstellen als Worte Petri zitierte, Hiob für einen Propheten hielt und ähnliches. In Gruibingen predigte Michael Emmerer, der Leib des erhenkten Judas sei aufgebrochen und sein Leben in die großen Herren und Ober- und Untervögte gefahren. Bei solchen Leistungen mußte man ein Einsehen haben. Schon Weihnachten 1548 hatte der Herzog an einigen Orten wieder evangelische Predigt gestattet. Endlich verfiel man auf den Ausweg, Katecheten oder Pädagogen anzustellen und unter diesem Titel das evangelische Pfarramt wieder aufzurichten. Im Frühjahr 1549 war Brenz von Basel zurückgekehrt und der Herzog hielt ihn zunächst 1½ Jahre auf einer Burg im Schwarzwald, sei es Hornberg im Gutachtal oder im OA. Calw, verborgen. Seinem Rat ist es gewiß zuzuschreiben, daß in Wirtemberg jede Vermischung des Interims mit der evangelischen Kirche vermieden wurde. Beide standen völlig getrennt wie 2 Konfessionen einander gegenüber. Im Mai 1549 schon hieß es im Land, der Herzog nehme die Prädikanten wieder an. Es geschah mit aller Vorsicht und nur auf Bitten der Gemeinden, unter strenger Vorsorge, daß man nur tüchtige Leute bekomme, die sich namentlich in der Zeit der Beurlaubung tadellos gehalten hatten. Die als Katecheten neu angestellten sollten der Jugend den Katechismus lehren, aber auch Schreiben und Lesen, dann Kinder taufen, Ehen einsegnen und denen, die es begehren, das Abendmahl reichen, auch predigen, nur nicht von der Kanzel, sondern vom

Altar oder von einem Stuhl aus. Die Pfarrer, die in ihren Gemeinden geblieben waren, wurden einfach an Ort und Stelle als Katecheten belassen. Aber auch von auswärts kamen viele, sobald es nur bekannt wurde. Mit Freuden nahm man in Wirtemberg so tüchtige Männer wie Isenmann und Gräter von Hall auf. Alber, Schradin, Mayländer von Eßlingen, Wurzelmann, der Reformator von Dinkelsbühl, traten in wirtembergische Dienste. So sicherte Ulrich durch sein zeitiges Vorgehen manche wertvolle Kraft für sein Land. Auch die Reichsstädte kamen auf ähnliche Wege. In Isny hielt man von Juni 1549 „Kinderzucht" im Spital; Kinderbericht hieß mans in anderen Städten. In Ravensburg gewann man 2 ehemalige Priester zum Halten von biblischen Lektionen. Das Volk nannte sie Letzger oder Letzgenleser. In Hall wurde der Rat bestürmt, doch Michael Gräter nicht nach Wirtemberg übersiedeln zu lassen. Gräter weigerte sich zwar, das Interim auch nur im geringsten anzunehmen. Doch wollte ers schweigend dulden, wenn seine Kollegen Meßgewänder trugen, und so wurde er im August 1549 wieder als Pfarrer angestellt. Am weitesten blieben Reutlingen und Ulm zurück. Reutlingen wies noch im Sommer 1549 seinen langjährigen Schulmeister und Prediger Schradin aus, der seit dem Interim als Privatmann in Reutlingen lebte. An vielen Orten, ja fast überall, wo das Interim bestand, war jetzt also doppelter Gottesdienst. Das reine Gegenteil von dem, was der Kaiser gewollt, war daraus geworden. Statt der Einheit hatte man 3 Konfessionen, nicht nur zwei. Die Interimisten hatten es nicht leicht neben den Predigern und Katecheten unter der Verachtung des Volks und der Unklarheit ihrer eigenen Stellung. Es wußte ja eigentlich niemand so recht, was eine interimistische Messe sei; es gab keine entsprechende Liturgie. Die evangelischen Prediger aber ließen sichs nicht nehmen, das Interim gebührend zu kennzeichnen als das, was es war: die traurige Erfindung einer glaubenslosen Politik, von religiösem Standpunkt aus schlimmer als das Papsttum, die reine Lüge. Gräter in Hall verglich wohl das Tun der Interimisten mit Meister Hemmerleins Spiel, einem Kasperlestheater. Er bat seine Gemeinde, sie möchte sich doch ja nicht stoßen an dem Narrenkleid des Interimisten in seiner Kirche. Eine Religionsordnung, hinter der kein Glaube und nicht einmal eine Theologie steht, kann nicht befohlen und nicht erhalten werden. Auch die Interimswächter mußten sich gestehen, daß der große Schlag mißlungen war. Abt Gerwig Blarer berichtete im April 1550 selbst an den Kaiser, daß der Widerstand des Volkes gegen das Interim und seine Gebräuche allgemein sei.

Im Sommer 1550 hielt der Kaiser wieder einen Reichstag in Augsburg. Die Versammlung bestand fast bloß aus geistlichen Fürsten. Die weltlichen, sogar seinen eigenen Bruder, hatte sich der Kaiser vollends alle entfremdet durch den Plan, die Nachfolge im Reich seinem Sohn Philipp zuzuwenden. Man hatte an einem Spanier gerade genug gehabt. Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg, die im Auftrag des Kaisers die einzige unbezwungene Stadt Deutschlands, Magdeburg, belagerten, begannen ihre Pläne zu spinnen. Herzog Ulrichs Gesandte hoben auf dem Reichstag die ernsten Bemühungen ihres Herrn hervor, dem Kaiser mit dem Interim den Gefallen zu tun. Die Klöster seien wieder hergestellt, Messe werde gehalten, so

weit man irgend Prieſter habe bekommen können. Wenn es noch nicht genug ſei, ſo müſſe er es anderen überlaſſen, dafür zu ſorgen. Er perſönlich habe nie daran gedacht, von ſeinem chriſtlichen Bekenntnis abzufallen, oder alle Artikel des Interims als chriſtlich zu billigen. Das war eine würdige und männliche Sprache. In der Stille rüſtete ſich Ulrich, wenn es zum äußerſten kommen ſollte, zu einem Richterſpruch, der ihn des Herzogtums entſetzte, ſein Recht noch einmal mit den Waffen zu verteidigen. Ehe er zu dieſem Verzweiflungsſchritt genötigt wurde, endete der Tod am 6. November 1550 das vielbewegte Leben des Mannes, deſſen Charakter und Schickſale bis heute merkwürdig genug ſind, um im Volksmunde zu leben und die Phantaſie der Dichter zu beſchäftigen. Die Poeſie und die Freveltaten ſeiner wilden Jugendzeit, die langen und wechſelvollen Jahre ſeiner Verbannung, die ernſte Arbeit am Aufbau eines von Grund aus neuen Staatsweſens und bei alledem die widerſtreitenden Urteile der Zeitgenoſſen über ihn, das gibt dem Liebhaber der Geſchichte Stoff genug zum Nachdenken und zum Fragen. Auf katholiſcher Seite wird man es ihm auch bei größter Gerechtigkeitsliebe nie verzeihen können, daß er der Geſchichte Wirtembergs die entſcheidende Wendung zum Proteſtantismus gegeben hat. Wir werden darin ſeine größte Tat erkennen und im Blick auf ſeinen Charakter, in dem ſo viel abſtoßende Härte hervortritt, es als eine ſchöne Fügung betrachten, daß ſeine leidenſchaftliche Seele in den Jahren der höchſten Manneskraft in dem Evangelium Luthers Licht und Leitung fand. Die Treue, mit der er daran feſthielt in der Zeit der Not, unter ſchweren körperlichen Leiden und der drohenden Gefahr der Abſetzung, iſt ſeine höchſte Ehre. Gegenüber den mancherlei Bedenken, die auch von proteſtantiſcher Seite gegen Ulrichs Regierung und insbeſondere gegen ſein Verhalten nach dem ſchmalkaldiſchen Krieg erhoben wurden, hat Brenz die ſchönen Worte geſchrieben: „Wenn zu ſeiner Zeit in der Regierung des Herzogtums etwas gefehlt worden iſt, ſo weiß ich nicht, wen die Schuld trifft. Das aber weiß ich gewiß, wie wenig andere, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit und Geiſtesſtärke er lieber die äußerſte Gefahr auf ſich nehmen wollte, als das Interim billigen. Mir perſönlich aber hat er in meinen großen Nöten ſo wohlwollende Fürſorge bewieſen, daß man ſagen muß, er hat das Evangelium Chriſti mit ganzem Herzen ergriffen; ſonſt hätte er ſich nicht ſo mit der Sorge für einen verbannten, noch dazu fremden und ganz verlaſſenen Menſchen, wie mich, beladen können".

Die evangeliſche Kirche ſtand trotz aller Verwirrung des Interims feſt. Die ſchwere Probe hatte gezeigt, daß der Glaube feſter ſtand als die äußeren Kirchenordnungen. Dieſe mochten fallen; die Feigheit mancher Stadträte, die jetzt im Gehorſam kein Maß fanden, mochte ihren Gemeinden äußerlich einen halb katholiſchen Anſtrich geben. Das Interim und ſeine Prieſter mußte man mit anſehen und „in ſeinem Werte bleiben laſſen". Aber die evangeliſche Ueberzeugungstreue der Geiſtlichen, die Feſtigkeit des Volkes in ſeinem Glauben war über allen Zweifel erhaben. Die Anhänglichkeit der Gemeinden an ihre Pfarrer, die Opferwilligkeit der von Amt und Brot Gejagten hatte ſich glänzend bewährt. Daß es nicht ging mit dem Interim, war klar. Auch der Kaiſer merkte wohl, daß ſeine Lieblingsſchöpfung kläglich mißraten war. Um

so mehr drängte er jetzt in Augsburg auf die Neuberufung des Konzils in Trient und auf das Erscheinen der Protestanten dabei. Mit dem Urteil eines allgemeinen auch von den Protestanten zum voraus anerkannten Konzils, dessen Ausfall im katholischen Sinn doch nicht zweifelhaft sein konnte, hoffte er dann eher sein letztes Ziel zu erreichen, die Zurückführung der Protestanten zur römischen Kirche. Indessen konnte er freilich um seiner kaiserlichen Ehre willen das Interim auch nicht fallen lassen. Zu tief hatte er sich darein verrannt. Wenn er mit dem Protestantismus Frieden schloß, konnte er nicht mehr Kaiser sein.

Achtes Kapitel.

Herzog Christoph und Brenz.

„Wenn ich nicht den roten Rock trüge, würde ich gerne den schwarzen tragen."
Kardinal von Lothringen in Zabern.

Herzog Christoph gehört zu den glücklichen Naturen, denen auch der allzufrühe Einblick in die Schlechtigkeit der Welt die gerade Entwicklung nicht stören kann. Seine ersten Kindheitseindrücke waren Streit und unheilbare Entzweiung seiner Eltern. Mit 4 Jahren fiel er in die Hand der Feinde seines Vaters. Dann wurde er am Hof des Kaisers erzogen, in der besten Schule einer herzlosen, kaltrechnenden Politik und hatte Gelegenheit, an sich selbst die Begriffe von Recht zu erproben, von denen der Kaiser als der oberste Hüter des Rechts sich leiten ließ. Nicht nur wurden ihm die vertragsmäßig vorbehaltenen Herrschaften Tübingen und Neuffen entzogen, es war unverkennbar, daß er auch seines Anspruchs auf das ganze Herzogtum verlustig gehen sollte. Und das alles unter der Maske väterlicher Fürsorge. Er hatte doch das Glück, in Michael Tiffern einen trefflichen Lehrer und aufopfernden Freund zu finden. Aber als er vom kaiserlichen Hof geflohen war, hat er wohl in Bayern über seinen Vater nichts anderes als Schlechtes gehört. Dann kam ihm sein Vater mit der Eroberung des Fürstentums zuvor, während man ihm schon von vielen Seiten Hoffnung

Johannes Brenz.

auf friedliche Einnahme gemacht hatte. Er widerstand dennoch jeder Versuchung, sich gegen seinen Vater gebrauchen zu lassen. Er eilte nach Stuttgart, um dort recht mißtrauisch aufgenommen zu werden. Statt ihn in seiner Nähe zu behalten, tat Ulrich in seinem Argwohn das Verkehrteste, was er tun konnte: er stieß ihn zurück und entzog ihm sogar jede Unterstützung. Christoph, sich selbst überlassen, ging nach Frankreich, dessen Hof schon damals unter Franz I. für den deutschen Adel die hohe Schule der Feinheit und der Liederlichkeit war. Seine Dienste als Führer deutscher Soldtruppen brachten ihm wenig Lohn. In Ehren und ohne Schaden an seiner Seele, aber mit großen Schulden kam er zurück. Sein Vater hatte sich im Lauf der Jahre endlich so weit versöhnen lassen, daß er ihm 1544 die Grafschaft Mömpelgard übergab. Aber ein vertrautes Verhältnis ließ er doch nicht aufkommen. In dieser schweren und an bitteren Erfahrungen reichen Jugendzeit reifte der junge Fürst heran zu dem Mann von weitem Blick und durchdringendem Verstand, streng in seinen Anforderungen an sich selbst und an andere, aber auch von lauterer Herzensgüte, „ein solcher löblicher und gerechter Fürst, daß er viel eines höheren Fürstentums würdig gewesen wäre". Nicht den geringsten Anteil an seiner Charakterbildung, gerade in den schwierigsten Jahren seiner Irrfahrten in Frankreich, trägt die Lehre der Reformatoren. Schon 1534 war er gegen die Erwartung der Gegner seines Vaters mit ihm ganz einig in der Religion. Während in den folgenden Jahren von öffentlichem Hervortreten mit seinem Bekenntnis keine Rede sein konnte, erscheint er wieder auf dem Religionsgespräch in Hagenau entschieden evangelisch. Wie es seine Art war, hat er auch die religiösen Fragen gründlich durchdacht, er hat die Bibel, die Werke Luthers, Melanchthons, Brenz, aber auch Zwinglianer und Katholiken eifrig studiert und selbst die Vertiefung in die Abgründe der dogmatischen Streitigkeiten nicht gescheut. So gewann er sich eine selbständige Ueberzeugung, die durch nichts mehr zu erschüttern war. Mit Brenz verband ihn die herzliche Dankbarkeit für den reichen geistigen Gewinn, der ihm durch dessen Schriften und persönliche Einwirkung zugeflossen war. Brenz war schon in Mömpelgard in den Interimsschwierigkeiten sein Ratgeber und hat ihn auch dort von Basel aus besucht.

So wurde Christoph zur Regierung berufen in dem Augenblick, als seines Vaters Sache so schlecht stand, wie nur möglich. Der Urteilsspruch, der ihn des Herzogtums verlustig erklärte, schien unvermeidlich. Christoph stand in dieser Sache von Anfang an anders da, denn er hatte sich ja am schmalkaldischen Krieg in keiner Weise beteiligt, konnte also geltend machen, daß man ihn für seines Vaters Schuld nicht strafen dürfe. Dennoch war auch für ihn die erste Sorge die um die Sicherung seiner Herrschaft. Er suchte dies Ziel zu erreichen, wie schon sein Vater durch möglichst engen Anschluß an den Kaiser. Nur eines war bei ihm wie bei Ulrich ausgeschlossen, Verrat an seiner evangelischen Ueberzeugung. Deutlich genug wurde es ihm sofort vom kaiserlichen Hof aus durch verschiedene Kanäle nahegebracht, was ihm bei kaiserlicher und königlicher Majestät am Förderlichsten sein würde. Christoph blieb taub gegen alle diese Andeutungen und Ratschläge. Den Brief des Kardinals Otto von Waldburg schickte er

seinem Oheim, dem Grafen Georg von Wirtemberg mit der Randbemerkung: „Wie sich der leidige Teufel reckt, hast Du hie oben zu sehen". Aber in Sachen des Interims nahm er dem Kaiser zu Gefallen ganz denselben Standpunkt ein, wie sein Vater, dessen

Herzog Christoph.
Nach einem alten Holzschnitt aus dem Kgl. Kupferstichkabinett Stuttgart.

geistliche und weltliche Räte auch die seinen blieben. Dem Kaiser zu Lieb betrieb Christoph auch so eifrig den Besuch des Konzils in Trient.

Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und Freude an weitausschauenden Unternehmungen dachte er anfangs die Evangelischen von Deutschland, England, Dänemark

und Schweden zu gemeinsamem Bekenntnis und zahlreichem Besuch des Konzils zu veranlassen. Selbst an ein Zusammengehen mit Calvin und Muskulus in Bern hat er gedacht, trotz seines ausgesprochenen Luthertums. Man versprach sich vom Besuch des Konzils zwar nicht das, was der Kaiser dachte, nämlich Unterwerfung unter dessen Urteilsspruch, wohl aber eine gute Gelegenheit, allerlei Vorurteile zu zerstreuen und für die eigenen Ansichten Propaganda zu machen. „Man müsse einmal das Konzil besuchen, äußerten sich die Ulmer Gesandten auf der ersten Besprechung in Augsburg im März 1551, und würden sich des auch viele der alten Religion erfreuen. Wenn man die Wahrheit anzeige, so könne sie in vielen Herzen wirken, die ehrlich und redlich seien, auch in Italien seien viele gute Leute, die es gar nicht übel meinen". Zum mindesten hoffte man zu zeigen, daß auch die Theologen der augsburgischen Konfession „ihre Argumente nicht aus dem hohlen Hafen haben". Aus den großen Plänen ist nichts geworden. Der Trieb zum Konzil war doch zu schwach. Aber mit den Straßburgern und mit den übrigen oberländischen Städten einigte man sich. Am 4. Mai 1551 kamen die Straßburger Theologen herüber nach Dornstetten zu einer Zusammenkunft mit den wirtembergischen Räten und Theologen. Brenz hatte dazu in der Stille seines Sindelfinger Klosteraufenthalts eine Bekenntnisschrift verfaßt, über die man sich in den Grundzügen einigte und die nach weiterer Ueberarbeitung von den wirtembergischen und Straßburger Theologen anerkannt wurde. Es ist die sogenannte wirtembergische Konfession, die um ihrer klaren, gründlichen und maßvollen Ausführungen willen auch sonst allgemeinen Beifall fand. Im Oktober 1531 schickte Christoph zwei Gesandte nach Trient. Der Straßburger Sleidan vertrat auch Eßlingen, Reutlingen, Biberach und Ravensburg. Was sie in Trient beobachteten, „konnte ihnen nicht die nötige Ehrerbietung für die Beschlüsse der Versammlung einflößen, wenn sie sahen, wie wenig Freiheit es beim Konzil gibt, und das absolute Regiment, das der Legat da so hochmütig ausübt", schrieb besorgt der Spanier Malvenda. Sie selbst berichteten dem Herzog, daß auf dem Konzil „mit geschwinden Praktiken des Teufels umgegangen werde, doch so grob, daß schier die Kinder auf der Gassen merken, wie man uns um das Ewig und Zeitlich möchte bringen". Aber auch an Lustbarkeiten, Tanzen und Schießen und Freudenfeuern fehlte es nicht unter die trockenen Verhandlungen hinein. Die Gesandten konnten auch bemerken, daß die deutschen Bischöfe so viel Nationalgefühl hatten, daß sie gerne mit den Protestanten gegen „die listigen, spitzfindigen welschen Pfaffen" zusammenhielten. Nach langem Sträuben des päpstlichen Legaten wurden endlich am 24. Januar die wirtembergischen Gesandten in öffentlicher Sitzung gehört. Sie übergaben feierlich die wirtembergische Konfession und die Beschwerden des Herzogs über das bisherige Verfahren des Konzils. Die Antwort fiel unter dem Druck des kaiserlichen Orators dahin aus, daß die Theologen kommen sollten unter Zusicherung freien Geleits und freier Aussprache auch über sämtliche schon beschlossene Artikel. Es war für den Kaiser Ehrensache, dem Konzil wenigstens den Schein unparteiischen Vorgehens zu wahren. Dem Konzil und dem Papst war es nicht Ernst damit. So kam es doch noch zur Reise der Theologen nach Trient. Freilich kamen nur die Wirtemberger und

Straßburger. Das Geleite war nicht ganz einwandfrei; man dachte immer an das Schicksal Hus' in Konstanz. Doch erklärten die Theologen, wenn das Konzil ehrlich sei, so genüge ein kleines Brieflein, wenn nicht, so werde die größte Verschreibung nichts nützen. Mitten durch den wachsenden Kriegslärm reisten am 7. März 1552 Brenz, Beurlin, Heerbrand und Vannius mit den Straßburgern Marbach und Sell Trient zu. Die Konzilsväter waren höchlich erstaunt und nicht sehr erfreut, daß die Ketzer doch noch gekommen waren. Aber eine öffentliche Vernehmung konnte der Papst um keinen Preis zulassen. Dagegen ließen sich manche spanische und italienische Bischöfe vernehmen, sie seien dankbar, daß die wirtembergischen Gesandten gedruckte Exemplare der wirtembergischen Konfession mitgebracht haben. Die Nachfrage darnach war groß, denn die Legaten hatten die handschriftliche Konfession geheim gehalten. Nach 3 Wochen vergeblichen Wartens ritten die Theologen wieder heim. Der Papst nahm die Kriegsunruhen zum willkommenen Vorwand für die längst beabsichtigte Vertagung. Das war das Ende der Konzilsträume. Als es nach 10 Jahren wieder zusammenkam, war es ausgesprochenermaßen nur noch ein katholisches Reformkonzil. Herzog Christoph aber berief sich seitdem auf seine dem Konzil übergebene und nicht widerlegte Konfession.

Jakobus Heerbrand.

Während diese Sachen spielten, ging die wunderliche Geschichte mit der Interimskirche fort. Christoph sorgte noch extra für Wiederherstellung der Stifte Stuttgart, Backnang und Tübingen. Am kaiserlichen Hof wußte er seinen Eifer für die Sache zu rühmen, machte sich aber allerdings auch das Vergnügen, die Berichte über die geistlichen Leistungen der Meßpriester dem Hof unverändert einzusenden, wenn man ihm Vorwürfe machte, daß er solche entlassen habe. Dagegen schritt er vorsichtig aber entschieden weiter mit der Wiederaufrichtung der evangelischen Kirche. Er berief Martin Frecht, das Opfer des kaiserlichen Zorns in Ulm, an das Stift in Tübingen. Brenz durfte seit dem Reichstagsabschied vom Februar 1551 wieder mit seinem Namen an die Oeffentlichkeit treten. Aber eine amtliche Stellung konnte ihm immer noch nicht gegeben werden. Christoph mußte sich gegenüber dem Haß des Bischofs von Arras begnügen, das zu erreichen, daß Brenz ohne Predigtamt seinen Pfennig im Fürstentum

verzehren durfte. Aber noch bis in den Oktober 1551 schwebte über ihm die Gefahr der Ausweisung aus Wirtemberg durch kaiserlichen Befehl, ein Zeichen, daß man den Mann und seinen Einfluß fürchtete. Mit der Bestellung evangelischer Pfarrer wurde fortgefahren unter den dringenden Bitten der Gemeinden.

Dagegen versuchte der Kaiser noch einen großen Hauptschlag für das Interim. Im September 1551 mußte er seine Besatzungen aus Kirchheim und Schorndorf zurückziehen, weil er seine Soldaten in Italien brauchte. Ehe aber dem Land die Wohltat der Befreiung von den Spaniern zu teil wurde, mußte Christoph versprechen, das Interim auch an den Orten aufzurichten, wo es noch nicht bestand. Als die Spanier glücklich weg waren, dachte man freilich wenig mehr an dieses Versprechen. Aber in den Reichsstädten wurde jetzt nachgeholt, was in Ulm und Augsburg schon geschehen war. Der kaiserliche Rat Haß, ein abgefallener Protestant, reiste von Stadt zu Stadt, beseitigte überall mit einem Federstrich den großen von der Gemeinde gewählten Rat und schuf ein streng aristokratisches Regiment aus den Mitgliedern weniger Familien, womöglich aus katholisch gesinnten. Es war das Ende der politischen Bedeutung der Städte, deren freier Bürgersinn damit zum Einschlafen verurteilt war. Was halfs, daß sich der Volkswitz rächte mit dem Vers, den man in Reutlingen am Rathaus angeschlagen fand:

Nur Neid und Haß
Bringt uns der Haas,
Der frisset weder Laub noch Gras,
Zunftmeister schmecken ihm viel bast.

Sie wurden den Hasenrat doch nicht mehr los. Die Reformationszeit sah den letzten großen Aufschwung der Städte, der auch den kleineren wie Reutlingen und Hall einen Einfluß und eine Bedeutung weit über ihre wirklichen Kräfte hinaus verlieh. Sie versanken jetzt langsam in spießbürgerliche Enge und Vetterleswirtschaft.

Dem Interim freilich vermochten auch die neuen Herren nicht mehr aufzuhelfen, vollends als die Macht des Kaisers bald darauf im Frühjahr 1552 plötzlich zusammenbrach. Kurfürst Moritz von Sachsen, der erst den Protestantismus verraten hatte, wurde jetzt am Kaiser zum Verräter. Sein Hauptverbündeter Albrecht von Brandenburg, genannt Alcibiades, war ein Räuberhauptmann in großem Stil. Aber so war jetzt die Lage in Deutschland, daß ihr Unternehmen jedermann als die willkommene Befreiung vom verhaßten spanischen Joch erschien. Zwar beteiligte sich Herzog Christoph nicht, Vertragstreue und die Berechnung des größeren Vorteils hielt ihn noch auf der Seite des Kaisers fest. Die Stadt Ulm unter dem neuen Regiment hielt lieber die Verwüstung ihres Gebiets und ernstliche Belagerung aus, als daß sie sich der Gesinnung der Bürgerschaft entsprechend wieder ins kaiserfeindliche Lager begeben hätte. Nur die kleineren oberschwäbischen Reichsstädte schlossen sich mit Freuden an. Aber im Passauer Vertrag mußte sich der Kaiser einstweilen zur Duldung der augsburgischen Konfession verstehen. Das kam allen zu gut. Nach 3 Jahren kam es zum endgiltigen Religionsfrieden mit politischer Gleichberechtigung

für die Reichsstände beider Konfessionen. Aber es war ein fauler Friede; er trug in sich 60jähriges Siechtum des deutschen Reiches und dann den gewaltsamen Ausbruch im 30jährigen Krieg. Karl V. legte seine Kaiserkrone nieder, um den Frieden von 1555 nicht unterzeichnen zu müssen. Er hat nicht erreicht, was er wollte. Aber er ist der unheilvollste Herrscher, den Deutschland je gehabt, der die Wucht der Reformationsbewegung, die so hoffnungsreich begann, gebrochen und Deutschland um die volle Frucht all der unsäglichen Mühen gebracht hat.

Mit dem Fortschreiten der allgemeinen Erhebung gegen den Kaiser nahm sich Christoph in kirchlichen Dingen mehr Freiheit heraus. Die noch vorhandenen Interimisten wurden allmählich abgeschafft und am 30. Juni 1552 erging der allgemeine Befehl an alle Aemter, die Messe einzustellen. Denselben Befehl erhielten nach dem Passauer Vertrag die Klöster zugleich mit der Weisung, sich nach der wirtembergischen Konfession zu halten und die Novizen in dieser Konfession zu unterrichten. Damit beabsichtigte der Herzog ganz von selbst allmählich das Ziel zu erreichen, das ihm vorschwebte, nämlich nicht Aufhebung der Klöster, sondern ihre Verwandlung in evangelische Klosterschulen. Es gab mit den Klöstern noch manche Schwierigkeit. Königsbronn war der Aufhebung durch Ulrich glücklich entgangen. Nun wurde es im Fürstenkrieg von Markgraf Albrecht ausgeplündert und gänzlich zerstört. Den Abt Boxler ließ Herzog Christoph gefangen nehmen und hielt ihn so lange auf Hohen-Urach, bis er sich des Ungehorsams gegen den Herzog als den rechten Schirmvogt des Klosters schuldig bekannte und seiner Abtswürde entsagte.. Darauf wurde ein evangelischer Abt eingesetzt. Die Frauenklöster hatten sich in der Interimszeit durch Zuzug von außen wieder gestärkt. Um so fester harrten sie jetzt unter der Drangsal wiederholter Bekehrungsversuche in ihren Klöstern aus. Es geschah ihnen zwar weiter kein Leid. Aber es war ein kümmerliches Leben für sie, ohne Gottesdienst und geistliche Stärkung, als die sie sich selbst geben konnten. Es soll ihnen der Ruhm nicht versagt sein, der ihrer Standhaftigkeit und Ueberzeugungstreue gebührt.

Langsamer vollzog sich der Sturz des Interims in den Städten, die durch den Hasenrat regiert wurden. Doch beriefen sie alle noch 1552 wieder evangelische Prediger. Aber dem Interim wurde daneben immer ein Plätzchen gelassen. In Eßlingen wurde noch bis 1567 in der Barfüßerkirche Messe gelesen. Ulm gestattete erst an Weihnachten 1552 wieder die evangelische Abendmahlsfeier und so allmählich ein Stück ums andere, bis im Mai 1553 eine neue nun streng lutherische Kirchenordnung eingeführt wurde. Die Abendmahlsfeier richtete sich nach dem wirtembergischen Vorbild. Die Messe dauerte im Münster selbst neben dem evangelischen Gottesdienst noch bis 1554, in der Barfüßerkirche bis 1569. Der neuberufene Pfarrer Dr. Rabus von Memmingen war ein kräftiger Eiferer gegen Zwinglianer, Schwenkfelder, Wiedertäufer und Katholiken. Der letzte Rest des ursprünglichen Zwinglianismus verschwand, ebenso wie in Eßlingen, Biberach und Isny. Von bleibenden Spuren des Interims erhielt sich schließlich nur der weiße Chorrock in Wirtemberg und die erzwungene paritätische Verfassung in den Städten Biberach, Ravensburg und Leutkirch. Gerade sie, die am eifrigsten für Kur-

fürst Moritz waren, hatten es nachher wieder zu büßen. Der Kaiser zwang ihnen einen halb katholischen Rat auf, der dann im Lauf der Jahre auch wieder für die fehlende katholische Bürgerschaft sorgte. In dem ganzen Verlauf der Dinge prägt sich unverkennbar aus, daß die geistige Führung von den Städten an Wirtemberg übergegangen war. Die begabtesten Männer Brenz, Isenmann, Alber, Schradin, Frecht waren sämtlich aus den Städten ins Herzogtum übergesiedelt und kehrten auch jetzt nicht wieder in ihre alten Gemeinden zurück.

Faksimile einer farbigen Federzeichnung aus der Kgl. Landesbibliothek Stuttgart.

Es beginnt jetzt nach den Stürmen des Interims unter dem Schutz des Religionsfriedens die Zeit der letzten großen Gebietserweiterungen der evangelischen Kirche. Im Hohenlohischen war durch die Tätigkeit des Huberinus, der ein tüchtiger Prediger war, wohl evangelischer Glaube gepflanzt worden. Aber für Ordnung der kirchlichen Verhältnisse war noch wenig geschehen, so lange die Brüder Albrecht und Georg regierten. Das Interim entsprach ganz der dortigen Unklarheit und verlängerte ihre Dauer noch um einige Jahre. Erst Ludwig Casimir, der 1551 zur Regierung gelangte, hat die entscheidenden Schritte getan. Im Jahr 1556 ließ er in der ganzen Grafschaft eine kirchliche Landesvisitation veranstalten. An der Spitze der Kommission standen der Stiftsprediger Hartmann von Oehringen und der gräfliche Rat Schlenriedt. Die Pfarrer

und Gemeindevertreter wurden in die Amtsstädte vorgeladen und über ihre Kenntnisse, Fähigkeiten und Sitten und über Gemeindezustände ein genaues Examen abgehalten. Dabei kamen erbauliche Dinge zum Vorschein, unter anderem ein Pfarrer, der weder das Vaterunser noch den Glauben auswendig konnte, noch wußte, wo das Vaterunser in der Bibel steht. Die meisten waren doch tauglich und konnten im Amt belassen werden. Bemerkenswert ist, daß kein katholisch gesinnter mehr gefunden wurde, obgleich ja eine Reformation von oben übers ganze Land noch nicht stattgefunden hatte. Anders stand es in den Gemeinden. In Langenburg stellte man noch das heilige Blut aus, und es wurde viel dahin gewallfahrtet; in Kupferzell und Kirchensall zog man noch mit Kreuz und Fahne um die Flur. Große Aufregung gab es, als aus den Kirchen von Regenbach, Langenburg und Bächlingen die Heiligenbilder entfernt wurden. Die Regenbacher sagten, sie geben jetzt auch keinen Zehnten mehr, da sie keinen Heiligen mehr haben, zu dem sie beten können. Es wurde nun eine Kirchenordnung gegeben, auf Grund eines älteren Entwurfs von Huberinus, welche sehr viel vom katholischen Kultus beibehielt, z. B. lateinische Gebete und Kreuzschlagen neben dem Exorcismus bei der Taufe. Diese Ordnung gelangte aber nie zu rechtem allgemeinen Ansehen, und erst 1579 wurde das hohenlohische Kirchenwesen endgiltig geordnet. Von fränkischen Rittern, die jetzt ihre Orte reformierten, ist noch besonders zu nennen Wolf von Hartheim, der im Jahr 1560 an Brenz nach Stuttgart die Botschaft sandte, man möge ihm einen Mann schicken, der dem Teufel einen starken Zahn ausbrechen könne. Brenz schickte ihm den Pfarrer Steudlin von Entringen, der nun in Assumstadt reformierte. Um 1560 wurden ebenfalls reformiert die Berlichingenschen Orte Jagsthausen und Dörzbach und die Herrschaft Rosenberg mit Niederstetten, Rinderfeld u. s. w. 1558 wurde auch in Rothenburg a. T. mit seinem Landgebiet die Reformation durch Jakob Andreä endgiltig befestigt.

Markgraf Karl von Baden schritt 1554 auf Betreiben Herzog Christophs und mit Hilfe der wirtembergischen Theologen zur Reformation seines Landes, zu dem damals auch Besigheim, Mundelsheim, Altensteig und Liebenzell gehörten. Im Osten griff in das heutige Königreich Württemberg ein Pfalz-Neuburg mit den Orten des unteren Härdtfelds, 1553 durch Brenz reformiert, ebenso die Grafschaft Oettingen im Ries, die helfensteinische Herrschaft Wiesensteig mit dem „Gaisentäle" unter ganz persönlichem Antrieb Herzog Christophs ebenfalls durch wirtembergische Theologen und eine Reihe von ritterschaftlichen Orten noch bis ins 17. Jahrhundert hinein. Die Mehrzahl des schwäbischen und fränkischen Adels war damals evangelisch, auch viele längst wieder katholisch gewordene, wie die Adelmann, Ow, Neipperg, Rechberg. Zuletzt von allen Reichsstädten folgte in den 70er Jahren erst Aalen nach, schon in einer Zeit, wo die Gegenreformation mit aller Macht sich erhoben hatte und von dem eroberten Boden wieder abzubröckeln begann. Wir können diese Geschichte der Ausbreitung der Reformation und ihrer Bekämpfung, die von 1555 bis zum westfälischen Frieden ununterbrochen hin und her geht, hier nicht weiter verfolgen.

Viel weiter aber als von Obrigkeits wegen in gesetzlicher Form reformiert wurde,

reichte der Einfluß evangelischer Gedanken und die Zugkraft des evangelischen Kirchenwesens. Wie es in Gmünd stand, das ist zu ersehen aus einem Bericht des dortigen Pfarrers Spindler an seinen Rat aus dem Jahre 1554. „Es ist Eurer Weisheit wohl wissend, waserlei Opinionen, Sekten und seltsamer Köpf bei den Untertanen dieser Stadt gefunden werden, als Rebaptisten, Zwinglianer, Lutheraner. Und wie wohl ich im 48. Jahr mit etlichen Personen viel Mühe und Arbeit gehabt und in derselben Zeit ein wenig zu der Einheit der Kirchen gebracht, so haben doch dieselbigen solches bald vergessen und seither weder der Predigt noch der Sakramente teilhaftig gemacht und ziehen auch andere Leute davon, nehmen auch täglich zu und wird ihnen gestattet, daß sie in etlichen Häusern Winkelpredigten halten. Es gibt etlich Personen, die länger denn 20 Jahr kein Sakrament empfangen. Das vergangen Jahr auf Ostern hat der halbe Teil der Bürger sich nit zum Sakrament gefügt. Im Spital ist ein lutherischer Prediger, der dort öffentlich predigt und das Abendmahl reicht in beiderlei Gestalt, im Ueberzug unbenediziert. Ich bekenn und zeug mit Gott und eigenem Gewissen, daß ich nach meinem Verstand, Kunst, Gnade und Pfund alles aufs treulichst und fleißigst hab tun jetzt 11 Jahr. Ich hab gestraft, gemahnt, geschrieen wider die Sünd und Laster, daß mir der Hals krachet. Daß ich aber die Ungehorsamen soll vor meines gnädigen Herrn des Bischofs Vikar weisen, ist mir zu schwer. Denn ich müßte, wie hier die Untertanen abgeführt und meiner Kirchen abgewichen, den halben Teil ufzitieren und schicken. Das Fleischessen an Fasttagen hat so eingerissen, daß es öffentlich in den Wirtshäusern wird fürtragen. Man treibt auf meine Kirchhöf Kühe, Schweine und Gänse mit Fleiß, also daß sie unter den göttlichen Aemtern in die Kirchen bis zum Chor laufen. Der Kirchengesang wird so unordentlich gemacht vom Schulmeister mit seinen Schülern, mit solchem Eilen, heillos Rumpeln, Hudeln, daß niemand weiß, ob sie griechisch, hebräisch oder türkisch singen. Der Pfarrer aber darf nit den wenigesten Schüler um solchen Lumpengesang strafen. Und in Summa so hab ich in meiner befohlenen Kirchen weniger Autorität und Gehorsam, denn das Ringlein 0 in der Ziffernzahl hat. So mir dann Euer Weisheit in solchem mit der weltlichen Gewalt nit behilflich sein will, so kann ich meine Schäflein nit behalten". Der Rat griff jetzt ein, machte dem lutherischen Gottesdienst im Spital ein Ende und nach langem Streit wanderten im Jahr 1575 die lutherischen Bürger vollends aus. Noch einmal war Gmünd nahe daran gewesen, seinen katholischen Charakter zu verlieren.

Die Städte Weil und Wangen im Allgäu zeigen ein ähnliches Bild. In Weil war gegen Ende des Jahrhunderts fast die ganze Bürgerschaft evangelisch. In Wangen kam es nach langen Kämpfen 1552 zur Auswanderung der Evangelischen. Es waren dort im Gegensatz zu den anderen Städten die Patrizier, welche die evangelische Partei bildeten. Ihre Auswanderung bedeutete den Verlust des alten Wohlstands für die Stadt.

Wie schon vor dem Interim, zeigt sich namentlich im Fränkischen eine vollständige Zerrüttung der kirchlichen Verhältnisse. Eine Aufsicht von seiten des Bischofs von Würzburg wird so gut wie nicht mehr geübt. Ein konfessioneller Unterschied wird gar nicht empfunden. Auch die dem Namen nach katholischen Pfarrer sind verheiratet. Der

evangelische Pfarrer von Hohebach traut seinen katholischen Kollegen von Tauberrettersheim. Aehnlich hatte schon zur Interimszeit der Pfarrer von Nassau in Nassau evangelisch gepredigt und in Bernsfelden die Messe gelesen. Schönthaler Klosterpfarreien werden evangelisch, ohne daß der Abt es hindern kann. Die Schönthaler Propstei in Mergentheim wagte man von 1548—61 nicht mehr zu besetzen, wegen höchster Gefahr des Abfalls. Demnach muß Mergentheim in dieser Zeit so gut wie ganz evangelisch gewesen sein. Es wird auch berichtet, daß 1547 der Pfarrer Kaspar Suffan dort sich verheiratet und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht habe. Und noch um 1590 haben die Bürger „die evangelische Religion herzlich geliebt und es sie hart angekommen, da sie verfolgt und zu der päpstlichen genötigt worden". Zerstreute Evangelische, wenigstens Liebhaber evangelischer Wahrheit und Leser der Schriften eines Brenz und anderer Vertreter des neuen Glaubens fanden sich überall, bis weit in die Reihen der altgläubigen Geistlichkeit hinein. Man begreift die großen Hoffnungen der Evangelischen jener Zeit, daß ihre Sache durch die unwiderstehliche Macht der Wahrheit ohne kriegerische Nachhilfe zum völligen Siege kommen werde.

Die wirtembergische Kirche wurde für alle umliegenden Gebiete der feste Rückhalt und das Vorbild, nach dem sie sich richteten. Sie bekam jetzt durch die Tätigkeit von Brenz ihre feste, für mehr als 2 Jahrhunderte fast unverändert gebliebene Gestalt. Aber so groß auch die Verwirrung der Interimszeit gewesen war, so kam doch, nachdem sich die Flut verlaufen, der alte Grund fast unverändert zum Vorschein. Weder in der Lehre noch im Gottesdienst wurde gegenüber den Ordnungen von 1536 viel geändert. Brenz, der seit 1553 Propst an der Stiftskirche und geistlicher Direktor des Kirchenrats neben dem Landhofmeister geworden war, hat sich an diese gegebene Ordnung ohne Bedenken angeschlossen, obgleich sie nicht ganz seinen Ideen entsprach. Noch seine Haller Gottesdienstordnung von 1543 hatte einen ganz anderen Charakter. Aus dem Interim beibehalten wurde der Chorrock. Die Taufeier wurde durch Einführung von Glaubensbekenntnis und Teufelabsage der Taufpaten der lutherischen Form näher gebracht. Aber auch auf Lieblingsgedanken, wie die Beibehaltung des lateinischen Kirchengesangs, hat Brenz verzichtet und nur einen lateinischen Chor neben dem deutschen Lied zum Anfang des Gottesdienstes zur Auswahl gelassen. Die eigentlichen Besonderheiten der lutherischen Kirche, die reiche Liturgie, der Exorcismus bei der Taufe, sonst für ein Hauptkleinod des echten Luthertums angesehen, Weihe von Brot und Wein beim Abendmahl und die Privatbeichte sind Wirtemberg immer fremd geblieben. Die letzteren Stücke hatte auch Brenz in Hall nicht eingeführt. So ist die Gottesdienstordnung von 1553 nur eine erweiterte Auflage der von 1536. Ganz neu aufzurichten war die Verfassung der Kirche, denn die Gesetze von 1547 waren nicht mehr zur Wirksamkeit gekommen. Eine Zusammenfassung aller auf Kirche und Schule bezüglichen Gesetze gibt die große Kirchenordnung von 1559, der Abschluß der Reformation in Wirtemberg.

Sehen wir uns dieses Ergebnis einer 40jährigen Entwicklung näher an! Zuerst wird auffallen die enge Verbindung von Staat und Kirche, wie wir sie schon bisher

bei der ganzen Reformationsarbeit beobachtet haben. In der Kirchenordnung finden wir nicht nur gehandelt von Gelehrtenschulen und Volksschulen, Armenkasten und Ehegericht, sondern auch von Wundarzten, Leibarzten, Stadtschreibern und von der politischen Zensur und Rügordnung. Die Zügel der Regierung sind stramm angezogen. Der herzogliche Kirchenrat, bestehend aus weltlichen und geistlichen Räten mit streng abgegrenzter Tätigkeit, leitet und beaufsichtigt alles. Die bescheidenen Ansätze von Gemeindefreiheit, Bezirkssynoden, Wahl des Dekans durch die Pfarrer, die sich in den Ordnungen der Ulrich'schen Zeit noch fanden, sind verschwunden. Nur die Wahl des Schulmeisters steht noch bei der Gemeinde und unterliegt nur der Prüfung und Bestätigung des Kirchenrats. Unendlich viel wird visitiert. Der Dekan visitiert zweimal im Jahr die Pfarrer und Gemeinden nach Lehre und Leben aufs genaueste. Das Ruggericht der Amtleute erstreckt sich auf alle denkbaren sittlichen und kirchlichen Vergehen, Versäumnis des Gottesdienstes, verbotene Hochzeitsfeiern und Tänze, Unzucht, Trunkenheit, Spielen um Geld, unwürdiges Betragen am Abendmahlssonntag neben den rein bürgerlichen Sachen, wie Felddiebstahl, „schädlicher Fürkauf an Früchten und andere essende Ding", Jagdfrevel und Aussätzigkeit. Der Superintendent oder Dekan beaufsichtigt seinerseits die Ober- und Unteramtleute, ob sie in ihren Rügen eifrig genug sind. Darüber stehen die Generalsuperintendenten und die alljährliche politische Landesvisitation, die nach Umständen noch durch eine außerordentliche Landesinspektion, durch den Landhofmeister und ein besonderes Kollegium ergänzt werden kann. Neben den bürgerlichen Strafen steht noch die eigentliche Kirchenzucht, bestehend wie schon früher in der persönlichen pflichtmäßigen Ermahnung des Pfarrers an unordentliche Gemeindeglieder bei Gelegenheit des Abendmahlsbesuchs. Diese Ermahnung kann durch den Dekan, wenn er in eine Gemeinde kommt, auch unter Beiziehung anderer Gemeindeglieder, wiederholt und verstärkt werden. Endlich kann der Sünder dem Kirchenrat angezeigt und von diesem in den Bann getan werden. Dieser Bann wird feierlich öffentlich in der Kirche verkündigt und schließt den Betroffenen nicht nur vom Abendmahl aus, sondern auch vom Wirtshausbesuch und allen öffentlichen Lustbarkeiten und macht ihn der bürgerlichen Ehren verlustig. Er hat in der Kirche einen besonderen Stand und wird vor dem Nachtmahl durch den Mesner zur Kirche hinausgeführt. Stirbt er unbußfertig, so wird er wie ein von der Kirche abgeschnittenes Glied ohne alle Ehren begraben. Man kann sich nicht wundern, daß Brenz gegen des Herzogs Ansicht dem Antrag des Pfarrers Lyser von Nürtingen und Jakob Andreäs von Göppingen auf Einführung einer weiteren Gemeindekirchenzucht nicht zustimmen wollte. Sie wollten nach kalvinischem Vorbild eine kirchliche Gemeindevertretung haben und dieser mit dem Pfarrer die Ausübung des Bannes übertragen. Brenz fürchtete davon nicht nur eine Beeinträchtigung des gleichmäßigen strammen Regiments über das ganze Land, sondern auch das Auflegen unerträglicher Lasten auf die Gemeindeglieder. Solange mit dem Bann so schwerwiegende Folgen verbunden waren, konnte man ihn nicht wohl der ersten Instanz des Pfarrers und der Gemeinde überlassen. Diese dem früheren bischöflichen Gericht und Bann nachgebildete Art der öffentlichen ehrenrührigen

Ausschließung vom Abendmahl ist denn auch wegen ihres allzu tyrannischen Charakters nie zur Ausführung gekommen. Wenn ihn auch der Synodus verhängte, so wurde er doch nicht vollzogen. Die ganze Sache ist eingeschlafen. Es war auch ohnedies des Visitierens, Rügens und Strafens genug. Alle Fäden laufen in der Hand des Herzogs selbst zusammen. Er schaut durch die Visitation seinen Untertanen und Beamten ins Gewissen und prüft ihnen Herz und Nieren. Er waltet wie ein gestrenger Vater, dem man es nicht leicht recht machen kann. „Die Räte sollen ihre Augen besser aufmachen". „Wir finden, daß solches alles bloß überhobelt worden". „Was die Räte da sagen, kann ich nit verstehen, ist mir noch Rotwelsch". Derartige Randbemerkungen des Herzogs fanden sich oft. Aber er ist auch wie ein Vater gütig leutselig und freundlich und nimmt es ernst mit den Pflichten des landesväterlichen Regiments, das damals keine Phrase und keine Heuchelei, sondern schöne Wahrheit gewesen ist. Neben ihm hat Brenz tatsächlich die Stellung eines Landesbischofs, wenn auch nicht den Namen und die hohen geistlichen Ansprüche eines solchen. Es war ein schönes Verhältnis gegenseitiger Hochachtung und vollsten Vertrauens zwischen beiden. Aber so groß Brenz Einfluß auch in politischen Dingen war, so blieb der Herzog doch auch ihm gegenüber selbständig. Das Theologenregiment, das die erste Gefahr dieser lutherischen Landeskirchen war, hat er nicht aufkommen lassen, „daß ein Theologus zum Direktor des Kirchenrats genommen werden soll, ist gar nicht zu tun, denn ihre Intention ist dahin gerichtet, daß alles in ihren Klauen bleibt". Für Kirche und Schule war jetzt auch finanziell besser gesorgt. Das Kirchengut wurde als solches ausgeschieden und vom Staatsgut getrennt, durch die weltlichen Mitglieder des Kirchenrats verwaltet. Die Einkünfte der Pfarreien, besonders die Zehnten, wurden von der geistlichen Verwaltung

eingezogen und die Besoldung der Pfarrer und die Unterhaltung der Pfarrhäuser vom Kirchengut übernommen. Den Pfarrern war damit viel Mühe und Verdruß erspart. Den Hauptteil des Kirchenguts bildeten die Klöster, die zunächst ihre Selbständigkeit und den Schein der Klosterverfassung mit dem Titel Abt behielten, obgleich sie tatsächlich evangelische Schulanstalten geworden waren. Die Aebte saßen nach wie vor im Landtag. Die Selbstherrlichkeit dauerte bei einigen doch nicht mehr lange. Für das wirkliche Bedürfnis war die Zahl von 13 Klosterschulen viel zu groß. Und auch die neuen Aebte waren nicht immer gute Verwalter. Aus den reichen Mitteln dieses Kirchenguts konnte man nun auch die Pfarreien allmählich besser stellen und neue Stellen gründen in den bisherigen entlegenen Filialdörfern, besonders auf dem Schwarzwald.

Wie wurde nun diese Kirchenordnung in Wirklichkeit gehalten? Vor allem wurde stramme Zucht geübt in der Lehre, ungleich strenger als unter Herzog Ulrich. Verglichen mit den letzten Jahrzehnten vor der Reformation ist jetzt die Freiheit der Meinungsäußerung nicht größer, sondern viel geringer geworden. Dort war es freilich die Freiheit der Zerrüttung; jetzt wird die Stärke und Geschlossenheit der Ueberzeugung zum Feind der Freiheit. Nur das strenge Luthertum der augsburgischen und wirtembergischen Konfession darf sich hören lassen. Man hat den Riesenkampf um das Recht des eigenen Glaubens gegen die Uebermacht der jahrhundertealten Ueberlieferung durchgekämpft mit der felsenfesten Ueberzeugung, die eine ungeteilte Wahrheit zu besitzen, und über dem Kampf nach rechts und links ist die andere Tatsache vergessen worden, daß die Wahrheit des Glaubens etwas Persönliches und nur dem persönlichen Erleben Zugängliches ist und die Obrigkeit darum nichts angeht. Jetzt wollte Brenz vielmehr jedem Christen die Pflicht zuweisen, nach seiner Kraft für Ausrottung des Irrtums und Aufrichtung der Wahrheit zu sorgen, die Theologen durch Schreiben, die Obrigkeit durch Mandate. So wird denn gegen die Reste des Zwinglianismus im Lande keine Schonung geübt. Ein Pfarrer, der diesem Verdacht verfällt, wird ohne Gnade entlassen. Die Erklärung über das Abendmahl und die Lehre von der Person Christi vom Jahr 1559, welche die ganz besondere brenzische Theologie enthält, wurde als einzig giltige Auslegung der augsburgischen Konfession zum Lehrgesetz gemacht und allen Geistlichen aufgezwungen. Sie richtete sich insbesondere auch gegen Melanchthon und sollte ein allgemeines Bollwerk gegen den Calvinismus werden. Manche mögen sich seufzend unterworfen haben, wie der Pfarrer Kumpf in Gerstetten, der Blarer mit Tränen klagte, daß man Zwingli, Oekolampad und Calvin mit Namen auf der Kanzel verdammen müsse. Nicht nur im Kirchenamt, auch auf der Universität griff die Ketzerriecherei schon um sich. Sie vertrieb den berühmten Juristen Molinäus, einen flüchtigen Hugenotten nach kaum 2 Jahren seiner Tätigkeit und ebenso seinen Nachfolger Gribaldus, nach einigen Jahren den Mediziner Eisenmenger als Schwenkfelder. Die Presse, Bücherdruck und Bücherverkauf wurde streng beaufsichtigt und jedenfalls mit besserem Erfolg als unter der früheren bischöflichen Zensur. Alles „sektiererische“ oder calvinistische wurde unterdrückt. Das war die schlimme Fortsetzung des bösen

Weges, auf den die ganze evangelische Kirche durch den Abendmahlsstreit geraten war, nicht ohne Brenz eigene Schuld von 1525 an. Und es war nur eine gerechte Strafe, daß auch ihn selbst das Ketzergeschrei norddeutscher Lutheraner traf. Dennoch zeigt Brenz als ein Mann der ersten Generation große Freiheit, die nachher vollends verloren ging. Der Glaube war ihm noch wichtiger als die Rechtgläubigkeit. Alber, jetzt Stiftsprediger in Stuttgart und hochgeschätztes Mitglied des Kirchenrats, wehrte sich gegen das Bekenntnis von 1559. Er war der Alte geblieben. Das Verdammen und Verketzern wollte er nicht mitmachen: Er sei früher aus Rücksichten ins Unterschreiben geraten, was ihn aber nachmals sehr gereuet und er bitte, ihn mit neuen Dogmen in seinen alten Tagen zu verschonen. Da hat Brenz selbst ihm keine weiteren Schwierigkeiten gemacht und sprach nur die Hoffnung aus, Alber werde aus dem theologischen Gegensatz zwischen ihnen kein Gassengeschrei machen. Die Freundschaft beider blieb ungetrübt. In den sonstigen Streitigkeiten über die Rechtfertigungslehre, wie sie namentlich in Sachsen tobten, hat Brenz ebenfalls seine Freiheit bewahrt und des Mannes persönlichen Wert bei der Beurteilung seiner Theologie mit in die Wagschale gelegt. So sind unter Herzog Christoph die Lehrstreitigkeiten und Prozesse in Wirtemberg im ganzen erfreulich selten gewesen. Die Einigkeit im Luthertum war keine erzwungene, sondern eine natürlich gewachsene. Die Theologen wurden ja auf den Klosterschulen und dem neu eingerichteten erweiterten Stift in Tübingen unter dem Einfluß der ganz mit Brenz einverstandenen Fakultät geschult. Da gab es wenig Spannung und Anlaß zu Konflikten, nachdem man den Zwinglianismus ausgestoßen.

Aber nicht nur über die Lehre, auch über Amt und Leben der Geistlichen wurde die Aufsicht wirklich geübt, die die Kirchenordnung vorsieht. Man konnte räudige Schafe nicht ganz fernhalten. Aber wie hat sich jetzt das Gesamtbild der Geistlichkeit verändert in Bildung und Lebenshaltung, gegenüber den Zuständen vor der Reformation! Was die Visitationsakten ergeben, zeigt, daß die weitaus große Mehrzahl der Pfarrer ihres Berufs würdig war, besonders seit sie mehr und mehr aus den eigenen Bildungsanstalten des Landes hervorging. Im Amt Stuttgart gab es bei der Visitation im Jahre 1558 nur 3, die einen Tadel verdienten, einer braucht derbe Ausdrücke auf der Kanzel, einer ist etwas fahrlässig im Studium und einer geht gern nach Eßlingen und beladet sich mit Wein. Diesem wird das Ultimatum gestellt. Gepredigt wurde sehr viel, ganz noch wie nach der Ordnung von 1536, so viel, daß der Mensch von heute das weder als Prediger noch als Zuhörer aushalten könnte. Aber man hatte noch gute Nerven. Dabei mußte schon wegen der Menge der Predigten die Streittheologie zum Wort kommen, die ja, wie das oben erwähnte Beispiel von Waiblingen zeigen mag, auf weitgehendes Interesse bei den Gemeinden zu rechnen hatte. Das war für den Prediger jener Zeit die Klippe, an der er kaum vorbei kommen konnte. Aber der für alle Geistlichen des Landes das maßgebende Vorbild war, Brenz selbst, hat sich des Streitens wenig angenommen, sondern erbaulich, volkstümlich, praktisch gepredigt. Hören wir ihn über Ehezwistigkeiten reden: „Es hat irgend ein Mann ein nötlich Weib. Hilf Gott, wohl fähet sich dann ein Klagen an über die nötlich Weis seines Weibs. Da muß

das Spreußlein zusehends zu einem Balken wachsen. Ja freilich, das Eglein hat er bald in seines Weibes Augen ersehen und des großen Balken, d. h. der Füllerei und Trunkenheit, Unsinnigkeit und Polterei will er in seinen Augen nit gewahr werden. Was machets? Sein Gebrechen hat er ihm auf den Rücken gehenkt, aber seines Weibes für die Augen. Herwiederum hat ein Weib einen ungehobelten, rauhen Mann, da muß es die ganze Nachbarschaft inne werden. Da ist des Klagens und Jammerns kein Ende, da ist der Mann ein Tropf, ein Schelm, ein Phantast und siehe, wenn man des Weibes Tugend will ansehen, so ist sie schwätzig, giftig, ungehorsam, widerbeißig und aller Ding unfleißig". Doch ist er darüber nicht ins einseitige Moralpredigen verfallen: „die Laster strafen, das ist nicht die fürnehmste Predigt", sagt er einmal, „ist auch nichts Sonderliches damit ausgerichtet. An der Predigt von Christo ist alles gelegen und wo diese Predigt nicht im Schwang geht, wird entweder durch jene nichts ausgerichtet, oder werden die Leute allein daraus zu Gleißnern, die in den guten Werken den Verdienst ihrer Seligkeit suchen". Eindringendes Schriftstudium, eine Fülle von Sprüchwörtern und Bildern aus der Kirchen- und Weltgeschichte, namentlich aus dem klassischen Altertum beleben seine Rede. Ein durchsichtiges flüssiges Deutsch, das ihm eigen ist, macht seine Predigten auch heute noch genießbar. Auch was von anderen Predigern aus der ersten Zeit erhalten ist, die Bußpredigten des Pfarrers Klopfer in Bolheim im schmalkaldischen Krieg als Beispiel von Dorfpredigten, die Anweisung zum Predigen von Arsacius Seehofer auch noch aus Herzog Ulrichs Zeit, die Predigten von Alber, Bidembach, Andreä zeigen die Predigt auf einer erfreulichen geistigen Höhe. Dazu kam die ungleich größere Verbreitung der deutschen Bibel in Luthers Uebersetzung. Noch unter Herzog Ulrich wurde in jeder Gemeinde wenigstens für den Gebrauch in der Kirche ein Exemplar angeschafft. Dem Lesebedürfnis wurde reichlich Stoff geboten durch die religiöse Literatur der Reformationszeit, Predigten, Postillen, Gebetbücher. In katechetischen Leistungen stand die evangelische Kirche Schwabens ebenfalls nicht zurück. Der Katechismus von Brenz behauptete schließlich den Platz über allen andern, dem von Gräter in Heilbronn, von Sam, von Alber. Dem Katechismusunterricht wurde in Kirche und Schule ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Bedenkt man endlich noch, wie der deutsche Kirchengesang zuerst als religiöser Volksgesang sich die Herzen eroberte und so sich das Heimatsrecht in der Kirche erwarb, wie frisch und lebenskräftig der Quell der Lieder sprudelte, so wird man zu dem Urteil gelangen müssen, daß für das Bedürfnis der Erbauung in jeder Weise gut gesorgt war, und die hohen Ansprüche, mit denen man einst der alten Kirche entgegengetreten war, gerechtfertigt erscheinen.

Die neue Kirche genoß denn auch die volle Achtung und Liebe des Volkes, die sie verdiente; daran ist kein Zweifel. Es kam über das Volksleben nach den Jahren tiefster geistiger Aufregung die „liebliche und angenehme Ruhe", die Brenz sich für das Gedeihen des religiösen Lebens gewünscht hat. Dieser Zustand ist weit weniger interessant und weit weniger geeignet, Großes und Neues hervorzubringen. Die „wunderbarlichen, seltsamen und unbeständigen Köpfe", die Herzog Christoph so wenig

leiden mochte, hatten für einige Zeit ausgespielt. Aber es waren auch neue, überraschende und kraftvolle Gedanken genug ausgestreut; es galt jetzt, sich das reiche Erbe in ruhiger Arbeit erst innerlich anzueignen. Die neue Kirchlichkeit ist der erste Erfolg der Arbeit der neuen Kirche. Daß über mangelnden Kirchenbesuch hie und da geklagt wurde, ist nicht zu verwundern bei der Häufigkeit der Predigten und den hohen Ansprüchen an allgemeinen Kirchenbesuch. Es fiel ja schon auf, wenn in Stuttgart 4 Männer sich vom Abendmahl dauernd fern hielten. Die täglichen Predigten wurden gerade in Stuttgart schlecht besucht, auch wenn Brenz selbst predigte. In Stuttgart wollte sich auch das Hofgesinde die Schließung der Trinkstuben während des Gottesdienstes nicht gefallen lassen, bis der Herzog selbst einschritt. Der nachmittägige Katechismusgottesdienst war vielfach ein Schmerzenskind. Darum wurde er 1565 in Stuttgart auf 11 Uhr vormittags verlegt und dafür in der Stiftskirche ein dritter Gottesdienst nachmittags eingeführt, wobei über eine nützliche Geschichte aus dem alten Testament gepredigt werden sollte. Die Visitationsberichte zeigen, daß oft Schultheiß und Gericht mit schlechtem Kirchenbesuch ein übles Beispiel geben. Da mochte es an solchen Orten mit dem ordnungsmäßigen Rügen des Fehlens in der Kirche einen Haken haben. Daß die Vorschriften der Kirchenordnung nicht in ihrer ganzen Strenge durchgeführt werden konnten, liegt in der Natur der Sache. So etwas geht nicht länger als ein paar Jahre und kaum in einer einzelnen Gemeinde, wo ohnehin schon streng kirchlicher Geist herrscht. Aber gegenüber den Zuständen, wie sie im Jahr 1554 in Gmünd herrschten, ist aus dem ganzen Gebiet der evangelischen Kirche nichts entfernt ähnliches anzuführen. Der Herzog selbst ging mit gutem Beispiel voran. Bei dem großen Schützenfest in Stuttgart im Jahr 1560, das unzählige Gäste aus allen Teilen Deutschlands und der Schweiz nach Stuttgart führte, machte man am Sonntag Pause und der Hof ging mit seinen Gästen zur Predigt. Den Beamten wurde immer wieder eingeschärft, auch die werktägliche Predigt und den Katechismus zu besuchen. Die Kirchlichkeit hob sich im ganzen Lande zusehends. Den Landgemeinden lag viel daran, ihren regelmäßigen Gottesdienst zu haben. Sie ließen sich manchen Bittgang nach Stuttgart nicht verdrießen, wehrten sich gegen zu raschen Wechsel der Geistlichen und baten um bessere Bezahlung ihrer Pfarrer, damit sie bei ihnen bleiben. Mit den Resten des Täufertums und der Schwenkfelder wurde jetzt strenger und mit weniger Umständen verfahren als unter Herzog Ulrich, ohne daß man sie ganz ausrotten konnte. Z. B. saß einer der „Christen", von den „Gottlosen", eingesperrt auf Hohenwittlingen 19 Jahre von 1558 an gefangen. Ein Todesurteil kam jedoch nicht vor, wie immer noch in den katholischen Nachbargebieten, z. B. 1571 in Warthausen. Noch klingt der alte Glaube nach, wie ein verhallendes Lied. In Plieningen sind 1554 noch der alte Schultheiß und etliche Bürger päpstlich. Der Pfarrer soll freundlich mit ihnen reden, heißt es in dem Bescheid des Kirchenrats. In Entringen werden einige in demselben Fall nach vergeblicher Ermahnung mit Gefängnis bedroht, falls sie den Verkehr mit dem Meßpriester in Poltringen nicht lassen. In der Gegend von Dürrmenz zeigt sich 1563, daß die Frage der Verehrung der Mutter Gottes noch viele Herzen bekümmert.

Wundertätige Bilder, Feldkapellen werden noch von Wallfahrern besucht. Der Herzog läßt sie womöglich alle abbrechen.

Die neue strenge kirchliche Sitte, die sich jetzt bildete, mußte aber auch für das sittliche Leben ihre guten Wirkungen haben, schon dadurch, daß der vielbeklagten Roheit und Unfügsamkeit gesteuert wurde. Die Klagen über Vernachlässigung der Jugend, über das viehisch-stumpfe Hinleben des Volkes, verstummten. Man mag den Wert der äußeren Kirchlichkeit und der Predigt noch so gering anschlagen, ganz ohne Frucht konnte sie nicht bleiben. Wo die reformatorische Predigt nur irgend verstanden wurde, brachte sie eine Vertiefung des Innenlebens, einen stärkeren Anreiz zum Nachdenken über sich selbst. Wer den Weg zu Gott neu gefunden hatte, den ihm Luther gewiesen, dem war auch der Weg durch die Welt gezeigt. Wir sind bis jetzt schon manchen Beweisen begegnet, daß die Reformation aus dem Trieb nach Besserung des sittlichen Lebens ihre Kraft nahm und diese Besserung auch wirklich durchsetzte. Aber es muß auch hervorgehoben werden, daß die protestantische Welt sich vom Zwang der asketischen Ideale frei gemacht und das sittliche Recht des Weltlebens in seiner Arbeit und in seiner Freude sich erobert hatte. Gegen Ausschreitungen der Unsittlichkeit und Unmäßigkeit war man gewissenhafter, empfindlicher geworden. Aber die Lust zu leben, die Lust zu festen, das alles ist in Herzog Christophs Zeit noch ebenso zu finden, wie 40 oder 50 Jahre vorher. Die neue Kirche gab sich dem unbefangenen Glauben hin, daß sich diese freie Stellung zum Weltleben nach dem Grundsatz: „Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi", wohl mit dem ganzen Ernst des Christentums vereinigen lasse und ließ sich darin durch den Widerspruch der Wiedertäufer und der Calvinisten nicht stören. Es mochten nicht alle so weit gehen, wie der Pfarrer Ratz von Neuenstadt, der in Schrift und Rede das Recht des Tanzens heftig verfocht und daraus schier einen Glaubensartikel machte. Aber auch die führenden Männer, wie Brenz selbst, verschmähen nach den sauren Wochen frohe Feste nicht, sie sind keine Spielverderber und zeigen in ihrer ganzen Haltung eine unbefangene Natürlichkeit. Nichts gezwungen Steifes, nichts Sauertöpfisches ist an ihnen. Daß diese Vereinigung von Ernst und Freiheit nicht immer gelang, noch gelingen konnte, ist klar. Wie sich daraus auch ein Mangel an sittlicher Triebkraft des Glaubens bei strengster Rechtgläubigkeit ergeben konnte, das zeigen viele Klagen, wie die des Pfarrers Lyser von Nürtingen in seinem Bericht an den Herzog. Es gebe viele Leute, die bei jedem dritten oder vierten Wort den Tod, die Wunden und das Leiden Christi beseufzen und dabei den Nächsten täglich betrügen, sich mit Wein vollsaufen und mit anderen größeren Lastern sich beflecken. Oder man lese die Klagen des Eßlinger Chronisten Dreytwein über die „lutherische Sekt", deren Glauben und Zeremonien ganz recht wären, „aber des Nächsten, deines Bruders, ward gar vergessen . . . darum sind die Wiedertäufer noch die besten und die frömmsten, sie schwören nit, sie wuchern nit, es saufft keiner dem andern zu als du elender Hauf". Auch die Visitationsakten zeigen so manchesmal das Bild von Waldenbuch, wo es heißt, Gericht und Gemeinde gehen fleißig zur Kirche, aber ihr Trinken lassen sie nicht. Einst hatte man sich mit ein paar Ablaßgroschen das Recht

zu sündigen erkauft, jetzt erkaufte man sichs mit dem rechtfertigenden Glauben. Das ist immer die Art des Menschen, sich mit der Religion bequem abzufinden. Darum konnte auch in dieser Zeit dem Hauptlaster des Trinkens, weder im ganzen, noch auf die Dauer gesteuert werden, wenn gleich von einzelnen Gemeinden erfreuliches berichtet wird, daß Voll- und Zutrinken abnehmen. So wird man auch den größten Fortschritt im Gebiet der geschlechtlichen Sittlichkeit nicht finden dürfen in der Aufhebung der Frauenhäuser und der strengen Bestrafung auch der einfachen Unzuchtsfälle, so wichtig das auch für die Gesundung des Volkslebens war, sondern in der Hebung des Familienlebens, welche die Reformation mit sich brachte. An Stelle der schnöden Heuchelei der priesterlichen Ehelosigkeit, wie sie sich damals entwickelt hatte, trat das neue Vorbild des evangelischen Pfarrhauses. Bessere Vorstellungen von dem Recht und der Pflicht der natürlichen Ordnungen des Menschenlebens wurden ins Volk hineingetragen. Unverkennbar ist, daß die Kirche, so wenig auch jetzt ein ungetrübtes Lichtbild des sittlichen Lebens gezeichnet werden kann, den Vorwurf nicht mehr verdient, daß sie es selbst mit der Sünde leicht nehme und also mitschuldig sei an dem Verderben. Die Kirche, die statt des bunten Flittertands den schlichten schwarzen Rock angezogen hat und sogar den reichen Schmuck der Kunst verschmäht, ist innerlich ernster und gewissenhafter geworden und wird, soweit Menschenkraft vermag, ihrer idealen Aufgabe gerecht, das Salz der Erde zu sein.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die ersten Geistlichen der wirtembergischen Kirche sich in einem Punkte von den schlimmsten Vorurteilen ihres Zeitalters erfreulich frei gehalten haben. Noch stand ja die Menschheit den Gewalten der Natur mit unheimlichem Grauen gegenüber. Ueberall fühlte man sich in dem rätselhaften Spiel der Naturkräfte furchtbaren dämonischen Mächten preisgegeben. Zauberei und Segensprechen war uralte Ueberlieferung aus der Heidenzeit. Das ausgehende Mittelalter hatte als böses Erbstück die peinliche Verfolgung der Hexen, die Bestrafung des angeblichen Bundes mit dem Teufel als des ärgsten aller Verbrechen hinterlassen. Darin hat die Reformation gar nichts geändert. Immerfort brannten die Hexenfeuer und seufzten die unglücklichen Opfer des Wahns unter den Qualen der Folter. Im Jahr 1562 war im ganzen Land ein schweres Hagelwetter niedergegangen. Alsbald erhob sich das gewöhnliche Volksgeschrei nach den Hexen, die das Wetter herbeigezaubert. Da nahmen Alber und Bidembach Anlaß, gegen den Hexenwahn zu predigen und die Summa ihrer Predigten darüber im Druck herauszugeben. „Der ewig allmächtige Gott ist allein alles Glücks und Unglücks, alles Segens und Fluchs und in Summa alles Guten und Bösen, ausgenommen die Sünde, Anfänger und Urheber. Der Allmächtige, der dem Meer ein Ziel gesetzt und gesprochen: hie sollen sich legen deine stolzen Wellen, hat auch den Teufel selbst als einen gebundenen Kettenhund in seiner Gewalt, daß er nichts ohne sein Verhängnis vermag. Sonst hätten wir keinen allmächtigen, sondern nur einen halbmächtigen Gott. Darum sind auch die Zauberer, die vielleicht selbst an ihre teuflische Macht glauben, nichts als einfältige, betrogene Leut, die man wohl um ihrer bösen Absicht willen strafen kann, wenn sie ihre Hagelhäfelein kochen, aber nicht weil

sie wirklich Macht haben, irgend einen Schaden zu tun. Man soll deswegen nicht auf jedes Pöbelgeschrei losfahren und vor allem den Aussagen auf der Folter keinen Glauben beimessen. Zudem ist es allweg besser, 1000 Schuldiger loslassen, denn einen Unschuldigen verurteilen und töten". Aehnlich hat Brenz schon in Hall gesprochen, wie er überhaupt jede Gelegenheit benützte, in die grausame Praxis des Rechts mit dem Licht der Humanität hineinzuleuchten. Der erste Vorkämpfer gegen den Hexenwahn, Dr. Wier, Leibarzt des Herzogs von Jülich, konnte Brenz als gesinnungsverwandt in Anspruch nehmen und Brenz hat ihn zu seinem verdienstlichen Werke ermuntert. Wie sehr diese Männer über ihrer Zeit standen, kann man daraus sehen, daß dasselbe Hagelwetter von 1562 dem Prediger Naogeorgus in Eßlingen, der wegen Verdachts des Zwinglianismus aus Wirtemberg vertrieben worden war, Ursache gab, Volk und Rat zur Hexenverfolgung aufzustacheln.

Philipp Melanchthon.
Holzschnitt von Lukas Cranach, nach Melanchthons Tod erschienen.

Was die sozialen Verhältnisse betrifft, so konnte freilich keine kirchliche Reformation den verfehlten Lauf der Entwicklung rückgängig machen, der im Jahr 1525 zur Revolution und dann zum Sieg der alten verrotteten Gesellschaftsordnung geführt hatte. Der Bauernstand war zurückgesunken auf seine frühere Stufe und lebte fort in der alten Gebundenheit. Anlaß zu Klagen gab es genug: das tyrannische Jagdrecht mit der maßlosen Bestrafung der Wilderer, Fronen, Eintreibung der Zehnten und sonstigen Gefälle der geistlichen Güter durch die Beamten, die man härter fand, als die vormalige Geistlichkeit und drgl. mehr. Das revolutionäre Feuer glimmte unter der Asche noch fort. Als im Jahr 1563 einer Frau in Dürrmenz, einem hartschaffenden, von herzlichem Erbarmen über den

Jammer und das Elend der Welt erfüllten Weib, das fleißig zur Kirche ging, ein Engel in weißem Gewande erschien, da sprach er zu ihr von der Verstockung der Reichen gegen die Armen. 1500 Menschen sollen nach Dürrmenz zusammengeströmt sein, um sie predigen zu hören, was der Engel ihr geoffenbart. Die meisten wollten auch gerne wissen, ob man die Jungfrau Maria noch anbeten solle. In Stuttgart war man zuerst etwas erschrocken. Das Schreckgespenst des Aufruhrs tauchte auf. Aber man begnügte sich dann, den Zulauf zu untersagen. Der Herzog stimmte dem bei und erklärte, der Irrtum möge gleich den andern vergehen. Es war doch nur wie ein träumerisches Aufzucken der alten Gedanken. Wenn auch eine grundsätzliche Aenderung der Lage des Bauernstandes nicht eingetreten war, so brachte doch der neue Staat mit seiner besseren Ordnung in vielem Erleichterung. Mehr Vertrauen war jetzt zwischen Obrigkeit und Untertanen. In den evangelischen Reichsstädten zeigte sich das schon bald nach dem Bauernkrieg. Längst waren den Bauern wieder die Waffen zurückgegeben worden, die man ihnen nach dem Aufruhr abgenommen. Die Zeit war anders geworden, das Faustrecht und die Fehden verschwunden. Der Ritter ritt nicht mehr mit Harnisch und Armbrust auf Krieg und Raub, sondern saß auf seiner Burg und las in der Bibel oder sammelte Altertümer und mußte sich gleich den landesväterlichen Fürsten zu einem rechtlichen Regiment bequemen. Die Gesetzgebung und Verwaltung Herzog Christophs war auch auf weltlichem Gebiet für ihre Zeit mustergiltig. Schon die Einführung eines gleichmäßigen Landrechts an Stelle des früheren Wirrwarrs war eine Wohltat. Der Geist der pflichtmäßigen Fürsorge für das Volkswohl, der den

Dr. Martin Luther.
Holzschnitt von Lukas Cranach, nach Luthers Tod erschienen.

Regenten beseelte, mußte sich auch nach unten fühlbar machen, so viel auch davon unterwegs bei den Beamten verloren gehen mochte. Es ist eine Zeit, wo viel regiert und bevormundet wird, es beginnt Bureaukratie und Schreiberstaat, mit all ihren Fehlern und Vorzügen. Aber für jetzt stand sich das Volk unter der neuen Art der Regierung nicht schlecht. Und eines von dem, was einst die Massen in ihrem dunklen Drang begehrt, das Wort Gottes, das hatten sie ja jetzt. Der Haß gegen die Kirche mit ihrer Pracht und ihrem Mutwillen war nicht mehr. Die Gründe, welche im weiteren Verlauf bis zum 30jährigen Krieg zum allgemeinen Zerfall der deutschen Volkswirtschaft und zum tiefen Sturz von der Höhe des Wohlstandes geführt haben, liegen außer allem Zusammenhang mit Religion und Kirche in der unglücklichen Verfassung des deutschen Reiches und der großen Aenderung der Handelswege. Vorerst aber machte sich dieser Verfall noch kaum bemerkbar, auch nicht in den zuerst davon betroffenen Handelsstädten. Teuerungsjahre, wie 1560 und die folgenden, haben ihre Ursache in Ueberschwemmungen, Hagelschlag und Mißernten. Sie bilden Ausnahmen und werden gerade deswegen bitter empfunden. Eifrig sorgte Christoph für die Hebung der Landeskultur. Er besaß schon 1554 eine Landkarte seines Fürstentums, er bemühte sich um Neckarschiffahrt und Bergwerke, sorgte für Zollschutz, um das Gewerbe in sein Land zu ziehen, ließ sich Obstbäume von auswärts kommen und pflanzte sie an. Im Verlauf des Jahrhunderts bis zu Christophs Tod sind trotz Krieg und Aufruhr etwa 40000 Morgen Landes urbar gemacht worden. So ist denn auch in der allgemeinen Lebenshaltung nach der Reformation kein wesentlicher Unterschied gegen früher zu erkennen. Jakob Ratz in Neuenstadt konnte sogar behaupten, der Bauer der Neuzeit lebe besser als früher Kaiser und König. Man hat immer noch Geld und Zeit übrig zur Verschwendung in wochenlangen Festen. Der naiv unbefangene Verkehr der Stände untereinander vom Fürsten herab bis zum Bauern, die Freude am Prunk, die Lust zur Verschönerung des Daseins und Vermehrung des Lebensgenusses dauert fort.

Für die schönen Künste ist unter den Wirren und der Aufregung der Reformationszeit naturgemäß weniger Raum gewesen. Mit der kirchlichen Kunst, mit dem Heer der Madonnen- und Heiligenbilder, mit Glasgemälden und Altären war stark aufgeräumt worden. Herzog Christoph fuhr darin ganz in den Bahnen seines Vaters fort. Die Götzen waren ihm immer sehr verdächtig. Es gelang doch auch ihm nicht, alles wegzuschaffen. Trotz ganz besonderen Befehls, die Götzenbilder in der Klosterkirche in Blaubeuren wegzutun, hat Alber, der in seinen letzten Lebensjahren Abt in Blaubeuren war, die Schätze derselben der anders denkenden Nachwelt gerettet. Die Freunde des Altertums hatten freilich Grund genug, zu klagen, das bilderstürmerische Wesen richte eine solche Barbarei an, daß man schier alles, was die Vorfahren gehalten, vergesse. Es war nicht nur die alte Kunst, es war auch viel ehrwürdige alte Volkssitte und Ueberlieferung aus grauer Heidenzeit, was verschwand. Die Reformation begann, was nachher die Aufklärungszeit noch gründlicher besorgt hat. In der schon erwähnten, 1525 erschienenen Schrift von Melhofer „Offenbarung der allerheimlichsten Heimlichkeit der jetzigen Baalspriester" kommt folgende sehr bezeichnende Stelle vor: „Meine

Eltern haben gehalten, es fahr in den Lüften ein Wagen voll Teufel und böser Menschen, das nannten sie das Wuettesheer, darin gepeinigt sollten sein viel armer Sünder, item es sei die Jungfrau Maria gnädiger zu Einsiedeln, dann zu Eriskirch, item, wer nit geweiht Wachs zu Lichtmeß brenn und durchs ganz Jahr im Haus hab, der sei kein guter Christ, item es sei ein gut Ding, daß man die umreisenden Seelen beschwöre, womit ihnen zu helfen sei, item man hab zu Rom mehr Gewalt, Sünd zu vergeben, denn zu Zurzach." So fiel alter Glaube und Aberglaube und damit auch die alte Kunst der Legenden und Heiligenbilder, wie die welken Blätter vor dem Sturme. Aber Barbarei war es nicht. Das Zeitalter Herzog Christophs zeigt, daß Liebe und Verständnis für die Kunst nicht geringer geworden waren. Nur baute man nicht mehr Kirchen, bei denen man sich begnügte, das bestehende, soweit man es brauchte, zu erhalten und dem neuen Gottesdienst anzupassen, sondern Fürstenschlösser, Rathäuser und Bürgerhäuser. Statt an Oelbergen und Heiligenbildern zeigen die Künstler ihre Kraft an Grabdenkmälern und Brunnenfiguren. Die Kunst wird weltlich. Stuttgart erlebte unter Herzog Christoph und seinen Nachfolgern seine schönste und eigenartigste Kunstentwicklung. Die Rathäuser, wie das von Heilbronn, die Werke so mancher Bildhauer von bedeutender Fähigkeit, wie Sem Schlör in Hall, beweisen, daß Stuttgart diese Kunst nicht der Laune eines Fürsten verdankte. Sie war aus dem Boden gewachsen. So mag der kraftvoll-trotzige Bau des alten Schlosses in Stuttgart, den Herzog Christoph durch seinen Baumeister Aberlin Tretsch aufführen ließ, so wie er dasteht in solider Einfachheit streng in sich geschlossen und erst dem Eintretenden reichere und heitere Gliederung offenbarend, als ein schönes Sinnbild der Zeit seiner Entstehung gelten, als ein Zeichen des Geistes, in dem der junge Protestantismus sich zuerst in der Welt eingerichtet hat.

Um die Pflege der Musik hat sich Herzog Christoph, ebenfalls in den Bahnen seines Vaters wandelnd, große Verdienste erworben. Seine Hofkantorei hat für ihre Zeit bedeutende Komponisten angezogen und namentlich den Kirchengesang gepflegt. Mancher jugendliche Sänger wurde später auf die Hochschule geschickt und studierte Theologie und trug so seine erworbene Gesangskunst unmittelbar in den Dienst der Kirche. Das war um so wichtiger, als oft der Pfarrer in Ermanglung von Orgeln und Kantor selbst den Vorsänger machen mußte. Die Dichtkunst hat ja in ganz Deutschland damals nicht den Aufschwung genommen, den man nach dem frischen Trieb der deutschen Sprache und des geistigen Lebens erwarten durfte. Das geistliche Lied der Reformation ist fast das einzige von bleibendem Wert, was diese Zeit geschaffen hat. Schuldig daran ist nicht bloß die überwuchernde Theologie, sondern vielmehr der Humanismus, der die besten Köpfe in den ausgetretenen Bahnen der Nachahmung der Alten im Lateinschreiben und -Dichten festhielt. In allen Kreisen des Volkes war viel Freude an dramatischen Aufführungen, geistlichen und weltlichen. Die Schulen pflegten sie eifrig, lateinisch und deutsch. Aber was dazu von einheimischen Dichtern gedichtet wurde, hat keinen großen Wert.

Um so mehr aber ließ man sich die Pflege der Wissenschaft angelegen sein. Der Protestantismus war ja aus dem Bunde des Glaubens mit der Wissenschaft geboren. Diesen

seinen Ursprung wird er nie verleugnen können. Trotz der Entzweiung mit Erasmus und dem weiten Kreis der Gebildeten, die sich um ihn scharten, ist in der Reformationszeit dieser Bund schon in der Person Melanchthons fest geblieben. Von den Männern der ersten evangelischen Kirche in Wirtemberg kann dasselbe gesagt werden, daß sie auf der Höhe der Wissenschaft standen und das auch niemals in ihrem Leben vergessen haben. Während Brenz 1537 in Tübingen weilte, als herzoglicher Kommissär und selbst Dozent, hat er noch Zeit und Lust gehabt, eine astronomische Vorlesung zu hören. Im Jahr 1557 machte er nach dem vergeblichen Religionsgespräch in Worms zur Erfrischung mit der ganzen wirtembergischen Gesandtschaft einen Ausflug nach Mainz, um die Reliquienschätze des Doms und die römischen Altertümer dort zu besichtigen. Bei Gelegenheit des Drucks der slovenischen Bücher in Tübingen und Urach vertiefte er sich sogar in die Geheimnisse der südslavischen Dialekte. Was in Wirtemberg unter Herzog Christoph für Wissenschaft und Bildung geschah, war mustergiltig. Die große Kirchenordnung von 1559 enthält einen planmäßig durchdachten Aufbau des gesamten Bildungswesens aus einem Gusse, von der Volksschule bis zur Universität. Alles steht unter einheitlicher Leitung, und was man heute erziehenden Unterricht nennt, das ist dort auf allen Stufen in dem streng religiösen Geist des Unterrichts gegeben. Die Hochschule in Tübingen erlebte eine Glanzzeit. Die theologische Fakultät mit Frecht, Beurlin, Heerbrand, Andreä hatte daran den Hauptteil. Das Stift in seiner neuen verbesserten Einrichtung nennt der berühmte Straßburger Schulmann, Johann Sturm, ein dauerndes Denkmal der größten Fürsten. Aber auch sonst fehlten in Tübingen bedeutende Männer nicht, wie der Philosoph Jakob Schegk, der Philologe Crusius, der Mathematiker Apian. Der beschränkte theologische Eifergeist nahm trotz der oben erwähnten Maßregelungen von Professoren erst später überhand. In der Einrichtung der Klosterschulen, die auf Brenz Rat zurückzuführen ist, zeigt sich ebenfalls der Sinn für den Wert der Bildung und das edle Streben, das Beste, was die alte Zeit mit ihren Klöstern gewollt, der neuen Zeit zu erhalten und die reichen Mittel zu einem dem ursprünglichen am nächsten liegenden Zweck zu verwenden. Wirklich der Zeit voran aber waren die Vorschriften für die Volksschule. Es ist hier zum erstenmal die allgemeine Volksschule als Ziel ins Auge gefaßt. Das Neue ist die Vorschrift, daß in sämtlichen Orten entweder eigene oder mit der Mesnerei verbundene deutsche Schulen eingerichtet werden sollen, sodann daß die Lehrer ohne Ausnahme einer Prüfung ihrer Fähigkeiten durch den Kirchenrat unterzogen werden und endlich, daß sehr sachgemäße methodische Vorschriften für den Unterricht gegeben sind. Es läßt sich denn auch nachweisen, daß infolge der großen Kirchenordnung in den nächsten 40 Jahren so ziemlich alle, auch die kleinen Filialorte des Herzogtums mit Schulen wirklich versehen wurden. Das Lehrziel ist gewiß nach heutigen Begriffen nicht hoch gesteckt, gründliches Lesen und Schreiben, Katechismus und Psalmensingen. Für Lehrerbildung geschah noch nichts. Die Lehrer waren oft nicht bloß Mesner, sondern Handwerker oder Kuhhirten wie früher. Der Kuhhirt von Nellingen verstand es 1538 wunderlich gut, die Knaben zu unterrichten. Nur Büttel und Feldschützen sollten die Lehrer nicht mehr sein. Aber das

Verdienst bleibt Brenz, daß er das Ziel der allgemeinen Volksbildung klar erkannt und die ersten Schritte zum Ziel hin getan hat. Es hat mehr als 200 Jahre gedauert, bis man darüber hinauskam. Aehnliche Schulordnungen wurden auch in all den Gebieten aufgestellt, die von Wirtemberg beeinflußt waren. Manche nachmals wieder katholisch gewordene Gebiete wie Pfalz-Neuburg verdanken so ihr Schulwesen der Reformation. Man hat auch damals auf katholischer Seite wohl erkannt, daß die Protestanten darin einen großen Vorsprung hatten. Es konnte da verordnet werden, daß die Kinder „nach der Weise der Lutheraner" geschult werden sollen.

Schon bisher hat Schwaben in dem ganzen Gang der geistigen Bewegung in Deutschland keine geringe Rolle gespielt. Viele Söhne des Landes standen auswärts an der Spitze. Wir sind ihnen schon oft begegnet: Melanchthon und Eck, die Gegner, die beide nicht durch Geburt, aber durch Verwandtschaft und Erziehung dem Lande angehören. Oekolampad in Basel, Urbanus Rhegius in Augsburg und später in Lüneburg sind auch noch mehrfach in der engeren Geschichte der Heimat zu nennen gewesen. Paul Speratus von Rötlen, nach vielen Irrfahrten Reformator im Herzogtum Preußen, der Dichter des Glaubensliedes: „Es ist das Heil uns kommen her", Berthold Haller von Aldingen in Bern, der Straßburger Domdekan Sigismund von Hohenlohe und viele andere haben einen guten Namen in der allgemeinen Geschichte. Unter den Wiedertäuferpropheten war der bedeutendsten einer der vielgewanderte Melchior Hoffmann aus Hall, der geistige Vater des münster'schen Messiaskönigtums. Jetzt aber hatte die wirtembergische Kirche durch Brenz und Herzog Christoph und durch sie schwäbische Geistesart einen so weitreichenden Einfluß, wie kaum je mehr seitdem. Brenz hat während der Interimszeit ehrenvolle Berufungen nach Magdeburg, Preußen, Dänemark, England erhalten und ausgeschlagen. Die wirtembergische Kirchenordnung hat nicht nur im engeren Umkreis der Heimat als Vorbild gedient, sondern auch weit hinaus in den Norden, in Preußen, in Braunschweig, in Jülich-Cleve, wo Brenz selbst seine Bedenken und Ratschläge einschickte. Die wirtembergischen Theologen waren allenthalben als Ratgeber und für dauernde Stellungen begehrt. In der Pfalz rang der wirtembergische Einfluß lange mit dem eindringenden Calvinismus, bis dieser schließlich den Sieg davontrug. In den fortgesetzten Unionsverhandlungen unter den Lutheranern und zwischen Lutheranern und Katholiken hat Brenz, seit dem Interim und vollends seit Melanchthons Tod unbestritten der erste Theologe im lutherischen Lager, stets in hervorragender Weise mitgewirkt. Freilich mit keinem anderen Erfolg, als daß er die Erfahrung machen mußte, daß durch alle Unionsverhandlungen nur der Streit gemehrt werde, „denn wer will unter den Fürsten Konstantinus und unter den Theologen Lutherus sein. Luge ein jeglicher Fuchs seines Balgs".

Aehnlich weitreichend und weitblickend war Herzog Christophs Tätigkeit im Reiche. Schon an dem Zustandekommen des Religionsfriedens von 1555 war er in hervorragender Weise beteiligt. Auch nachher trat er überall ein für den Schutz verfolgter Protestanten, für den Ausbau des Religionsfriedens, ebensosehr aber für allgemeine Reichsinteressen. Ein Hauptanliegen war ihm die Einigung der evangelischen Fürsten

über ein gemeinsames Bekenntnis. Er suchte dieses Ziel zu erreichen durch Fernhaltung der Theologen und allgemeine Anerkennung des augsburgischen Glaubensbekenntnisses. Der Höhepunkt dieser Bestrebungen war der Naumburger Fürstentag im Jahr 1561, wo wirklich sämtliche anwesenden Fürsten das Glaubensbekenntnis unterschrieben, und in der Folge auch die nicht vertretenen Städte und kleineren Herren. Dem Theologenhader war damit doch nicht abgeholfen und der offenbar werdende Calvinismus des Pfälzer Kurfürsten sprengte die Einigkeit vollends ganz. Hauptsächlich dadurch wurden auch die großen Hoffnungen vereitelt, welche Christoph auf den Erzherzog und späteren Kaiser Maximilian II. gesetzt hatte. Er tat alles, um diesen in seinen evangelischen Neigungen zu bestärken, die so weit gingen, daß er einmal an Christoph schrieb, er hoffe, „daß noch dem Papst der Hals gar abgestochen werde". Mit unter dem Eindruck der protestantischen Uneinigkeit zog sich Maximilian als Kaiser immer mehr zurück und die einzige praktische Folge war, daß er in den östreichischen Erblanden der Reformation keine Hindernisse in den Weg legte. Die evangelische Kirche in Oestreich wurde von Wirtemberg aus mit aller Macht gefördert. Viele Oestreicher studierten in Tübingen, wirtembergische Theologen wurden hineingeschickt nach Oestreich. Der Apostel der Slovenen in Krain, Primus Truber, hat in Wirtemberg Aufnahme gefunden und konnte in Tübingen seine Werke in slovenischer Sprache drucken lassen. Hans Ungnad von Sonnegg, ein im Dienst ergrauter kaiserlicher Feldhauptmann, richtete in Urach in der alten Behausung der Kappenherren eine eigene Druckerei für Werke in slovenischer und kroatischer Sprache ein. Beiträge von protestantischen Fürsten und Städten, auch von König Maximilian, hielten neben den großen Leistungen des Herzogs Christoph und des Freiherrn selbst das Werk aufrecht. Bis in die Türkei gingen die Bibelboten; auch die Türken sollte hiedurch Gott „mit dem Schwerte seines allmächtigen und ewigen Wortes schlagen". Aber auch nach Polen und ins italienische Sprachgebiet erstreckte sich des Herzogs Fürsorge. Der Mann, der in all dieser weitverzweigten Missionstätigkeit als Hauptwerkzeug diente, war Vergerio, der frühere päpstliche Legat. Er stand viele Jahre im Dienste des Herzogs, übersetzte Werke von Brenz ins Italienische, schrieb selbst Streitschriften, sorgte für ihre Verbreitung und führte allerlei diplomatische Sendungen in Religionsangelegenheiten aus. In die französischen Wirren wurde Christoph ebenfalls hineingezogen. Er bemühte sich vergeblich, eine mildere Behandlung der Evangelischen zu erreichen und einen dauernden Religionsfrieden zu stiften. Ein wichtiges Ereignis in diesen durch viele Jahre sich hinziehenden Verhandlungen war die Sendung der Theologen Beurlin, Bidembach und Andreä zum Religionsgespräch in Poissy im Jahr 1561. Sie kamen aber zu spät und richteten trotz des ehrenvollen Empfangs durch den König und die Königinmutter Katharina wenig aus. Beurlin starb in Paris an der Pest. Die andern kehrten heim, vom König mit Pelzwerk, von der Königin jeder mit einem goldenen Gürtel für seine Hausfrau beschenkt. Aber zum Eingreifen in französischen Dingen machte sie schon ihr ausschließlich lutherischer Standpunkt untauglich. Auch die Zusammenkunft des Herzogs und seiner Theologen mit den Führern der katholischen Partei in Frankreich, dem Herzog von Guise

und dem Kardinal von Lothringen, zu Zabern im Elsaß im Jahr 1562 erwies sich bald als leeres Spiel der Guisen mit der ernsten Sachlichkeit und Vertrauensseligkeit des Herzogs. Die Guisen wußten zwar sehr schön zu tun und erwiesen namentlich dem „Vater Brenz" große Ehre, ließen sich auch vernehmen, daß sie an der augsburgischen Konfession gar nichts auszusetzen haben und sich mit den deutschen Theologen wohl vergleichen könnten. Was sie wollten, war doch nur ein Verdammungsurteil von Brenz über die französischen Calviniſten und die völlige Preisgebung der Hugenotten durch die deutschen Protestanten. Es ist Brenz bei seiner sonstigen Stellung gegen die Calviniſten hoch anzurechnen, daß er sich nicht fangen ließ und mit keinem Wort die blutige Verfolgung der Hugenotten in Frankreich billigte. Ebenso wenig aber wollte Christoph auch von kriegerischen Plänen zur Unterstützung der Hugenotten oder der damals gegen die spanische Herrschaft sich erhebenden Niederländer wissen. Dem mehr als einmal besprochenen Weltbund der protestantischen Mächte war er ganz abgeneigt. In echt lutherischer Weise wollte er in und außer dem Reich nur friedliche Ausbreitung des Evangeliums. Dafür wirkte er nicht nur durch diese weitaussehenden politisch-theologischen Bemühungen, sondern auch durch großartige Liebestätigkeit an Glaubensgenossen in der Nähe und in der Ferne. Bedrängte Gemeinden in Graubünden, in Metz, in Trier wurden unterstützt, Kirchenkollekten im Lande für solche Zwecke, wie z. B. zur Unterstützung der verfolgten Waldenser, veranstaltet. Wie schon das Beispiel der Waldenser zeigt, war man im Ausland nicht immer so engherzig lutherisch, wie in der Heimat. So fanden auch die böhmischen Brüder, der ehrwürdige Rest der einstigen Hussitenbewegung, kräftige Teilnahme in Wirtemberg. Um sie mit Geistlichen zu versorgen, nahm Herzog Christoph einige junge Leute aus ihrem Kreise ins Stift auf.

So ist denn Vieles, was in den schöpferischen Jahren der Reformation ausgesprochen und verlangt worden ist, zur Wirklichkeit geworden. Viele Keime sind erstickt, viele Hoffnungen nicht erfüllt worden. Gutes und Wertvolles hat der Strom der Zeit mit hinweggenommen. Aber das Neue war das Opfer wert. Daß es niemand gereute, sieht man aus dem denkwürdigen Beschluß des wirtembergischen Landtags von 1565, durch den einstimmig von den Landständen und vom Fürsten für alle seine Nachkommen die evangelische Religion als Grundlage des Staates anerkannt und die Erhaltung des Kirchenguts für die Zwecke der Kirche auf immer festgesetzt wurde. Als Herzog Christoph 1568 starb folgte ihm die Liebe und Dankbarkeit seines Volkes und die Trauer des deutschen Reiches, unter dessen Fürsten er der Besten einer gewesen war. Bald nach ihm haben auch die letzten Zeugen der großen Anfangszeit der Reformation die Augen geschlossen, Alber und Brenz, beide in demselben Jahr 1570. Erfurchtsvoll schaute das jüngere Geschlecht zu ihnen auf, die noch Zeitgenossen und Mitkämpfer Luthers waren und den Grund zu dem Haus mitgelegt, in dem jetzt die Enkel sich in ihrer Weise einrichteten. Wir haben Brenz' Wirken von Anfang an verfolgt, wie er vom Kleinen zum Größeren ruhig und stetig fortschritt, bis er der unbestrittene geistige Führer eines weiten Kreises wurde. Sein Wirken ist ein selten glückliches. Sein Leben lang war er frei von grämlicher Verdrießlichkeit, leiblich und

geistig gesund, ein tüchtiger Fußgänger und Reiter und ein unermüdlicher Arbeiter, freundlich und gefällig den Menschen, daß er niemand gern von seinem Antlitz traurig habe hinweggehen lassen, offen dem Eindruck der schönen Welt in der Kunst des Schloßgartens in Stuttgart und in der Einsamkeit seines Schwarzwaldsitzes in Bulach, ein Mann, der Gott glaubte und den Menschen Gutes zutraute, und wohlgemut und unerschrocken tat, was ihm selbst zur Wahrheit geworden war. Die Wahrheit schöpfte er aus der Schrift, in die er neben allen andern Geschäften sich immer wieder vertieft und deren Inhalt er sich beugte, ohne daß es ihn schwere innere Kämpfe gekostet hätte, wie Luther, zur Freudigkeit des Glaubens durchzudringen. So tief er wurzelte in der Stille des gottinnigen Gemüts, so war doch sein ganzes Wesen auf Tätigkeit gerichtet. „Man lernt in der Kirche wohl, wie man fromm sein soll, aber die Frömmigkeit will herausen in den Geschäften geübt sein", sagt er in seiner ersten Kirchenordnung. Sein Lebensabend ist harmonisch verlaufen. Er durfte mehr Anerkennung sehen, als seine Bescheidenheit erwartete, neben der Feindschaft, die auch er auf sich zog, wie jeder, der tüchtig in der Welt zugreift. Er durfte sich ohne Bitterkeit seines Lebenswerkes freuen. Die Einrichtungen des Staates und der Kirche, die Formen der Lehre, wie sie damals zuerst ausgebildet wurden, sind vergänglich gewesen und haben der Zeit ihren Tribut gezahlt; niemand wird mehr als Brenz' Hauptverdienst seinen Kampf gegen die Zwinglianer und sein Eintreten für die reine Lehre im damaligen Sinn bezeichnen, wie er es selbst in seinem Testamente getan hat. Aber die Hauptsache war und bleibt doch das neue innere Leben in der Kraft Gottes, das in Luther und seinen Genossen aufgegangen ist, unter die wir jetzt ohne Furcht, daß sie sich nicht vertragen, neben Brenz auch die andern Gründer unserer Kirche, einen Blarer, Oekolampad, Sam stellen dürfen. Daß sie dies neue Leben unter uns gepflanzt, das danken ihnen alle, die an ihrem Erbe sich selbst erbauen und sich kräftigen in dem Jungbrunnen ihres männlichen, aufrechten Christentums. Was sie für die Geschichte geleistet haben, das steht seit bald 400 Jahren mit unauslöschlichen Zügen eingegraben im Denken und Reden, in Gesetzen und Ordnungen unseres Volkes, bis zur Gegenwart.

Wir sind mit der Schilderung der Zeit des Herzogs Christoph und seines Brenz schon weit über die Schwelle der Reformationszeit im eigentlichen Sinn hinausgeschritten. Auf das große Ganze des deutschen Reiches gesehen, endet diese Zeit mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555. Endgiltig entschieden ist von da an, daß die kirchliche Reformation allein von allen Reformplänen übrig bleibt, daß auch diese zur Fürsten- und Staatssache geworden ist, und weder der einzelne Christ noch das ganze Reich mehr etwas dabei zu sagen haben. Die vorbildlichen Ordnungen in Verfassung und Gottesdienst der neuen Kirche sind fertig; als das Grundbekenntnis der deutschen evangelischen Staaten ist die 1530 dem Kaiser vorgelegte Rechtfertigungsschrift Melanchthons allgemein anerkannt. Als eine völlig neue geistige Macht tritt nun die durch den Jesuitenorden und das wieder versammelte Konzil von Trient umgewandelte katholische Kirche auf den Schauplatz und bemächtigt sich der wenigen notdürftig katholisch gebliebenen Fürstentümer, vor allem aber der so völlig verweltlichten und oft der Gefahr der Auflösung

im Sturm der Zeit fast unterlegenen Bistümer und Abteien. Es ist von da an Ringen um den Besitzstand, in dem langsam aber sicher der evangelische Teil aus der Rolle des Angreifers verdrängt wird und sich auf ein mühsames Verteidigen der errungenen Länder und Gebiete angewiesen sieht, bis im 30jährigen Krieg der Kampf auf Leben und Tod ausbricht. Die Zeit der Gegenreformation ist gekommen. Auch auf dem engeren Gebiet des heutigen Württemberg entbrennt der Kampf und spielt von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg; gerade die kleinen Herrschaften und Ritterdörfer sind der Hauptschauplatz. Der Bischof von Augsburg, Otto von Waldburg und der Würzburger Julius Echter von Mespelbrunn sind die gewaltigsten Vorkämpfer. Als das erste Wetterzeichen der veränderten Lage darf die Bekehrung des Grafen Ulrich von Helfenstein zur katholischen Kirche im Jahr 1567, unter besonderer Mitwirkung des Bischofs von Augsburg und des ersten Provinzials der deutschen Jesuiten, Peter Canisius bezeichnet werden. Die kaum vollendete Reformation der Herrschaft Wiesensteig war damit vernichtet. Die katholische Kirche rafft ihre Kräfte zusammen, bildet einen würdigen Klerus heran, visitiert und ordnet, lernt predigen, katechisieren und Schule halten. Auch sie, wie sie damals wurde und heute ist, hat der Reformation nicht wenig zu verdanken. Württemberg ist aus diesen Kämpfen hervorgegangen, ebenso konfessionell zerspalten, wie ganz Deutschland, ein Spiegelbild im kleinen von der Mischung der Konfessionen im großen. Auch wir haben damit unsern Teil an der schweren weltgeschichtlichen Aufgabe, welche dem deutschen Volke zu lösen aufgelegt ist, den geistigen Kampf um die Religion so zu führen, daß darüber das Band gemeinsamen Denkens und Fühlens nicht zerreißt und wir trotz allem, was uns trennt, dennoch ein Volk bleiben können.

Zeittafel.

Allgemeine deutsche Geschichte.

1483 Martin Luther geboren.

1517 Beginn der Reformation, 95 Thesen.
1519—1556 Kaiser Karl V.
1521 Reichstag zu Worms.

1523 Reichstag zu Nürnberg.
1524 Zweiter Reichstag zu Nürnberg.

1524 Reformation in Zürich.

1525 Der Bauernkrieg.
1526 Reichstag zu Speier.

1527 Reformation in Kursachsen.

1529 Reichstag zu Speier, Protestation.
1529 Marburger Gespräch.
1530 Augsburger Reichstag, Bekenntnis.
1530 Schmalkaldischer Bund.

1532 Nürnberger Religionsfriede.

1536 Wiedertäufer in Münster.

Württembergische Geschichte.

1498 Ulrich, Herzog von Wirtemberg.
1515 Herzog Christoph geboren.
1519 Herzog Ulrich vertrieben.
1521 Eberlin in Ulm.
1521 Alber in Reutlingen.
1521 Brenz in Hall.
1521 Lachmann in Heilbronn.
1521 Weiß in Crailsheim.
1524 Reutlinger Maischwur.
1524 Sam in Ulm.
1524 Althamer in Gmünd.
1524 Albers Freisprechung vor dem Reichsgericht in Eßlingen.
1525 Der Bauernkrieg.
1525 Neue Kirchenordnung in Crailsheim.
1526 Neue Kirchenordnung in Reutlingen und Hall.
1528 Neue Kirchenordnung in Heilbronn.
1526 Beginn der Wiedertäuferbewegung.
1527 Sattler in Rottenburg hingerichtet.
1525 ff. Abendmahlsstreit.

1531 Reformation in Ulm, Stadt und Land, Oekolampad, Blarer.
1531 Reformation in Biberach.
1531 Reformation in Eßlingen, Blarer.
1532 Reformation in Isny, Blarer.
1532 Sam gestorben.
1534 Herzog Ulrichs Rückkehr, Reformation in Wirtemberg, Blarer, Schnepf.

1536 Wittenberger Konkordie.

1540 Religionsgespräch in Worms.
1541 Religionsgespräch in Regensburg.

1546 Luther gestorben.
1546 Schmalkaldischer Krieg.
1546 Abzug der Bundesfürsten aus Süddeutschland.
1547 Schlacht bei Mühlberg.
1548 Geharnischter Reichstag in Augsburg, Interim.

1550 Reichstag in Augsburg.
1552 Fürstenkrieg.
1552 Passauer Vertrag.

1555 Augsburger Religionsfrieden.

1535 Reformation in Giengen a. Br.
1538 Blarers Entlassung, Sieg des Luthertums in ganz Schwaben.

1541 Reformation in Hohenlohe-Weikersheim.
1544 Huberinus in Oehringen.
1546 Reformation in Ravensburg. Leutkirch, Bopfingen.
1546 Süddeutschland ergibt sich dem Kaiser.

1548 Der Kaiser in Ulm, Verhaftung der Prediger.
1548 Allgemeine Entlassung der evangelischen Prediger, Aufrichtung der Interimskirche.
1550 Herzog Ulrich gestorben.
1552 Reise der evangelischen Theologen nach Trient.
1552 Das Interim in Wirtemberg, dann in den Städten beseitigt.
1553 Neue Kirchenordnung in Wirtemberg, Brenz.
1556 Kirchenvisitation und Reformation in Hohenlohe.
1559 Große wirtembergische Kirchenordnung.
1568 Herzog Christoph gestorben.
1570 Brenz und Alber gestorben.

AUG 2 2 1975

JUN 1 1976

BR857.W8S29
Reformationsgeschichte Wurttemberg
Andover-Harvard 001741061
3 2044 077 954 949

1 2 3 4 5 6 7 8 9

SCHMID, Reinhold.
AUTHOR
Reformationsgeschichte
TITLE
Württembergs.

Call Number
BR
857
.W8
S29

SCHMID, Reinhold. BR
Reformationsgeschichte 857
Württembergs. .W8
S29